Digitized by Google

F. H. P. S. N.
Ex Bibliotheca ecclesiæ
Collegiatæ Lateranensis ad
S. Nicolaum prope Passavium

Biogr. c. 293/8, 17
Schlichtegroll

Hbk!
A 36

Digitized by Google

B. Bibl. ... 93 (8,

<36619505400017

<36619505400017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Nekrolog

auf das Jahr 1797.

Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Deutschen.

Gesammelt

von

Friedrich Schlichtegroll.

Achter Jahrgang.

Erster Band.

Πολλοι
Μεμνανται, καλον ἐι τι πονεθη. PIND.

Gotha,
bey Justus Perthes, 1801.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Dem

Durchlauchtigsten Kronprinzen

von Preußen

Friedrich Wilhelm

bey

der hundertjährigen Jubelfeyer

der Preußischen Krone,

zum Zeichen

dankvoller Anerkennung alles Guten,

das seitdem

der Menschheit und den Wissenschaften

durch Preußens Könige

zu Theil ward,

in Unterthänigkeit

gewidmet

v. d. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dir, zum Großen bestimmt, send' ich
aus fernem Gefilde
An dem heilgen Tag hier nur ein
kleines Geschenk.
Aber voll ist mein Herz von Dank und
frommen Gelübden,
Edler Königssohn, für Dein
erhaben Geschlecht.
Muster von Weisheit und Muth und
Menschenliebe und Stärke,
Felsenfestem Sinn, helfender Mild-
thätigkeit,
Selbstbesiegung und Treue, vom Schutze
der lieblichen Musen —
Weißt Dein alter Stamm vielfach
und herrlich Dir auf.

Wirst

Wirst Du einst werden wie sie, den Königssinn erben vom Vater,
Von Ihr, die Dich uns gab, die unaussprechliche Huld: —
O so sey willkommen dem hoffenden Menschengeschlechte,
Sey ein Friedefürst, so wie Dein Vater es ist!
O so sey uns willkommen, sey einst der Held des Jahrhunderts —
Und das Schicksal web' für Dich ein seliges Loos.

Am Jahrstag
der Preuß. Krönung
d. 18. Jan. 1801.

Schlichtegroll.

Digitized by Google

Nekrolog

auf das Jahr 1797.

Erster Band.

Den 1. Aug.

Franz Graf Spaur,

kaiserl. Geheimer Rath und Reichskammerrichter zu Wetzlar a).

Menschen, die sich blos durch die Kraft ihres Geistes zu hohen Ehrenstellen schwingen, nie um hohe Protektionen gebuhlt haben, und in jeder Gelegenheit einen ungewöhnlich festen Karakter zeigten, verdienen vorzüglich für die nach Vollkommenheit strebende Nachwelt als Muster der Nachahmung eine Stelle in diesem Nekrolog.

Zu

a) Hoffentlich werden die mehresten Leser des Nekrol. mir keinen Vorwurf darüber machen, der von einem glaubwürdigen Verfasser herrührenden Lebensbeschreibung eines so preißwürdigen deutschen Patrioten eine größere Ausführlichkeit verstattet zu haben, als sonst der Nekrolog einzelnen Biographien einräumt. S.

Zu dieser Gattung Menschen verdienet Franz Graf Spaur gezählt zu werden. Ein sehr kompetenter Zeuge — Freyherr von Fahnenberg auf Burgheim, ehemaliger Reichskammergerichts-Assessor, nun kaiserlicher Direktorial-Gesandter am Reichstage zu Regensburg — schrieb nach seinem Tode von ihm an den Verfasser dieser Biographie: „Seit „der wohlthätigen Errichtung des kaiserlichen „Reichskammergerichts wurde Kaisers Maxi„milians Zepter von keiner würdigern Hand „geführt, als von seiner. Sein Verstand, „scharfer Blick, schneller Begriff, vollkommene „Kenntniß der Gerichtsverfassung, seine Di„rektorial-Weisheit, die seltene Gabe, wahres „Talent zu erkennen, und seine Kaltblütigkeit, „können nur bewundert, nicht beschrieben „werden.“ —

Sein gerader, altdeutsch-gesinnter Vater war Präsident der Regierung zu Innsbruck in Tyrol, seine Mutter aber eine geborne Gräfin von Trapp, die ihn im August 1726 gebahr.

Sorgfältig pflegten die vernünftigen Aeltern die schon frühe sich zeigenden Keime der Sittlichkeit; die Bildung seiner Talente wurde

hier-

hiernächst einem geistlichen Hofmeister überlassen, und seinen Studien mußte er unter der Leitung der damals sehr begünstigten Jesuiten in Innsbruck obliegen.

Als Jüngling zeichnete er sich durch eine leichte, schnelle Fassungskraft, und ein außerordentlich treues Gedächtniß aus. Er erwarb sich die Gunst seiner feinen Lehrer, die den guten brauchbaren Stoff, der sich in dem Jünglinge zu entwickeln begann, kaum bemerkten, als sie schon den Plan entwarfen, ihrem Orden ihn zu gewinnen. Seine Aufnahme in die Marianische Sodalität, seine Beförderung zu den höhern Würden derselben, die ascetischen Betrachtungsbücher, welche man dem feurigen Jünglinge in die Hand gab, und der ihm dargebrachte Weihrauch sollten den Weg dazu bahnen. Man würde auch beynahe diesen Plan durchgesetzt haben, wenn die für die Vorzüge des Jesuiten-Ordens erhitzte Phantasie des Jünglings nicht von der kältern Beurtheilung der Aeltern abgekühlt, und seine Vernunft zur reifern Prüfung geleitet worden wäre. Im männlichen Alter erzählte er öfters seinen Freunden mit belehrender Theilnahme und dem wärmsten Dank gegen seine Aeltern, die ihn

von dem Eintritt in den Jesuitenorden abhielten, aus seinem eigenen Beyspiele die üblen Wirkungen der zu sehr auf die Phantasie der feurigen Jugend wirkenden Legenden und ascetischen Betrachtungsbücher, die ihm den Wahn fest eingeprägt hatten, daß man nur als Mitglied eines Mönchsordens und durch die strengsten Kasteiungen zum Besitz der Seligkeit jenseits des Grabes gelangen könnte.

Die Philosophie, wie sie im Anfange und in der Mitte des 18ten Jahrhunderts — besonders von den Jesuiten — gelehrt wurde, war nicht geeignet, in einem jungen Menschen Forschbegierde zu erregen und zu unterhalten, oder ihm helle Begriffe mitzutheilen. Sie füllte den Kopf mit aristotelischen Spitzfindigkeiten, und die Art, wie die Geschichte von jenen Lehrern vorgetragen wurde, schläferte in frommen Glauben ein. Das ausgezeichnete Talent und der denkende Kopf aber wurde durch jene Methode sehr leicht zum Skepticism verleitet, und dieser schlich sich auch in die Seele des 18jährigen Franz Spaur. Disputiren mit seinen Lehrern, seinem ältern geistlichen Bruder Joseph und seinem Oheim Leopold Spaur — die beyde als Fürsten und Bischöfe

zu

zu Brixen in dem Rufe würdiger und gelehrter Männer starben — war von nun an seine Lieblings-Unterhaltung. Spinoza verdrängte die Scholastiker, Sarpi den Pallavicini, und später wurden die Ascoten mit den Werken Rousseau's vertauscht. Erst nach dem Verlauf mehrerer im Denken über Wahrheit und Religion zugebrachter Jahre ging der von ihm eingesogene Skepticism in einen beruhigenden Dogmatism über, dem er unverändert bis in den Tod treu blieb.

Während dem bey dem Studium der Logik und Physik durchlebten Zeitraum erreichte die Kraft seines Gedächtnisses einen so hohen Grad, daß sich kein Gedanke eines mit Aufmerksamkeit durchlesenen Buches in demselben verlor, und er die Ideen seiner Lieblings-Schriftsteller meistens mit eben denselben Worten zurückgab.

Mit dieser Stimmung und Bildung fing er an, die juridischen Collegien in Innsbruck zu hören, und bald faßte er den Geist der Gesetze besser, als seine Lehrer, die nach einem alten pedantischen Schlendrian die Pandekten vorzulangweilen gewohnt waren, und deren Vortrag nicht durch die mindeste Literatur gewürzt wurde. In der Mitte der Finsterniß

aber, die damals in Innsbruck im religiösen, juridischen, philosophischen und literarischen Fache herrschte, wurde dennoch Montesquieu's Geist der Gesetze Franzens Lieblingsbuch, und die praktische Anwendung des Geistes der Gesetze seine liebste Beschäftigung.

Sein älterer Bruder Johann — der als Landeshauptmann, vom ganzen Lande Tyrol geliebt, starb — und er wetteiferten miteinander im Studiren und in praktischen Uebungen, als beyden in dem 19ten und 20sten Jahre ihres Alters die Regierung in Innsbruck zu besuchen erlaubt wurde. Franz zeichnete sich auch hier durch Scharfsinn und Schnelligkeit im Begreifen aus, und verfehlte nie den wahren Standpunkt, aus welchem die ihm zur Ausarbeitung anvertrauten Rechts- oder Criminalfälle zu beurtheilen waren. Nie war er hiebey Nachbeter fremder Gedanken; er ging seinen eigenen Weg, und prüfte genau jede Autorität, ehe er sie seinem System anpaßte. Auch fand der Entwerfer dieser Biographie in seinen nachgelassenen, theils gedruckt, theils ungedruckten Schriften, nie geborgte Citationen außer den Reichsgesetzen, mit deren Geist er sich ganz vertraut gemacht hatte.

Franz

Franz war 21 Jahre alt, als er mit seinem Bruder Johann Deutschland durchreiste und verschiedene Höfe dieses Reiches besuchte. Seine einnehmend schöne Figur, sein blaues, sanftes, und Scharfsinn verrathendes Auge, seine mit Ernst und Denkkraft bezeichnete Stirne, und seine nicht geringe bescheidene Fertigkeit sich auszudrücken, erleichterten ihm den freyen Zutritt in jede gute Gesellschaft.

Er erwarb sich auf dieser Reise die Gunst vieler Großen und würdigen Männer, ohne ihnen zu schmeicheln. Vorzüglich schenkten ihm in Mainz der damals regierende Kurfürst Joseph Friedr. Carl Graf Ostein, und sein Großhofmeister Graf Stadion, in Wien aber der Reichshofrathspräsident Graf Wurmbrand ihre volle Achtung und Aufmerksamkeit. Diesen beyden unterrichteten Männern dankte er nachher seinen schärfern Blick in das Herz der Menschen, die er stets so richtig zu beurtheilen wußte, und die von dem letztern gelehrten Manne ihm anvertrauten und kritisirten Arbeiten lehrten ihm die richtige Anwendung der Reichsgesetze, worin er sich einen seltenen Grad der Fertigkeit erwarb.

Die beyden Brüder kehrten nun nach ihrem Vaterlande Tyrol zurück, dessen Diensten sich Johann widmete; Franz wurde aber bald von dem alten Freunde seines Vaters, dem Großhofmeister und Minister Grafen Stadion, nach Mainz berufen, von Stadion, der einer der gebildetsten Männer seiner Zeit war, und dem seine reife Menschenkenntniß das ausgezeichnete Talent bald verrieth, das aus dem Auge des Grafen Franz Spaur leuchtete. Dieser empfahl ihn dem Kurfürsten Grafen Ostein, einem leutseligen, biedern und vernünftigen Vater seiner Unterthanen. Der Kurfürst gewann den feurigen, arbeitsamen, jungen Mann lieb, stellte ihn als Rath bey der Mainzer Regierung an, und gab ihm den Kammerherrnschlüssel. Franz nahm diese Stellen mit Dank an, widmete sich nun ganz den Diensten jenes menschenfreundlichen Kurfürsten, lebte blos den ihm anvertrauten Regierungsgeschäften, und füllte seine Erholungsstunden mit nützlicher Lectüre aus, die durch den feinen und gebildeten Geschmack des Grafen Stadion geleitet wurde. Von der Brauchbarkeit des Grafen Spaur und von seiner Fertigkeit im Arbeiten überzeugt, vertraute

ihm

ihm dieser die wichtigsten Staatsgeschäfte an, deren Bearbeitung den Beyfall des hellsehenden Kurfürsten und seines Ministers erhielten und vermehrten.

Schon als Regierungsrath zeichnete er sich durch eine strenge, unpartheyische Anhänglichkeit an die bestehenden Gesetze aus, und die Klagen des Fiskus siegten selten, wenn er Referent war. Als ihm der Kurfürst einmal darüber Vorwürfe machte, und ihn fragte: warum er meistens gegen die kurfürstlichen Rechte, und jene der Hofkammer spreche? antwortete er mit einer bescheidenen Liebe zur Wahrheit: „Weil ich meiner Ueberzeugung und den Gesetzen gemäß glaube, daß Sie meistens Unrecht haben, und der Fiskus nur darauf bedacht zu seyn scheint, die Vorrechte des Landesherrn auf Rechnung anderer zu vergrößern.“ Diese Freymüthigkeit vermehrte das Zutrauen dieses weisen Fürsten zu seinem jungen Rathe, dem er bald nachher im Jahre 1754 die wichtige Stelle eines Vicedoms in der Stadt Mainz anvertraute. Fürsten und Diener können sich in diesem Muster spiegeln. Die so seltene, uneigennützige Freymüthigkeit des jungen Rathes und das von einem Wahrheitliebenden

Fürsten an derselben öffentlich bezeigte Wohlgefallen durch die gegebene Belohnung bauet jenem und diesem eine dauernde Ehrensäule.

Franz Graf Spaur übernahm jene Stelle in dem 28sten Jahre seines Alters, und mit dieser die Direktion der Mainzer Polizey, der Criminalgeschäfte und der Gerichtsbarkeit des Magistrats. In diese Epoche seines Lebens fällt auch seine engere Verbindung und Freundschaft mit dem gräflich Stadionschen Hause. Der Großhofmeister Stadion wünschte sehnlichst, den Mann, der seine Pflichten so streng und vernünftig erfüllte, noch fester an sich zu ketten, und sah zu diesem Endzweck die Neigung sehr gerne, welche er gegen seine zweyte Tochter Therese äußerte. Die Vorzüge seines Karakters verscheuchten alle Mitwerber, und Theresens Hand wurde ihm den 24. März 1754 auf dem Stadionischen Gute Warthausen in Schwaben zu Theil. Uneigennützige Liebe und wechselseitiges Vertrauen war der einzige reine Beweggrund dieser ehelichen, während ihrer Dauer durch keinen Unfall getrübten, durch die Folgen gesegneten Verbindung. Diese von den beyderseitigen Aeltern gebilligte Wahl zeugt von dem guten Geschmack und der

rich-

richtigen Menschenkenntniß des Grafen Spaur. Seine Gattin verband mit körperlicher Schönheit einen sanften und tugendhaften Karakter; Vernunft und gute Laune waren die treuen Begleiter ihrer Handlungen, und ferne von der eitlen Begierde, öffentlich zu glänzen, suchte und fand sie in der häuslichen Eintracht, in der Ordnung ihrer wirthschaftlichen Geschäfte, in einem gefälligen Betragen gegen ihren Gatten — mit einem Worte — in der Erfüllung ihrer Pflichten, ihr vorzüglichstes Vergnügen. Diese vortreffliche Frau gebahr im Jahr 1756 den 1. Hornung ihren ersten Sohn Friderich, jetzt Domherrn zu Salzburg und Passau, und im May des folgenden Jahres den zweyten Sohn, Joseph. Seit diesem frohen Ereigniß widmete ihr Gatte seine von Berufsgeschäften befreyten Stunden ganz den süßen Vaterpflichten, und im seltenen Einverständnisse strebten Gatte und Gattin ihren Söhnen eine vorurtheilfreye Erziehung zu geben; weder alte Gebräuche, noch Ammengeschwätz hatte Einfluß auf ihre Erziehungsmethode; die Vernunft allein bestimmte hierin ihre Maasregeln.

Durch strenge Aufrechthaltung der Gesetze, der Ruhe und Ordnung, und durch ein liebevolles

volles Betragen gegen jedermann, besonders aber gegen Nothleidende, erwarb sich indessen der Vicedom die Liebe und das Vertrauen der ganzen Mainzer Bürgerschaft. Seinem Winke wurde ohne Widerspruch gefolgt, und sein Rath war jedermann Bedürfniß und Trost. Seinem thätigen Bestreben hatte das Mainzer Armenhaus und die damit verknüpfte Arbeitsanstalt ihre zweckmäßige Einrichtung zu verdanken, und die Verbesserung der Löschanstalten bey Feuersbrünsten war sein Werk. Sein menschenfreundlicher Geist milderte die unbarmherzigen Torturgesetze, und äußerst selten stimmte er für die Todesstrafe. Nie war der todte Buchstabe der Gesetze, sondern ihr Geist die Richtschnur seiner gefällten Urtheile, und bey jeder Gelegenheit zeigte er Menschenliebe, Gegenwart des Geistes, und eine kaltblütige Anhänglichkeit an die Pflichten seines Standes und Amtes. Nur eine Anekdote aus seinem Leben mag zum Beweise des Gesagten dienen.

In dem Armenhause zu Mainz brach in der Nacht Feuer aus. Sein thätiger Geist lenkte die Löschanstalten. Er bemerkte, daß dem schnell um sich greifenden Feuer nur durch die

Durch-

Durchbrechung einer, einem Kloster gehörigen, Gartenmauer Einhalt gethan werden konnte, um durch diese Oeffnung die Feuerspritzen in eine wirksamere Richtung zu bringen. Die zu diesem Ende auf seinen Wink herbeygeeilten Handwerksleute wurden aber in ihrer Arbeit durch die Mönche jenes Klosters gestört, die gegen die Durchbrechung ihrer Gartenmauer eine Protestation einlegten. Als sich diese Mönche durch keine vernünftige Vorstellung bewegen ließen, und mit hartherzigen Starrsinn ihre Mauer schützten, wurden die beyden protestirenden Mönche auf des Vicedoms Befehl für ihre Hartherzigkeit körperlich gezüchtiget, die Mauer indessen eingerissen, und der Wuth des Feuers bald nachher Einhalt gethan. Die Mönche schrien Excommunication über den Vicedom und verlangten Genugthuung. Dieser ging aber am kommenden Morgen ruhig zu seinem Fürsten mit der Relation des in der verwichenen Nacht geschehenen Vorfalls. Ehre dem weisen Kurfürsten, der hierauf die reichen Mönche zu einer Geldstrafe für das durch das Feuer beschädigte Armenhaus verurtheilte, und des Kirchenbannes nur mit Lächeln erwähnte, als der mit seines Fürsten

Zu-

Zufriedenheit belehnte Vicedom um seine Los-sprechung bat.

Während seines Vicedomamtes erwarb er sich durch seinen thätigen Geschäftsgeist und strenge Gerechtigkeitsliebe auch an dem kaiserlichen Hofe einen entschiedenen Ruf, und die Achtung des Kaisers Franz I. Dieser verlieh ihm im J. 1757 die durch den Tod des Freyherrn von Groschlag erledigte katholische Präsidenten- und geheime Rathsstelle am kaiserlichen Reichskammergerichte. Die neue Würde rief ihn nach Wetzlar, und foderte von ihm die Mainzer Dienste zu verlassen. Die Thränen der Armen und der Bürgerschaft begleiteten seinen Abschied von Mainz; dieser blieb nach vielen Jahren noch seinem Andenken heilig, und sein Betragen wurde als Muster der Nachahmung den Nachfolgern in seinem Amte aufgestellt. Der Kurfürst und sein Minister entließen ihn ungerne, und trösteten sich über seinen Verlust nur durch den Gedanken, daß dieser würdige Mann bey der an dem Reichskammergerichte anzutretenden Stelle dem deutschen Vaterlande noch größere und gemeinnützigere Dienste leisten werde.

Die

Die sechs Jahre, welche er als Präsident des Reichskammergerichts durchlebte, verstrichen in ununterbrochener Arbeitsamkeit und Verwendung auf die Kenntniß der Gerichtsverfassung und Reichsgesetze, deren Geist er sich ganz eigen machte. Wegen der vielen Abwesenheiten des damaligen Kammerrichters und wegen des hohen Alters des damaligen Präsidenten protestantischen Glaubens, des Grafen Wied, mußte er gleich zu Anfange seines Amtes die vorzüglichsten Geschäfte des Directoriums fast allein verwalten; und doch zeichnete er sich während des siebenjährigen Krieges, dieser kritischen Periode, durch kluge Führung der Geschäfte vortheilhaft aus. Er eiferte als Präsident öfters gegen die an dem Kammergerichte herrschenden Mißbräuche, und zog sich, wie jeder Geradheit und Gerechtigkeit liebende Mann, viele Feinde zu, die ihm in nachfolgenden Zeiten vielen Verdruß und Verfolgung bereiteten. Unterdessen mußten auch diese seine Feinde ihm das Zeugniß eines mit ausgebreiteten Kenntnissen geschmückten, unbestechlichen Mannes zollen, und sein guter Ruf war bey dem Tode des Reichskammerrichters Fürsten von Hohenlohe im Jahr 1763 so fest bey dem

Kai-

Kaiser Franz I. und seinen Ministern gegründet, daß er von ihnen allen Mitwerbern um diese erledigte Stelle vorgezogen und zum Kammerrichter ernannt wurde.

Die ihm nun anvertraute Direktorialgewalt gebrauchte er mit einer klugen kaltblütigen Menschenkenntniß zur Beförderung der Justiz und zur Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche. Sein scharfer Blick in das Herz und den Werth der Menschen, mit dem er zugleich alle Zweige der Gerichtsverfassung übersah, und sein außerordentlich treues Gedächtniß erleichterten ihm die Ausübung seiner Pflichten, denen er bis in seinen Tod unerschütterlich, auch in den heftigsten Stürmen, getreu blieb. Seine durch Selbstbeherrschung ihm eigen gewordene Kaltblütigkeit und Gelassenheit in Amtsgeschäften verließ ihn, seines von Natur heftigen Temperaments ungeachtet, bey keiner Gelegenheit, und seine Direktorial-Klugheit wußte den Gesetzen Ansehen und dem Geschäftsgange Ordnung zu erhalten. Er erkämpfte dadurch das der Justiz so nützliche Directorial-Ansehen, und dieses, indem es ihm die Achtung und Liebe jedes Rechtschaffenen erwarb,

erwarb, führte zugleich Manche und Manches in das gesetzliche Geleis zurück.

Seine 34jährige Verwaltung der Kammerrichtersstelle wurde merkwürdig durch die Kammergerichtsvisitation; — durch seine zur Vollziehung der neuen Kammergerichts-Einrichtung und der hierüber gefaßten Reichsschlüsse gelieferten Arbeiten, welche von der Reichsversammlung in Regensburg zum Druck befördert wurden; — und durch die unerwarteten Vorfälle, die seine letztere Lebensperiode noch bezeichneten [b]). Diese machten von nun an die natürlichen Epochen seines Lebens aus.

In dem J. 1767 traf die nach ihrer ursprünglichen Absicht sehr nützliche Visitation des Reichskammergerichts in Wetzlar ein. Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes hat die Berichte und Gutachten vor sich liegen, welche der Graf Spaur auf die von der Visitation ihm vorgelegten Fragen abstattete, und welche die

b) Kurz vor und während der ersten Periode wurde ihm noch 1760 den 23. Sept. sein dritter Sohn Johann geboren, jetzt Major des kurpfälzischen Reg. Isenburg; ein vierter 1767 geboren, Karl, starb bald nach der Geburt.

die damaligen Mängel der Verfassung, Personal-Gebrechen, Verbesserung der Justizpflege u. dgl. zum Gegenstand hatten. Diese meisterhaften Ausarbeitungen können als eine wahre Anatomie der Kammergerichts-Verfassung und seines Personals benutzet werden, welche die geheimsten Falten aufdecket. Jeder dieser Aufsätze, obschon sie nicht alle, um niemand zu kompromittiren, weder zum Drucke befördert, noch überhaupt bekannt gemacht werden können, sind eben so viele Beweise und Zeugnisse der Fähigkeit, Geschäfts- und Gesetzkunde, Unpartheylichkeit, und der scharfsinnigen Menschenkenntniß dieses vortrefflichen Mannes. Sie verrathen besonders eine außerordentliche Kenntniß der während seinem Directorium, und schon ehevor sowohl in den Plenis, als in den Senaten geführten Protokolle und gegebenen Entschließungen, aus denen die passendsten Folgen, die scharfsinnigsten Bemerkungen und Winke für die Zukunft gezogen werden, deren Befolgung wohlthätig für die Justizbeförderung würden gewesen seyn. Vorzüglich leuchtet sein bestgemeynter Eifer gegen den bey einzelnen Mitgliedern jenes Gerichtes eingeschlichenen, der Justiz sehr nachtheiligen, Repräsentationsgeist,

und

und jener für die Erhaltung des kaiserlichen Ansehens, und der von Kaiser und Reich ihm verliehenen Directorialgewalt aus jenen Berichten hervor, die in der Hand eines solchen klugen, kenntnißvollen, und in jeder Rücksicht unbestechlichen Kammerrichters, der geraden Justiz nur wohlthätig und den Freunden der Schleichwege nur tödtend werden konnte. Eben diese Vertheidigung des kaiserlichen und Directorial-Ansehens aber mußte ihm nothwendig Feinde bey derjenigen Parthey der Visitation zuziehen, welche, wie es bekannt ist, jenes Ansehen herabzusetzen die Absicht hatte. Die Freunde des Repräsentations-Systems wurden, wie die Folgen es zeigten, seine unversöhnlichen Feinde, weil, nach dem lauten Geständnisse Vieler derselben: Graf Spaur sey ein Kammerrichter, der zu viel wisse, sie der Meynung waren, man müsse seine Directorialgewalt beschränken, oder ihn, wo möglich, von diesem Amte entfernen; zu diesem Ende wurden ihm nun Verfolgungen aller Art bereitet.

Nie erscheinet aber der gute, redliche und vernünftige Mann in einem helleren Lichte, nie wird er beneidenswerther, und nie kann

man seine wahre Größe und seinen ächten Werth besser prüfen und erkennen, als durch die Betrachtung seines Betragens während und nach der vom Neide und einer falschen Politik gegen ihn erzeugten Verfolgung. Es würde nicht schwer seyn, das ganze finstere Gewebe durch Thathandlungen zu beleuchten, deren Entdekkung den vortrefflichen Karakter dieses Mannes noch schöner darstellen würde; indem aber diese Biographie aus mancherley Rücksichten in bescheidene Gränzen eingeschränkt werden muß, so überläßt man jene der Nachwelt, und will hier dem Leser nur einige allgemeine dahingehende Bemerkungen vorlegen.

Aus den unbewiesenen Aussagen einzelner Unzufriedenen wurden gegen ihn Anklagspunkte, und aus diesen mehrere hundert Fragen entworfen, die ihm zur Beantwortung in den öffentlichen Visitationssitzungen vorgelegt wurden. Die Geistesgegenwart, Kaltblütigkeit, Pünktlichkeit und der Scharfsinn, mit dem von diesem Manne Thathandlungen aufgekläret, Widersprüche aus älteren, seinem Gedächtnisse gegenwärtigen Protokollen, berichtiget, und seine Handlungen durch die passenden Gesetze auf der Stelle gerechtfertiget wurden, konnten

nur

nur durch eine mens conscia recti, durch ein gutes Gewissen, und durch einen außerordentlich hellen und gebildeten Verstand hervorgebracht werden. Nie war seine Laune muntrer, als in dieser Zeit seiner Verfolgung, und er lächelte mit Mitleid auf seine Gegner, ohne je den geringsten Haß gegen sie blicken zu lassen. Durch dieses liebvolle weise Betragen sammelte er Kohlen auf das Haupt seiner Feinde; aber er gewann sich dadurch auch Freunde, die unerschrocken seine gerechte Sache vertheidigten. Unter die Zahl seiner eifrigsten und nachdrücklichsten Vertheidiger ist der als Fürstbischof von Würzburg verstorbene, von jedermann als ein gerecht und weiser Mann verehrte, Freyherr Franz Ludwig von Erthal zu rechnen, der während der über das Betragen des Kammerrichters abgelegten Re- und Correlation als Concommissarius das Präsidium bey dem Visitations-Conseße führte. Die bekannte Gerechtigkeitsliebe dieses verewigten Fürsten, der als Vertheidiger der angegriffenen Ehre des Grafen Spaur auftrat, könnte allein schon als Bürge seiner Unschuld aufgestellt hinlänglich seyn, wenn auch diese nachher nicht durch die Visitationsakten, und durch die Verehrung und

Achtung; die ihm weiterhin selbst seine Feinde zollten, in das hellste Licht gestellt worden wäre.

Das Vertrauen zu seinen Einsichten und auf seine unbestechliche Redlichkeit wuchs nach diesen Vorfällen zusehends, und jede etwa vorher noch nicht gekannte, in ihm liegende Tugend und Kenntniß wurde durch die Bemühung seiner Feinde den Ständen Deutschlands bekannt gemacht. Selbst die Kaiserin Theresia und Kaiser Joseph II. höchstseligen Andenkens konnten den Werth dieses Mannes nicht mißkennen, und bezeigten ihm in eigenen Handschreiben ihre Zufriedenheit mit seinem Betragen in eben dem Augenblick, als später neue Versuche, ihn von der Kammerrichters-Stelle zu entfernen, von gewissen Menschen gewagt wurden, die ihn um diese Ehrenstelle beneideten, und diese zu erobern wünschten.

Nach der Trennung der Kammergerichts-Visitation erfolgte ein Reichsschluß, der nicht allein die Vermehrung der Kammergerichts-Assessoren, sondern auch verschiedene neue Einrichtungen bey dem Kammergerichte verordnete. Das Kammergericht wurde aufgefordert, über die meisten Punkte dieses Reichsschlusses

aus-

ausführliche Gutachten an den Reichstag gelangen zu lassen, wodurch die Art, wie die getroffenen Verordnungen ausgeführt werden könnten, näher bestimmt werden sollte. Die an den Reichstag gebrachten, und zu Regensburg gedruckten Berichte legen ein deutliches Zeugniß von dem Geiste ab, der das Kammergericht und dessen gelehrte Beysitzer während diesem Geschäfte geleitet hat. Man darf nur die „Directorialvorschläge, über die Vollziehung und bisherige Wirkung des im J. 1788 ergangenen Reichsschlusses, die bessere Einrichtung und Beförderung der Justizpflege bey dem Reichskammergerichte betreffend," lesen, um überzeugt zu werden, daß nicht allein außerordentliche Fähigkeiten und Menschenkenntniß nothwendig waren, um das Ganze auf einen bestimmten, der Justiz nützlichen Weg zu leiten, sondern, daß auch der Inhalt obgenannter Druckschrift den hellsten Kopf und die Feder eines der Reichsverfassung und Gesetze ganz kundigen Mannes verrathe. Zuverläßig wird jeder unpartheyische Rechtsgelehrter diese von dem Grafen Spaur als Kammerrichter bearbeiteten Vorschläge als ein schätzbares Denkmal einer unpartheyischen Justizliebe, seines

redlichen, nur zu oft mißkannten, gegen die eingeschlichenen Mißbräuche kämpfenden Eifers und seines vortrefflichen Herzens betrachten, und der Nachwelt anrühmen. Auch läßt sich aus den abgelegten und gedruckten Stimmen der Kammergerichts-Assessoren, und deren Mehrheit die desselben eigene Gelehrsamkeit sowohl, als das von ihnen auf die Kenntnisse und Erfahrung ihres Kammerrichters gesetzte Vertrauen nicht mißkennen. Die übrigen, außer jener, die keines Auszugs fähig ist, durch den Druck bekannt gewordenen Arbeiten für die Verbesserung der Justizpflege von der Hand dieses vortrefflichen Mannes, sind:

Directorial-Meynung über die Abkürzung der Kammergerichts-Relationen.

Directorial-Meynung über den Mißbrauch der Sollicitatur.

Directorial-Meynung über den Mißbrauch des Remedii Restitutionis [c]).

Wer

c) In einem Anhange zu dieser Biographie werden kurzgefaßte Darstellungen, und einige Auszüge wichtiger karakteristischer Stellen aus den obgenannten drey Druckschriften dem Leser mitgetheilt werden.

Digitized by Google

Wer immer als deutscher Rechtskundiger seinem Vaterlande, oder dem Reichskammergerichte dienen will, soll wohl jene Werke dieses in seiner Art Einzigen Kammerrichters zu seiner Belehrung nicht ungelesen lassen; denn sie enthalten reichen Stoff reichsgesetzlicher und praktischer Kenntnisse, die keiner, sich eigen gemacht zu haben, bereuen wird.

Die von dem Verewigten bey verschiedenen Gelegenheiten für das Plenum des Kammergerichts ausgearbeiteten Vorträge, welche aber durch den Druck nicht bekannt gemacht wurden, liefern nicht allein das unwidersprechliche Zeugniß seiner unermüdeten Thätigkeit und Arbeitsamkeit, sondern tragen auch das Gepräge des sich immer ähnlichen rechtlichen Geistes, der stets nach der klaren Vorschrift und dem Geist der Gesetze zu handeln, und das Kammergerichts-Personale in dem gesetzlichen Geleise zu erhalten bedacht war.

Während jenes sehr thätigen Zeitraums seines Lebens hatte dieser, auch als Vater, verehrungswürdige Mann, das Glück, und den Trost, seinen zweyten Sohn Joseph, der wegen Kränklichkeit die kaiserlichen Militärdienste verlassen mußte, als Assessor bey dem

Reichskammergericht angestellt zu sehen. Der helle Geist, die Thätigkeit, Arbeitsamkeit, und das menschenfreundliche Herz dieses seines Sohnes, rechtfertigten nicht allein die von dem würdigen Erzbischof und Fürsten von Salzburg Hieronymus, aus dem reichsfürstlichen Hause Colloredo, bey seiner Präsentation getroffene Wahl, sondern sie erwarben ihm auch die Achtung und das Zutrauen seiner Collegen und der Partheyen; mit Recht konnte ihn auch sein Vater als die Stütze und den Trost seines Alters betrachten.

Im J. 1788 vermählte sich derselbe, zur großen Freude seiner Aeltern und Brüder, mit Sophien von Greifenklau, Freyin zu Dehrn, auf dem Landgute zu Rokenberg in der Wetterau. Das bey dieser Gelegenheit von seinem Vater selbst veranstaltete Hochzeitfest verrieth die im 63sten Jahre seines Alters noch herrschende Lebhaftigkeit und Munterkeit seines Geistes, seinen guten Geschmack, und seine herzliche Freude bey dem Anblick froher Menschen. Denn bey diesem Feste wurden zwölf arme Knaben und eben so viele arme Mädchen neu gekleidet, und diese, so wie jeder wahrhaft Dürftige, erhielten ansehnliche Geschen-

schenke. Von diesem Hofstaat umrungen, zog das frohe Brautpaar in die Kirche, und eben dieser belebte den Tanz, der den Nachmittag auf freyem Felde bey einer ländlichen Musik gegeben wurde. Ein naives Gedicht wurde von jenen Kindern bey der, auf einer Anhöhe nahe an dem Dorfe errichteten, mit Blumenkränzen umwundenen Gloriette abgesungen, und kein eitler Prunk, noch steife Etikette, nur frohe Herzen zeichneten dieß Fest aus, bey dem das Alter verjüngt, und die Jugend in bescheidenem Frohsinn erschien, und, da alles von dem Vater selbst angeordnet war, das Ganze als ein Zeichen der humanen Denkungsart des guten Greises angesehen werden kann.

Er war überhaupt seinen Söhnen mehr vertrauter, liebevoller Freund, Wohlthäter und weiser Lehrer, als strenger Vater. Nur durch die ausgezeichnete Ehrfurcht, welche sie ihm stets bezeigten, und durch die Bescheidenheit, mit der sie ihm, um belehrt zu werden, widersprachen, konnte der Fremde unterscheiden, daß nicht die vertrautesten Freunde, sondern der Vater mit seinen Söhnen ein Gespräch führe. Selbst seine Verweise hatten die Liebe und Sanftmuth zu Gefährten; auch herrschte ein

solches

solches wechselseitiges Vertrauen zwischen dem Vater und seinen Söhnen, daß diesen wahrlich nichts, als die Geheimnisse seines Amtes, und die von ihm ausgetheilten geheimen Wohlthaten, durch die er manche arme Familie von Kummer und Elend rettete d), unter seinen Grund-

d) Bey einem seiner in der Gegend von Wetzlar, das Finsterloch genannt, einsam gemachten Spaziergängen, bettelten ihn zwey starke Männer mit Dreistigkeit an. Er hatte eben kein Geld bey sich, und entschuldigte sich, daß er ihnen heute nichts geben könnte. Diese bettelnden Bauern aus jener Gegend drangen aber mit Gewalt auf eine milde Gabe, mit der Aeußerung, ihre Noth sey gränzenlos. Er versprach ihnen den folgenden Tag auf die nämliche Stelle so vieles zu bringen, daß ihre Noth erleichtert werden sollte. Die Bettler trauten seinem Worte lange nicht, wurden aber endlich durch seine redliche, wohlmeynend und vertraute Sprache treuherziger gemacht, und entließen ihn mit der Versicherung, ihn morgen erwarten zu wollen, unbeschädiget. Er hielt auch am kommenden Tage Wort, brachte den wirklich anwesenden Bettlern 10 Louisdors, und bat sie, in Zukunft mit solch gewaltthätiger Ungestüme nicht mehr zu betteln. Die Unbekannten versprachen ihm dieses mit Thränen, und verließen ihn mit den Worten: Einen solchen redlichen Mann werden wir wohl nie wieder finden.

Digitized by Google

Grundsätzen, Wünschen und Familiengeschäften im Geheimniß blieb. Er unterstützte seine Gemahlin, der er stets mit gleicher Achtung und Liebe begegnete, und seine Kinder mit kluger Freygebigkeit, ohne sich dabey von den Gränzen einer vernünftigen Sparsamkeit zu entfernen. Während den Stunden seiner Muße, die er meistens Spaziergängen, oder seiner kleinen Landwirthschaft widmete, war er mehrentheils der unterhaltende und weise Lehrer seiner Begleiter. Seine Söhne erzählten dem Verfasser dieser Lebensgeschichte öfters, daß sie aus seinen Gesprächen, die sie bald auf juridische, bald auf politische, und bald auf andere wissenschaftliche Gegenstände, Menschenkunde oder Staatsverfassung lenkten, ächtere praktische und theoretische Kenntnisse geschöpft hätten, als aus Büchern und dem Munde der Professoren. Unter andern beurtheilte er den Gang und die Folgen der französischen Revolution, und ihre Folgen für Europa, besonders aber für Deutschland, mit einem solchen Scharfsinn, und erklärte mit solcher Erkenntniß des Geistes der Zeiten die damals ganz unwahrscheinlichen Veränderungen, welche sie hervorbringen werde, seinen noch immer daran zweifelnden Söhnen, daß

jeder,

jeder, der nun seine Bemerkungen in Erfüllung gehen sieht, auch mit ihm ausrufen muß: Ja, wir werden Zeiten erleben, die man mit Recht das Reich der allgemeinen politischen Erschütterungen nennet; und jeder, der öfters die Gelegenheit hatte, mit ihm über diplomatische, publicistische, und Staatsgeschäfte zu sprechen, wird bedauern, daß dieser fähige, Wahrheitliebende Mann nie an dem Ruder politischer Staatsgeschäfte saß. Obwohl er gewöhnlich verschlossen war, und äußerst selten sich in Gespräche mengte, so hörte er doch gerne, wenn seine Söhne, oder andere sich bildende Jünglinge, ihn aus Wißbegierde um Erläuterungen fragten, und ihm zur Aufhellung einer Sache widersprachen; doch haßte er den aus Egoismus und Eigensinn entstehenden Widerspruch, und erwiederte denselben meistens mit trockenen lakonischen Worten. Mit bescheidenen Wißbegierigen aber ließ er sich gerne in Gespräche ein, und er hatte dann die Geduld, jeden ihm dargebrachten Beweis zu zergliedern und zu berichtigen. Er verachtete Schmeichler und Schmeicheley, und Menschen, denen es bereits zur Natur wurde, nie den geraden Weg zu gehen, sondern welche stets durch Schleichwege

zum

zum Zweck zu kommen trachten e). Der offenherzige muntere Mann aber, der immer Wahrheit auf der Zunge führte, nie durch ungereimten Witz, sondern durch reelle Kenntnisse glänzen wollte, und den geraden Weg zum Ziele einschlug, der war ihm der willkommenste. In der Wahl seiner Freunde war er streng und behutsam. Dem von ihm oft geäußerten Grundsatze, daß der Kammerrichter seiner Amtspflichten wegen weder engvertraute Freundschaften haben dürfe, noch seltener aber einen ächten wahren Freund finden könne, blieb er in einem solchen Grade treu, daß während seiner vierzigjährigen Amtsführung, außer seiner Familie, seine Wahl nur auf einen einzigen, außer aller Verbindung mit Höfen und dem Kammergerichte,

e) Der Abgeordnete einer sehr mächtigen, und in einen wichtigen Prozeß verwickelten Parthey, der sich die Gunst des Kammerrichters durch den Antrag eines silbernen Service erschleichen wollte, wurde mit einem kalten verachtungsvollen Blick, ohne Antwort, an die Thüre geführt, in dem Vorzimmer und an der Treppe aber, nach einem gegebenen Wink, von den Hausofficieren und Bedienten für seinen entehrenden Antrag nach Gebühr gezüchtiget.

Digitized by Google

richte, blos von seinen Renten, und nur seiner eigenen Familie lebenden, in jeder Rücksicht rechtschaffenen und biedern Mann gefallen ist. Diesen schätzte er aber unverändert bis an seinen Tod, auch schenkte er ihm in seinen Privat-Angelegenheiten sein volles, von allem Rückhalt entferntes Vertrauen. Dieser würdige Mann verdienet hier um so mehr genannt zu werden, als selbst die Wahl eines solchen Freundes das Lob des Verewigten spricht. Freyherr von Cronenberg, kurpfälzischer geheimer Rath, war dieser Mann. Noch lebet er zu Marburg in Hessen im glücklichen Kreise seiner liebenswürdigen Familie, von jedermann als Biedermann und Menschenfreund geschätzt, besonders aber von der Familie des seel. Kammerrichters als Freund und Rathgeber geliebt, und von denen, die ihn umgehen und genauer kennen, auch als ein ächt praktischer Christ verehrt.

Die hervorstechendsten Züge in dem Karakter des Grafen Spaur waren Religiosität ohne Aberglauben f), strenge und gerade Gerechtig-

f) Er hatte kein Gebetbuch in seinem Vermögen, betete selten; aber wenn er betete, so war sein Gebet eine ernsthafte Meditation, ein geistiges Gespräch mit, und eine reine

rechtigkeitsliebe g) und wohlthätige Menschenliebe.

reine Herzenserhebung zu Gott. Das einzige geistliche Buch, in dem er täglich eine halbe Stunde nach dem Frühstücke las, war das Neue Testament, und die in demselben von Jesus und Paulus gelehrte Moral war die Richtschnur seiner Handlungen. Er redete oft, und besonders mit seinem ältesten Sohne, dem Domherrn, der sich öfters dem Predigtamte gewidmet hatte, über den geraden, schönen, wohlthätig und schlichten Wortverstand, und den so leicht zu begreifenden Geist der Sittenlehre Jesus, und sprach öfters mit Lächeln und Bedauern von den Theologen aller Religionsparthenen, die nur ihren Sinn und ihre eigene Meynung darin finden, und andern aufdringen wollten, indessen sie jenen des göttlichen Lehrers durch mystischen Unsinn, durch Platonisch und Aristotelische Spitzfindigkeiten verunstalteten. Noch öfters äußerte er sich mit gerechten Unwillen gegen die liebloſe Unduldsamkeit, Verketzerungs- und Verdammungssucht, wodurch sich so viele Theologen herabsetzen, und nannte diese immer eine mit der reinen Lehre Jesu nie zu vereinbarende, ihr geradezu widersprechende Denkensart. Auch pflegte er wohl zuweilen in etwas starken Ausdrücken zu behaupten: daß, wie die Aerzte die Gesundheit verdürben, die Juristen das Recht verdrehten, so auch die Theologen die Religion verunzierten. . . —

g) Ehe Graf Franz Spaur die Kammerrichtersstelle bekleidete, war der Mißbrauch eingeschlichen, daß die dem Reichs-

liebe. Selten aber waren es Gassenbettler, denen er seine mildthätigen Gaben ausspendete; sondern Familien, die mit vielen Kindern und geringen Verdienst versehen waren, und arme Sollicitanten, von denen viele durch ihre Advokaten ausgesauget, vergebens nach einem Endurtheile, oder nach dessen Exekution schmachteten, rühmten ihn als ihren vorzüglichen Wohlthäter.

Bey seinen Gastmahlen und Festen, die er in den ersten Jahren seines Amtsantrittes öfters, in seinen letzten Lebensjahren aber seltner gab, herrschte vernünftige, prunklose Liberalität und anständiger Frohsinn. Er haßte dabey den

Kammergerichte anklebenden Personen, welche in dem Bezirk der Wetzlarer Stadtgerichtsbarkeit Häuser oder Gründe erkauft hatten, sich von Steuern und Gaben befreyt glaubten. Als er selbst nachher einen Garten und Häuser in Wetzlar kaufte, war er der Erste, der dem Wetzlarer Magistrat alle Abgaben und Gebühren dafür entrichtete; und obwohlen jedem Kammerrichter das Recht zustehet, fremden Krämern, oder seinen eignen Leuten den freyen Handel jeder Waare zu gestatten, so übte er doch dieses Recht nie zum Nachtheil der Bürgerschaft, und nur selten unter der ausdrücklichen Bedingniß aus, daß der Stadtobrigkeit die gehörigen Gebühren dafür entrichtet werden sollten.

den pedantischen steifen Ton, und sprach bey solchen Gelegenheiten nie von Geschäften. Er erlaubte sich aber äußerst selten, die Gastmahle anderer zu besuchen, und hielt es gesetzwidrig, bey Prokuratoren, Sollicitanten oder Advokaten zu speisen. Seine Strenge in dieser Hinsicht wird der Leser am besten aus seiner Druckschrift „über den Mißbrauch der Sollicitatur" beurtheilen können.

Nachsichtsvoller betrug er sich gegen die Fehler seiner Diener [h]). Er äußerte öfters den Grundsatz: es sey schon ein äußerst hartes Schicksal dienen zu müssen; man müsse daher den Stand seiner Diener durch Härte nicht noch mehr erschweren, sondern ihn durch ein menschenfreundliches Betragen erleichtern. Feh-

h) Dieser gerechte und liebvolle Mann wurde dennoch einmal von einem später entdeckten Hausdiebe bestohlen, der den Werth des Gestohlenen ersetzen sollte, oder schärfere Strafe von dem Richter gewärtigen müßte. Da dieser den Ersatz aus seinem eigenen Vermögen nicht leisten konnte, so wurde ihm von dem Grafen das Geld zu diesem Ersatz heimlich und durch die dritte Hand geliehen, und nach einigen Jahren, als jener Mensch wirkliche Proben seines gebesserten Lebenswandels gab, ganz geschenkt.

lende bestrafte er meistens durch bedeutungsvolle, warnende, und demüthigende Blicke, und das Maas der begangenen Fehltritte mußte sehr voll seyn, ehe er sich entschließen konnte, einen seiner Diener aus seinem Dienste zu entfernen; auch hatte er meistens Leute um sich, die ihm zwischen 30 und 40 Jahren mit außerordentlicher Liebe und Treue dienten. Hatte er aber von Amtswegen Fehler zu ahnden; so geschah dieses mit einem feyerlichen kalten Ernst, mit einem lebhaften Gefühl für Recht und Wahrheit, und einer Würde, die meistens besserte, und stärker, als jede Strafe, auf den Fehlenden wirkte.

In dem folgenden Zeitraum seines Lebens wurde seine Standhaftigkeit durch manchen Unglücksfall, und durch viele körperliche Leiden geprüft, die er aber als Mann und Christ mit geduldiger Fassung ertrug. Der Freude Großvater zu seyn [1]), folgte bald der traurige Augenblick

1) Die Frau des Kammergerichtsassessors Grafen Joseph Spaur, geb. Greifenklau, gebahr den 11. Jan. 1790 einen Sohn Franz, der noch lebet; die Mutter starb aber einige Wochen nach der Geburt.

blick des Todes seiner von ihm sehr geschätzten Schwiegertochter, deren sanfter und munterer Charakter jedermanns Achtung gewonnen hatte. Mit der sichtbarsten Geistesgegenwart hörte er diese traurige Nachricht, und er wußte den betrübten Gatten durch sein musterhaftes Beyspiel der Ergebenheit in den Willen Gottes zu trösten und aufzurichten.

Die angenehmsten Begebenheiten, welche sich für ihn während seinen letzten Lebensjahren ereigneten, waren die zweyte Ehe seines Sohnes Joseph mit Henrietten Freyin von Frankenstein, und nachher die glückliche Geburt zweyer Enkel, Friedrichs (d. 12. Jul. 1792.) und Karls (d. 8. Jan. 1794.) und der weiblichen Zwillinge Therese und Fanny (d. 17. Sept. 1795).

Diese frohen Stunden wurden aber durch die traurigen Vorfälle sehr getrübet, zu denen der Krieg der französischen Republik gegen die Deutschen in jenem Zeitpunkte die Veranlassung gab, als die Kriegsflamme an dem Lahnflusse und in der Gegend von Wetzlar wüthete, und die ganze Familie des Grafen zur Flucht zwang. Bald kehrte er indeß wieder an seinen Posten zurück, als Custine den Kammergerichtsdepu-

tirten Neutralität und Sicherheit für das Kammergerichtspersonal zugestanden hatte. Er benutzte die aus jenem Vorfall sich ergebenden Gründe mit patriotischem Eifer für die künftige Sicherstellung des Kammergerichts, und um den Gang der Justitz bey künftigen Ereignissen gleicher Art vor ähnlichen Hemmungen zu bewahren. Er that zu diesem Ende den versammelten Kammergerichtsassessoren verschiedene passende Vorschläge, die aber nicht immer vollen Beyfall fanden, und deren Erfolg jedermann durch die Zeitungen bekannt sind. Man hat bey dieser Gelegenheit das während und vor den französischen Ueberfällen von dem seligen Kammerrichter geleitete Betragen des Reichskammergerichts als verfassungswidrig tadeln, und an der wahren Anhänglichkeit seiner Mitglieder an Kaiser und Reich zweifeln wollen, weil sie, sich selbst überlassen, in der Mitte des ihnen den Untergang drohenden Stromes den hervorragenden Ast eines Baumes ergriffen haben, der ihnen Rettung und Sicherheit versprach, und auch nach der Epoche des Basler Friedens noch gewährte. Da es aber leichter ist, zu tadeln, als bessere Veranstaltungen in einem der kritischsten Augenblicke zu treffen;

da

da es keinem Menschen, am allerwenigsten aber einem so ansehnlichen Reichsgerichte, übel genommen werden kann, den nothwendigen Schutz gegen Plünderung und Hemmung der Justiz in jenem Augenblick dort zu suchen, wo er nach politischer Wahrscheinlichkeit auch zu finden war, und da manche jener Tadler k), inspectis desuper tabulis, nachher selbst bekennen mußten, daß der Kammerrichter und das Kammergericht in diesem Falle mit Klugheit zu Werke gegan-

k) „Diese Tadler und Lermblaser, sagte einstens der Kammerrichter Spaur zu einem seiner Vertrauten, kommen mir gerade wie die Jesuiten vor, welche alle Menschen, welche die von ihnen gelehrten Grundsätze als wahr nicht erkennen wollten, als Jansenisten verschrien; der Unterschied liegt itzt nur darinn, daß man die redlichen, aber hilflos gelassenen, und ihrer eigenen Rettung wegen zur Unterhandlung mit den Franzosen gezwungenen Menschen dreiste als Jakobiner und Illuminaten, oder als des Demokratism verdächtige verschreiet, und ohne ihre Grundsätze von Pflicht, und das Sittliche ihrer Handlungen untersucht zu haben, blos darauf Bedacht genommen zu haben scheint, sie durch verhaßte Namen bey dem Publikum zu brandmarken. Hier — setzte er hinzu — trift das Sprichwort ein: Calumniare audacter, semper aliquid haeret."

gen sind: so werden wohl weitere Bemerkungen hierüber unnöthig seyn.

Nur dieses kann in Bezug auf die damaligen Zeitumstände noch angeführet werden, daß Graf Spaur manche arme Emigranten-Familie reichlich beschenkte und ernährte: obschon er diese Menschenklasse von Wetzlar entfernt zu halten suchte, und ihre Grundsätze sowohl, als ihr Betragen, seinem nichts entgehenden Geiste gemäß, gehörig zu würdigen wußte.

Unterdessen hatte die Vorsicht den schmerzlichsten Schlag für sein Vaterherz bereitet. Eine durch einen Blutsturz veranlaßte Auszehrung nagte mehrere Monate hindurch an dem Leben seines eben so gelehrten, als in jeder Rücksicht vortreflichen Sohnes Joseph. Das Kammergericht verlor diesen arbeitsamen und brauchbaren Assessor den 22. Merz 1796. [1]). Er

1) Er durchlebte sieben Jahre in kaiserl. königl. Kriegsdiensten, die er als Grenadier-Oberlieutenant des Regiments Terzy wegen seiner geschwächten Gesundheit zum großen Leidwesen seiner Kriegsgefährten verlassen mußte. Nachher widmete er sich den juridischen Studien auf der Universität Marburg drey Jahre hindurch mit dem seltensten Fleiß, und einer ununterbrochenen Anstrengung, wo er auch

Er starb mit einer Gelassenheit, Standhaftigkeit und Geistesgegenwart, die nur dem Rechtschaffenen in der Todesstunde zu Gebote stehet. Der Gegenstand seiner letzten Gespräche mit seiner Gattin und dem Lehrer seiner Kinder betraf ihre Erziehung zu thätigen Christen, und

auch mit der Erlaubniß des H. Landgrafen von Hessen die Regierung frequentirte. Bey dem Fürst-Bischof von Hildesheim bekleidete er mit Beyfall mehrere Jahre die Stelle eines wirklichen Hofrathes, von welcher ihn der Fürst Erzbischof von Salzburg zur Assessoratsstelle an das Reichskammergericht abrief. Seine dort mit einstimmigem Beyfalle abgelegte meisterhafte Probarbeit erwarb ihm die Achtung aller, die solide Wissenschaft, Scharfsinn und Justizliebe zu schätzen wissen. Als er nachhin als Assessor wirklich berufen war, bekleidete er sein Amt als ein sehr fleißig arbeitender, unbescholtener und redlicher Richter, der zugleich die Gabe eines schönen, deutlichen und kraftvollen Styls im vorzüglichsten Grade sich eigen gemacht hatte. Er war als Gatte und Vater ein nachahmungswürdiges Muster, und auch als Lehrer der auf seiner Schreibstube sich übenden jungen Leute in wohlthätiger Wirksamkeit. Der itzige Kammergerichts-Präsident Freyherr von Reitzenspeerg hat ihm seine Bildung vorzüglich zu danken. Schade! daß dieser thätige, von allen geschätzte, und von den meisten, die ihn genauer kannten, geliebte Menschenfreund schon in dem 39sten Jahre seines Alters sterben mußte.

wohlwollenden arbeitsamen Menschen, und des Sterbenden letzte Bitte war an deren Großvater gerichtet, daß er bey seinen Enkeln in Zukunft Vaters-Stelle vertreten mögte. Der greiße Vater blieb auch in diesem Falle Mann. Er äußerte keinen kleinlichen Schmerz, sondern ganz von der Bitte seines verstorbenen Sohnes durchdrungen, trat er mit der Hilfe seines obenerwähnten Freundes Cronenberg thätig die Vatersstelle bey seinen Enkeln an. Er berief seinen ältesten Sohn zu sich, und unter seiner Oberaufsicht vertraute er diesem und der Wittwe seines verstorbenen Sohnes die vormundschaftliche Besorgung des nun seinen Enkeln gehörenden Vermögens. In dem letzten Jahre seines Lebens war er stets von diesen munteren Kleinen in seinen geschäftsfreyen Stunden, und bey seinen Mahlzeiten umrungen, und sein Lieblingsgespräche war ihre Bildung und Erziehung zu brauchbaren Menschen.

Bald nach jenem traurigen Vorfall zwang das schnelle Vorrücken der Franzosen ihn und seine Familie, Wetzlar zu verlassen, und nach Marburg zu fliehen, wo demselben von dem H. Landgrafen von Hessenkassel in den freundlichsten Ausdrücken eine Freystätte angeboten wurde.

wurde. Während der vier Monate seines Aufenthalts in Marburg beschäftigte sich dieser für das Beste seiner Familie sorgende Mann vorzüglich mit der Bearbeitung einer Schrift gegen seine Gegner in Brixen, und zur Widerlegung ihrer dem Reichskammergericht vorgelegten Gründe, wodurch sie sich die Erbschaft seines verstorbenen Bruders Josephs, Fürstbischofs zu Brixen, zueignen wollten, welche er aber ob nullitatem testamenti für sich foderte m).

Außer

m) Von jeher war er ein erklärter Feind aller Prozesse, und hatte bereits in einem andern Falle, nachdem seine angetastete Ehre genugsam vor dem Publikum gerettet war (zu Ende des Anhangs dieser Biographie wird der Leser eine charakteristische Stelle finden, welche seine Denkensart in dieser Hinsicht zeichnet), ein seltenes Beyspiel von Nachgiebigkeit, und eines sehr leicht zu versöhnenden Gemüthes gegeben. Als ihm aber auf ein vorgebliches Testament seines Bruders, welches mit dem Gepräge mannichfaltiger Unächtheiten gestempelt war, dessen Erbschaft ganz entzogen werden sollte: so hielt er es für Pflicht, dieselbe seinen Kindern durch den gesetzlichen Weg zu erwerben, lenkte zu diesem Ende bey dem Reichskammergerichte einen Proceß ein, und erhielt auch ein Mandat für seine Sache. Diese beschäftigte ihn in seinen letzten Lebensjahren, nach vollbrachten Amtsgeschäften, vorzüglich.

Außer den Morgenstunden, welche er ununterbrochen an dem Arbeitstische zubrachte, gieng er einsam, aber doch schon mit sichtbarer Abnahme seiner Kräfte spazieren. Seine ehemalige Heiterkeit nahm in eben dem Grade ab, als die Schmerzen seines Körpers und seiner Seele zunahmen, die stets den Tod des geliebten Sohnes, wenn gleich nicht öffentlich, aber doch im Verborgenen betrauerte.

Die tapfern Waffen der k. k. Truppen hatten kaum unter der Anführung des Erzherzogs Karl die französische Armee des General Jourdan im Oktober 1796 zurückgeschlagen, und die Gegend von Wetzlar vom Feinde gereiniget, so kehrte er mit seiner Familie an seinen Posten zurück. Er blieb seiner seit dreyßig Jahren geführten Lebensart auch in diesen letzten Tagen seines Lebens treu, und obwohl die Schwächlichkeit seines Körpers täglich zunahm; so verließ er dennoch sein Bette schon zwischen fünf

züglich. Auch war er so fest und innig von der Unächtheit jenes Testamentes, und von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeuget, daß er mit ruhiger, sichtbarer Freude und mit vieler Leichtigkeit die Gründe seiner Gegner schriftlich widerlegte.

fünf und sechs Uhr des Morgens, machte seinen Kaffee selbst, trank ihn in der Gesellschaft seiner Familie, und arbeitete von sieben bis zwölf Uhr unausgesetzt fort. Er konnte zwar wegen der Abnahme seiner Kräfte den letzten Winter den Kammergerichts-Sitzungen selten mehr beywohnen; er hielt aber in wichtigen Fällen Conferenzen in seinem Hause, in denen er die alte Thätigkeit, Geisteskraft und Gegenwart bewies. So wie er in den verflossenen Zeiten ohne Hilfe eines Buches die wichtigsten Arbeiten vollbrachte n); und dessen ungeachtet Gesetze und Autoren, doch diese äußerst selten anführte, weil er sehr wenig auf fremde Autoritäten hielt; eben so und mit ähnlicher Bestimmtheit und Gedächtnißtreue schrieb und arbeitete er in den letzten Jahren seines Lebens.

Im Januar 1797 überfiel ihn eine gefährliche hitzige Krankheit, von der ihn mehr die Stärke seiner natürlichen Constitution, als die Kunst der Aerzte rettete. Seine Gesundheit erholte sich aber nie vollständig. Die Brust und

n) Nach seinem Tode fand man unter seiner Verlassenschaft keine anderen Bücher, als das neue Testament, und das Corpus juris Cameralis.

und Füße blieben schwach; und seine im Frühjahre gemachten Spatziergänge überschritten selten mehr die Gränzen seines vor zwey Jahren erkauften Gartens, in dem er sich an dem selbst gezogenen Gemüse, den von seinen Enkeln selbst gepflegten Pflanzen, und an den Kenntnissen der Botanik ergötzte, welche sich der älteste derselben, der siebenjährige Franz, bereits eigen gemacht hatte, und seinem Großvater zeigte. Dort sprach er mit seinen beyden Söhnen, und mit dem edlen Erzieher seiner Enkel, Wyttenbach, von den Einrichtungen seiner Familiengeschäfte, welche sie nach seinem Tode treffen, von der Sorge und Liebe, welche sie für seine Gattin haben, und von der Erziehung und den Grundsätzen, welche sie seinen Enkeln geben sollten, mit einer Geistesgegenwart, Kenntniß und Gelassenheit, welche seine Zuhörer belehrte, und ihre Bewunderung dieses weisen Mannes nur immer mehrte. Selbst in dem schrecklichen Augenblicke, als die Franzosen im Jahr 1797 im Frühjahre unter dem General Hoche neuerdings vordrangen, die von dem General Werneck angeführte kaiserliche Armee durch Wetzlar retirirte, und neue Szenen des Jammers und Elendes sich zeigten,

blieb

blieb er standhaft in Wetzlar; sein immer wacher Verstand, seine Geistesgegenwart lenkte die Mitglieder des Kammergerichts zu den nachher für den ruhigen Fortgang der Justiz und ihre persönliche Sicherheit genommenen Maaßregeln. Auch die Feinde schätzten ihn, und ehrten seine Würde und sein Alter, nachdem sie seine festen Grundsätze und seine Biederkeit näher kennen lernten. Er bewirthete seine französischen Gäste mit einer Gastfreyheit, durch die er sich nicht allein ihren vollen Dank erwarb, sondern er hielt sie auch durch seinen mit Höflichkeit verbundenen Ernst in der gehörigen Achtung, wodurch jeder Unordnung in seinem Hause vorgebeugt wurde.

Alle die, bey jenen Vorfällen, nothwendigen Anstrengungen seines Geistes und Körpers vermehrten aber dennoch seine Schwäche zusehends, und da eine streng beobachtete Diät seine einzige Arzney war, da er von dem Rathe der Aerzte, und den Arzneyen, deren er sich äußerst selten bediente, seinen Aeußerungen gemäß für einen geschwächten, alten und ausgearbeiteten Körper wenige Hilfe erwartete, und seine Füße zusehends schwollen; so sah seine betrübte Familie voraus, daß sein Leben

nur

nur noch von kurzer Dauer seyn würde. Er selbst machte sich hierüber keine Illusion, widerlegte die Freunde, welche ihn mit Hoffnungen seiner Herstellung trösten wollten, und sprach gerne, und mit christlicher Zuversicht von seinem nahen Tode, der ihn am 1. August 1797 Nachmittags ganz sanft überraschte. Er hatte noch am vorangegangenen Morgen sein Testament geschrieben, und verschiedene Anordnungen mit seiner Gattin und seinem Sohne zum Besten seiner Familie getroffen, und beschloß also sein Leben als ein arbeitsamer, thätiger und redlicher Menschenfreund.

Sein Testament war sehr kurz, und ganz der mit seinen Söhnen schon während seines Lebens getroffenen Uebereinkunft angemessen. Zu erwähnen ist die in demselben eingeschaltete Verordnung, ihn ohne Gepränge auf dem gewöhnlichen Kirchhofe unter den Bürgern der Stadt Wetzlar, und zwar ohne Leichenrede zu begraben; auch verbot er ausdrücklich die Sezzung eines Leichensteines. Der in diesem letzten Willen von ihm mit aller Herzlichkeit seiner Gattin ausgedrückte Dank für ihre Treue und Liebe, und die Bitte an seine Söhne, für diese würdige Frau nach Kräften zu sorgen,

und

und sie stets zu verehren, wird sein vortreffliches Herz jedem Menschenfreunde unvergeßlich machen.

Dieser als Mensch, Vater und Kammerrichter merkwürdige Mann blieb seinen einfachen, einmal als wahr erkannten Grundsätzen, und seinen Pflichten bis in den Tod getreu. Er hinterließ aus eben diesem Grunde ein geringes Vermögen, aber auch nicht einen Heller Schulden. Er geizte weder nach Titeln noch Orden, sprach nie viel vom Christenthume, übte es aber zum Beyspiel aller, die seine Handlungsweise kannten, und diese unpartheyisch und vorurtheilfrey prüften, auf das vollkommenste aus. Er gehört zu den seltenen Menschen, welche ohne vorzügliche gelehrte Bildung zu großen moralischen und politischen Einsichten gelanget sind, welche die Natur mit ihren Gaben ungewöhnlich freygebig ausgestattet, und das Glück auf einen Platz gestellt hat, wo sie als Zuschauer in der Nähe das Schauspiel des gesellschaftlichen Lebens ansehen, und auch als handelnde Personen selbst die Auftritte davon mit aufführen helfen und lenken konnten. „Diese Art der Weisheit (saget Garve in seiner vortrefflichen Abhandlung

über Gesellschaft und Einsamkeit, Seit. 73.) welche ganz auf dem eigenen Boden des Menschen, blos unter dem Einflusse der Natur und der Gesellschaft erwachsen ist, hat einen gewissen, eigenthümlichen Charakter — gleichsam einen höheren Grad von Reife — und insbesondere eine Annehmlichkeit für andere, welche der, in dem Schatten einer Schule, oder der Studierstube auferzogenen fehlt." — Von dieser, dem Verewigten eigenen Weisheit, wird der Leser am deutlichsten durch seine Druckschriften überzeuget werden, von denen im nachfolgenden Anhange der versprochene Auszug geliefert wird.

Anhang.

Anhang.

Auszüge aus den von dem Kammerrichter Franz Grafen Spaur, theils zum Druck beförderten, theils auch ungedruckt gebliebenen Schriften.

1) „Directorial-Meynung über die Abkürzung der Kammergerichts-Relationen."

Fol. 73 und 74. §. 11. dieser in Regensburg in Folio gedruckten Schrift finden sich folgende Grundsätze:

„Was bringt wohl der Justiz ein noch so langer Acten-Auszug, der von Blatt zu Blatt Alles mit der strengsten Genauigkeit vorlegt, was die Sachwalter der Partheyen oft nur zur Verwirrung der Sache, zum Aufenthalt derselben, zu ihrem Vortheil, und um den Partheyen ohne Noth die Prozeßkosten zu erschweren, gegen die gesetzliche Vorschrift dahin schreiben, für einen Vortheil? Ich bin aus langer Erfahrung ganz überzeugt, daß nicht nur kein Nutzen, sondern großer wesentlicher Schaden und Aufenthalt der Justiz dadurch erwachse, daß ein so gearteter Acten-Auszug eine maschinenmäßige Rabbot-Arbeit sey; die Geschicklichkeit im Arbeiten, welche in dem Auszuge des Kerns, des Wesentlichen, Sachdienlichen, zur Entscheidung Gehörigen besteht, nicht verrathe; daß ein zu weitläuftiger Extract den Referenten ermüde, die Begriffe der Zuhörer

mehr verwickle, als aufkläre, die nothwendige Aufmerksamkeit schwäche, nach 8, 14 Tagen, oft nach mehrern Wochen und Monaten das vergessen mache, was man vorher gehöret hat, zu allerhand unnöthigen Fragen, Wiederholungen und Nachschlagen des schon Vorgekommenen Gelegenheit gebe, und die edle Zeit, zum Nachtheil anderer Partheyen versplittere, manchmal gar einschläfre, oder veranlasse, daß man immittelst was anderes nachliest, oder sich damit beschäftiget."

Fol. 78. §. 19. „Es ist mit den Schriften bey den Kammeral-Akten mit Ueberschreitung der in jeder Gattung des Prozesses bestimmten Sätze so weit gekommen, der Pruritus litigandi, der Hang mit außerordentlich- und leidenschaftlicher Weitläuftigkeit zu schreiben; Pro Memoria über P. M. drucken zu lassen, und auszutheilen; Responsa juris beyzulegen, zu citiren, ganze Dissertationen zu liefern; und die Prozesse, wo nicht zu verewigen, doch wo möglich zu verwirren und in die Länge zu ziehen, — hat so zugenommen, daß es zu einem hinreißenden, Justiz-verderbenden Strom angewachsen ist, der fast alle in den Reichsconstitutionen dagegen gesetzte starke Dämme zu durchbrechen drohet. Der Augenschein der immer mehr und oft fast unglaublich anwachsenden Aktenstücke muß den gerechten patriotischen Wunsch erregen, und den Justizeifer wachsam, thätig und wirksam machen, dieses abscheuliche Unwesen durch angemessene strenge Mittel endlich

lich einmal mit gemeinschaftlicher Anstrengung in die engsten Schranken zu setzen, und, wo nur möglich, ganz zu vertilgen.“

Graf Spaur fand nämlich in der Weitläuftigkeit und Schreibart der Advokaten das größte Hinderniß gegen eine kürzere Referir-Methode.

§. 25. Wird der langsame Gang der Justiz dem Mangel der Direction des Prozesses zugeschrieben, und Fol. 82. folgendermaßen geschildert:

„Mir kömmt ein einmal angenommener, und zur gerichtlichen Verhandlung zubereiteter Prozeß wie ein Schiff vor, das den Winden und Wellen ohne Führer und Steuermann überlassen ist, und wobey eine Menge Leute gegen einander arbeiten, der Eine es da, der Andere dorthin lenket, die Meisten es vom geraden Wege abzuleiten trachten, und sehr Wenige beflissen sind, es bald in den Hafen zu bringen.“

2) **Unmaßgebliches Gutachten, Gedanken und Vorschläge an die gesetzgebende Macht zum Besten der Gerechtigkeit, und Abstellung der Mißbräuche bey den Restitutions-Sachen an dem Kaiserl. und Reichs-Kammergericht ab Seiten des Kammerrichters.**

Diese sind vom Verf. in neun Hauptsätzen dargestellt. In dem Ersten wird behauptet: „Die Mißbräuche des Restitutions-Beneficii

sind dergestalt angewachsen, daß man den ächten, erlaubten, gesetzlichen Gebrauch desselben gar nicht mehr kennt, jene sich nach und nach selbst zur Regel aufgeworfen haben, und der reichsconstitutionsmäßige Gebrauch kaum mehr die Ausnahme davon ausmacht; von diesem ist eigentlich nur der Schatten, blos der Name ohne Wirklichkeit übrig.

Dieses sey eine erkannte, durch keine weitere Ausführung zu erprobende Wahrheit.

Zweyter Satz. Die gegen dieses Uebel anzuwendenden Mittel sollen nicht blos Palliativ, sondern so geartet seyn, daß sie die Quelle der Mißbräuche ganz ableiten, und die Wurzel derselben ausrotten.

Dritter Satz. Nur durch schnell durchgreifende Mittel, welche der Würde des Gesetzgebers und der Gerichtsstellen angemessen sind, könne die große Absicht, die Beförderung und das Beste der Gerechtigkeit erreicht, und der kostspielige chicaneuse Aufenthalt derselben beseitiget werden. Man müsse sich also durch keine ängstliche Sorge, daß hier oder dort zu hart gegen Partheyen verfahren werden könnte, irre machen lassen. Der allgemeine Nutzen der abzustellenden anerkannten Mißbräuche für die Gerechtigkeit sey gegen jene Bedenklichkeiten nicht in Anschlag zu bringen, und man würde nie zum Zweck kommen, wenn man den Urhebern derselben Gehör geben wollte; denn diese seyen eben die, welchen mit Verzögerung der Ge-

Gerechtigkeit gedienet ist, und welchen Rechtsstreite ihr Acker und Pflug, und eben das, was den Juden der Wucher ist. — „Sollte man nicht vielmehr, drückt sich der Verfasser §. 4. Fol. 526. aus, die wachsamste Sorge für die tragen, welche bereits Urtheile und die Gerechtigkeit für sich haben, dessen ohngeachtet aber das ihnen Zuerkannte entbehren müssen, und dieses wegen der häufigen, weitschichtigen Restitutions-Gesuche, zu erhalten, in ihrem Leben keine Hoffnung vor sich sehen, aus ihrem Eigenthume vertrieben sind, und bey dem Wohlstande ihres Gegentheils in Noth und Elend schmachten?“

Vierter Satz. Den Restitutions-Gesuchen, und deren Vervielfältigung, müssen gerade darum enge Schranken gesetzt werden, weil dieselben dermalen keine mehr in der Ausübung haben, und die Laufbahn der Mißbräuche unübersehbar ist. Das Restitutions-Gesuch sey kein gewöhnliches Rechtsmittel, und diese Hülfe könne den Partheyen nur nach den von ihnen erprobten, und in den Reichsgesezzen bestimmten Erfordernissen gestattet werden. Die Regel sey, „daß eine reichsgerichtliche Definitiv-Entscheidung in Vollzug gesetzt werden solle, die Ausnahme hingegen: weitere Mittel gegen ein entscheidendes Urtheil zu ergreifen; und aus eben dieser Ursache sollte sie nie über den klaren Sinn der Gesetze erweitert werden.“ — Mit vielem Scharfsinn bemerkt hier der Verfasser: „In Fällen, wo Reichs-

Constitutionen in der Mitte liegen, ist immer meine Richtschnur lediglich der Hauptzweck der Dinge, die gesetzliche Sprache, die eigentliche Intention der Gesetzgeber, und nicht die Meynung der Autoren, welche für oder wider die Reichs-Kammergerichts-Verfassung, oft ohne gründliche Kenntniß derselben, geschrieben haben. Ich glaube vielmehr, daß aus den verschiedenen Meynungen und Auslegungen der Autoren Irrthum und Mißbräuche entstehen, hinter welchen sich die Partheyen und Sachwalter verschanzen, und sie zu der endlosen Verlängerung der Prozesse gebrauchen. Der größte Theil der Autoren scheint mir in Rücksicht auf die Fundamental-Gesetze ungefähr das zu seyn, was die theologischen Zänkereyen über die heilige Schrift sind. Hinter den Bergen der Auslegungen, Disputationen und Werken der sogenannten profunden Gelehrsamkeit wird das Gesetz selbst verborgen, mit Mühe kann man zu demselben gelangen, und den ganz einfachen klaren Buchstaben davon wieder finden."

Weiters beweiset der Verfasser, die Gesetze sagten deutlich, daß die vielen Restitutions-Gesuche zu Verhinderung der Execution, und zum Schaden der gewinnenden Parthey gereichen; man müsse also auf deren Einschränkung denken, und dergleichen frivole Gesuche zu keinem remedio ordinario erheben. Der Visitations-Abschied von 1533. §. 5., die Kammergerichts-Ordnung von 1555. tit. 52., das Conzept Ordinationis cammeralis p. 3. tit. 62.

in

in princip. et §. 1., die gemeinen Bescheide von 1669. und 1671. werden hier als Beweise angeführt. „Nach diesen, heißt es Fol. 529., sind die unleidentlichen Mißbräuche bey den Restitutions-Gesuchen eine nicht zu bestreitende Sache. Eben so richtig ist die Hauptabsicht auf deren Abstellung gerichtet. Die Gesetzgeber dachten nicht, ein neues gewöhnliches Remedium gegen die Kammergerichtliche Urtheile, und deren Execution einzuführen; nur eine Wohlthat wollten sie denen gönnen und zulassen, die solche verdienen, und bey denen die Erfordernisse eintreten, worauf sich die Verstattung dieses Beneficii gründet." §. 7. werden diese Erfordernisse aus einander gesetzt, und jener mit den Worten geschlossen: beneficia nemini debent esse damnosa, nec limites praescriptos unquam excedere.

Fünfter Satz. Offenbar nehmen die Gesetze mehr Rücksicht auf den, der das entscheidende Urtheil des Kammergerichts für sich hat, als auf den, der dagegen restituirt werden will, und ist es um eine rechtliche Gunst zu thun, so ist es auch jener, der diese verdienen würde, und wirklich für sich hat, nicht dieser. Diese Behauptung wird durch mehrere Gründe unumstößlich dargestellt, und bewiesen, daß ein urtheilsmäßiges jus quaesitum wegen unsicheren, und in der Zukunft vielleicht möglichen Fällen, nach dem Sinn der Gesetze, weder erschwert, noch vereitelt, oder aufgehalten werden dürfte.

Sechster Satz. In diesem wird bewiesen, daß die Hemmung des Vollzugs der Urtheile mit dem limitirten Rechtsmittel der Restitution keineswegs verknüpft sey. An den effectum suspensivum beneficio restitutionis inhaerentem hätten die Gesetzgeber nie gedacht, auch liege dieser Sinn um so weniger in den klaren obenangeführten Gesetzen, als sie sonsten einen Widerspruch lehrten, wenn sie auf der einen Seite die Beförderung der Justiz und Execution der Definitiv-Urtheile, auf der andern Seite aber die Hemmung, und nicht Ausübung derselben anbefohlen hätten, welche durch den effectum suspensivum erzeuget werde. " — „Sehr wohl hingegen, sagt der Verfasser §. 12. Fol. 533. „ läßt sich die bemerkte doppelte Absicht der gesetzgebenden Macht vereinbaren, wenn man nach dem eigentlichen Inhalt und Verbindung derselben, das beneficium restitutionis zu ergreifen, in den dazu geeigneten Fällen, und bey den eintretenden gesetzlichen Erfordernissen zwar allerdings eintreten läßt, aber auch solches darnach einschränkt, und den Vollzug der Urtheile vor der Hand nicht hemmet; sondern die Aenderung derselben der weitern gerichtlichen Definitiv-Erkenntniß und der Entscheidung überläßt, ob die Nova (neuen Gründe) so beschaffen sind, daß sie dazu nach dem wohlerwogenen richterlichen Ermessen geeigenschaftet gefunden werden. Bis dahin bleibt es bey der Regel, daß Urtheile nicht nur ausgesprochen, sondern auch vollzogen werden müssen, und daß gerichtliche Definitiv-Entschei-

dungen

dungen nie anders, als wiederum durch richterliche Erkenntnisse gehemmt, geändert, oder aufgehoben werden sollen. In der Art wird dem Restitution-Suchenden das gesetzliche Beneficium nicht entzogen, und dieser des Trostes nicht beraubt, noch Hülfe erhalten zu können, wenn er diese nach Recht und Gesetzen verliert. Niemanden wird sein jus quaesitum genommen, noch der Lauf der Gerechtigkeit gehemmt.“

Weiters wird dieser Satz durch den jüngsten Reichs-Abschied §. 124. bewiesen, in welchem dem remedio ordinario restitutionis die aufhaltende Wirkung benommen wird; diese könne also unmöglich auf das beneficium extraordinarium restitutionis anwendbar gemacht werden.

Siebenter Satz. Die in dem sechsten Satze aufgestellte Behauptung wird mit noch mehrern Reichsgesetzen und Gründen unterstützt, und vorzüglich gezeigt, „daß ohne den Gegentheil zu hören, ohne ihm zu verstatten, die Nichterheblichkeit der Novorum darzuthun, dem Restitutions-Gesuche kein effectus suspensivus von dem Richter gegeben, keine Restitution erkannt werden könne, weil eines wie das andere dem Theile, der ein Urtheil für sich hat, gegen welches Restitution gesucht wird, offenbar in der Sache und in den Reichsgesetzen gegründetes Recht, und diesen die Reichsconstitutionsmäßige Befugniß auszuweisen, daß die vorgeblichen Nova bereits in actis vorgekommene Dinge sind, mithin die Restitution sogleich

gleich lediglich verworfen werden müßte, im Grunde entziehen würde."

Bey dieser Gelegenheit äußert der Verf. §. 17. Fol. 540. einige Gedanken, die der Nachwelt als Beweis seiner, stets nach dem Geist der Gesetze gestimmten, nie auf schwankenden Autoritäten gestützten Grundsätze und Denkungsart aufbewahrt zu werden verdienen. Nachdem derselbe den Sinn der angeführten Gesetze etwas umständlicher ausgeleget hat, setzt er folgende Worte bey: „Etwas anderes sind Deliberationes Pleni; verschiedene Meynungen, die variantes lectiones Autorum, die leges juris civilis et Romani, und jene des juris Canonici; ihre oft dunkle, oft widersprechende, manchmal auf unsere Verfassung nicht anwendbare Sprache irren mich nicht. Ich lasse jene in ihrem Werthe, und da, wo Reichsgesetze reden, auf der Seite liegen. Ich suche nur, diesem Wegweiser nach meinen Kräften und nach meiner Ueberzeugung zu folgen, und das an die Hand zu geben, was zum Besten der Justiz, und derselben Beförderung, Abschneidung der Mißbräuche, zur Autorität des Gerichts nach desselben Verfassung, auch zu dem Vollzug der von daher ergehenden Urtheile ersprießlich, und den Reichs-Constitutionen gemäß erachte." — Und der §. 18. Fol. 541. wird mit den bey dieser Materie sehr merkwürdigen Worten beschlossen: „Die Erfahrung hat mich zu der Zeit, wo nach dem bekannten billig verunglückten, gemeinen Bescheide, die damaligen außergerichtlichen Deliberationen über

den

den effectum suspensivum der Restitutionen noch in Uebung waren, nur zu sehr überzeugt, welchen großen Aufenthalt diese der Justiz, und meistens ohne nützliche Wirkung, und ohne den vorgesetzten Zweck zu erreichen, verursachet haben, und auch aus dieser Erfahrung kann ich nicht dazu rathen."

In dem achten Satze stellet der Verf. unwidersprechlich dar, daß man bey Hebung jenes bey dem Kammergericht eingeschlichenen Mißbrauches als einzigen Gesichtspunkt den allgemeinen Nutzen, und die schnellere Beförderung der Justiz vor Augen haben, und sich diesen nie durch einzelne mögliche Fälle, oder durch andere Schwierigkeiten verrücken lassen sollte. Da aus eben diesem die Referenten ausgegangen wären; so käme auch das Ziel seiner Gedanken mit jenen der Referenten überein; nur darin glaubet er weiter als diese gehen zu müssen, daß er den effectum suspensivum nicht einmal den angeführten Gesetzen gemäß zu seyn erachte, mithin diesen nie eintreten zu lassen anrathe. Die daraus folgende Zögerung der Justiz wird hierauf augenscheinlich durch die Erfahrung dargestellt. Der Verf. berechnet aus dieser die zum aburtheilen reife Judizial-Prozesse am Kammergericht auf die Anzahl von 6000, zu deren Ausarbeitung fünf und zwanzig in drey Senate eingetheilte Assessoren bestimmt sind. Zu dem Vortrag der meistens übertrieben weitläufigen Relationen werden vier Tage in der Woche verwendet, und 174 Tage im Jahre gingen als Feyertage, Postfesten und Ferien

für

für den Vortrag verlohren; die gesetzliche Senatstunden würden durch die spätere Erscheinung der Beysitzer abgekürzet, der eingeführte Turnus im Referiren gienge in manchen der Senaten nur alle anderthalb Jahre unter den acht Assessoren herum, und er könnte aus diesen Rücksichten, und nach einer genauen Berechnung die Anzahl der in einem Jahre abgefaßten Definitiv-Erkenntnisse nur auf 75 anschlagen; wenn man aber auch 100 rechnen wollte, so würde sich dennoch, weil in jedem Jahre zwischen 3 und 400 neue Prozesse den alten zuwachsen, eine auf 2 bis 300 steigende Vermehrung derselben sich ergeben. Wenn nun noch zwey bis dreymal reproducirte Restitutions-Gesuche einen effectum suspensivum bewirkten, so würde kein gefälltes Urtheil seinen Zweck erreichen. — „Ich kann nicht genug ausdrücken, saget der Verf. §. 21. Fol. 544. was ich bey diesem allerdings wahren Gemälde fühle, und wie angelegentlich ich wünsche, daß kräftige, dem Uebel angemessene, scharfe, Mißbräuche; ausrottende, Justiz; befördernde, gleich durchgreifende Mittel, ohne Rücksicht auf Nebenschwierigkeiten, bald ergriffen werden mögen. Es ist zur Aufrechthaltung des Reichssystems erforderlich, und die Ruhe in Teutschland sichernd, die ohne gleich durchgreifende, wohl geprüfte, und geschwinde, der Menge der Streitigkeiten angemessene Justizleistung, und ohne beförderten Vollzug der Urtheile nie fest und dauerhaft zu erzielen seyn wird, vielmehr erschüttert zu werden Gefahr läuft."

In

In dem neunten Satze endlich äußert er über Folgendes seine Gedanken. Erstens. Ob der Restitutions-Libell gerichtlich, oder außergerichtlich zu übergeben sey? Dessen gerichtliche Production wird den Reichsgesetzen angemessen gefunden. Zweytens. Werden mehrere Restitutions-Gesuche als ungesetzlich und justiznachtheilig verworfen. Drittens. Wird erwiesen, daß kein Gesetz dem obsiegenden Theile in Restitutorio eine Kaution auferlege; und viertens, daß die sogenannte Zeitfrist des Quadriennii zur gerichtlichen Einführung der Restitution nie weiter erstreckt werden sollte.

In dem §. 23. werden kurze und einfache Vorschläge gethan, welche zur Abstellung der bey den Restitutions-Gesuchen eingeschlichenen Mißbräuche zwecken, und welche zum Theil in dem vorhero Angeführten liegen.

3) Direktorial-Meinung über die Mißbräuche der Sollicitatur, und deren Abstellung.

Dictatum Ratisbonae 1791.

Schon in den Jahren 1785, 1786, und 87 hatte er verschiedene Vorschläge ex officio an das kammergerichtliche Plenum über den Gegenstand dieser Druckschrift gemacht; die Stimmenmehrheit in demselben ließ es aber bey dem alten Herkommen, und die Vorschläge des Direktoriums wurden nicht angenommen. Diese bestanden aber hauptsächlich in der Abstellung der lästigen Sollicitatur in den Häusern, und

in

in der Einführung einer Deputation von zwey Assessoren mit einem Aktuar, welche zwey- oder dreymal des Monats in dem sogenannten Audienzzimmer sich versammeln, dort alle Sollicitaturen der Prokuratoren und anwesenden Partheien anhören, diese zu Protokoll nehmen, und sodann den Referenten der sollicitirten Sachen mittheilen sollen.

Diese kammergerichtliche Deliberationen sowohl, als die hierüber geführten Protokölle wurden mit denen in Regensburg Anno 1791 gedruckt, welche auf die von dem Reichstage an das Kammergericht über diesen Stoff später erlassene Rescripte, sich hierüber berichtlich zu äußern, von dem letztern gegeben wurden. No. 17. Fol. 188. bis Fol. 240. findet sich das von dem Grafen Spaur entworfene Resultat der letztern Deliberation über diesen Gegenstand, in welchem nicht allein die auf denselben Bezug habende Reichsgesetze in chronologischer Ordnung angeführt, und die 1785 gemachten Vorschläge als nothwendig und ausführbar vertheidiget werden, sondern es werden auch jene Gründe, und die klügsten Zurechtweisungen der anders Urtheilenden beygebracht. Besonders kommen in dem Nachtrag zu dem kammergerichtlichen Vortrag v. J. 1785 solche passende, gesetzliche und tiefblickende Bemerkungen vor, die den Geist, der den Verfasser belebte, und seinen offenen, gerade durchgehenden Charakter so trefflich darstellen, daß einige Stellen hier stehen mögen.

S. 202.

S. 202. §. 22. „Bleibt der Gerechte denn immer der nämliche? Ist nicht oft die Gelegenheit auch für die besten Menschen ein heimlicher Feind, der sich behutsam versteckt, und eben daher desto genauere Vorsicht erheischet? Lieget nicht manchmal gerade da die Gefahr am nächsten, wo man diese ganz entfernt glaubet, und in der festesten eigenen Zuversicht gar auf keine denket? Bleiben immer die nämlichen Richter? Und wer kann für die künftigen Bürge seyn?"

§. 23. „Nie ist der Richter größer, als wenn er die Gesetze nicht nur selbst genau beobachtet, sondern auch streng nach dem Sinn derselben gegen die dagegen Handelnden zu Werke gehet, auch jedem eingeschlichenen Mißbrauch mit Ernst entgegen arbeitet, die Gelegenheit dazu, so viel an ihm lieget, abschneidet, mit Sachwaltern und Sollicitanten sich in Justitzsachen so wenig, als thunlich, abgiebt, doch aber denselben außerdem sittlich und mit allem Anstand begegnet."

S. 204. §. 25. „Der Mensch ist und bleibt sich nicht immer gleich, hat nicht immer die kaltblütige, überlegte Fassung, die dazu gehört, um sich in Justitzsachen mit Partheien, Sollicitanten und Sachwaltern, in Gespräche einzulassen. Einer ist mehr zurückhaltend, der andere spricht mehr, ein Wort giebt das andere; man wird unvermerkt in Diskurse, so zu sagen, hineingezogen; nach einem vergnügten Gastmahl, oder wo man etwas mehr heitern Sinnes ist, läßt man sich hie und da weiter

heraus, als sonst geschehen würde; manchmal geräth man in mehr Eifer, wäre es auch Justitzeifer, und da giebt es eine ganz andere Stimmung und Sprache; die Behutsamkeit verliert fast immer etwas dabey; der Richter, auch der Gerechteste, hat seine schwache Seite, wie jeder Mensch, und wer von gelehrten und geschickten Männern ist davon wohl ganz frey, daß er bey Gelegenheit dann und wann nicht gerne seine Kenntnisse zeiget? Der schlaue Sachwalter, oder sein Sollicitant ist sicher darauf bedacht, die Seite genau zu beobachten und auszuforschen, wo er glaubt, daß er dem Richter beykommen, und das, was er zu entdecken wünscht, auf eine geschickte Art und Wendung herausbringen könne. Ist man da immer auf seiner Hut? Die Falten des menschlichen Herzens, und die Wege eines geübten Sachwalters, oder klugen Sollicitanten, jene kennen zu lernen, sind mannichfaltig, und die Vermeidung, oder Abschneidung der Gelegenheit, bleibt forthin das beste Mittel, das zu verhüten, was nicht geschehen soll."

S. 219. §. 42. 43 und 44. schließet er, daß er wegen den über diesen Stoff in dem Collegio herrschenden so sehr verschiedenen Meinungen, um so mehr auch jene Grundsätze der allerhöchsten Prüfung vorlegen müßte. „Damit ich doch auch einmal wenigstens in meinem hohen Alter gegen so vielfältige, auf allerhand Art, und unter so verschiedenen Gestalten geschehene Ausfälle, und gewagte Ausstreuungen über meine Vorträge, und sonstige Amtsverrichtungen

gen gesichert werde, und dieses mein Amt in der mir nothwendigen Ruhe, während der von der Vorsehung mir noch bestimmten Lebensfrist, zum Besten der Gott geheiligten Justitzpflege versehen könne, welche stets der Gegenstand meiner Anstrengungen war, wobey ich es meines Wissens nie an unverdrossener Mühe, und nie an Fleiß habe ermangeln lassen. Auch hoffe ich manches Ersprießliche für die Gerechtigkeit, während der Zeit der 33 Jahre meiner dahier geleisteten Dienste gewirkt zu haben, und eben so auch weiter beyzutragen." — „Sollte ich jene eben erwähnte Sicherheit nach so vielen Jahren, und unangenehmen Ereignissen nicht endlich verdienen? Und sollte der Kammerrichter, der bisher mit so außerordentlicher Langmuth vor dem Publikum schwieg, bey dem innern Bewußtseyn seiner rechtlichen Handlungen, nicht auch einmal öffentlich mit cordater Wahrheit sagen: Er ist alt in Sorge und Arbeit für die Gerechtigkeit geworden, er hat diese Sorge in keiner Gelegenheit gespart, ist bey der Verwaltung der Justitz immer gerade zu Werke gegangen, und hat darinn weder Unterschied der Personen, noch Furcht, und sonstige Nebendinge gekannt: er kann jeden öffentlich auffodern, der ihm etwas mit seinem Amt, mit seinen Pflichten, und seiner Ueberzeugung nicht Vereinbarliches, oder die mindeste Privat-Absicht in Betreff einer Justitzsache vorzuhalten Lust haben sollte; — ist von eigenen Prozessen ganz frey; hat eine lange und schwere Feuerprobe mehrere Jahre hindurch ausgehalten —

ist nichts weniger als reich geworden; hat sein eigenes Vermögen ehe vermindert, als vermehrt, und unter diesen ist kein Heller, der den Segen seinen Erben abwenden könnte; hat nie für sich, während der Zeit des Kammerrichter-Amtes, Gnaden gesucht, auch keine erhalten; ob er eine verdient, müssen nur die Handlungen, so wie die Protokolle des Plenums, und der Senate bewähren; — war nie so stolz, nur zu denken, daß er ohne Fehler sey, vielleicht hat er mehrere, als manche andere; ohne diese werden wir nie seyn, so lange wir Menschen bleiben. — Er hat sich sehr wenige Freunde gemacht, nie viele gesucht, kennt zwar den Werth der Freundschaft, weiß aber auch, und hat es erfahren, daß es eben so wenige ächte Freunde, als dankbare Menschen giebt.“

„Oeffentliche Feinde sind nicht so gefährlich; die braucht man bey unsern Justitzämtern nicht sonderlich zu scheuen. Es scheint fast eine natürliche Folge für jeden gerade durchgehenden Richter zu seyn, daß er eben dadurch Unzufriedene mache, wenn er nach Gerechtigkeit, und nicht nach ihren Willen zu Werke gehet. Es giebt auch viele, die sich nicht überzeugen können, noch wollen, daß man gerade nach strenger Gerechtigkeit, und ohne Nebenabsicht handle, weil sie selbst so zu handeln nicht gewohnt sind. Nur die heimlichen im Stillen schleichenden Feinde sind die gefährlichsten, und von der bösesten Art. Gegen diese können wir freylich nie zu viele Vorsicht brauchen. Und das, was ich vorschlug, zweckte meiner Meinung nach vorzüglich

züglich dahin, boshaften Feinden, und heimlichen Auflaurern des Kollegiums, Feinden der stracken Justitz den Weg, so viel als möglich, zu verlegen, ein wahres Vertrauen bey dem Theil des Publikums, der Achtung, und Rücksicht verdienet, unserer Justitzverwaltung zu erwerben, und damit die falschen, aber doch seinen Insinuationen niederträchtiger Verläumder von jedem für das, was sie sind, sogleich mögen erkannt werden, wenn besagtes Publikum überzeugt wird, wie wenig es, in Verfolg unserer eigenen Vorkehrungen nur thunlich sey, daß Sollicitanten der Gerechtigkeit zu nahe treten können, und daß diese nicht einmal heimliches oder Privatgehör in Justitz- und Prozeßsachen erhalten können."

Wie viele Menschenkenntniß, und Liebe zur geraden Gerechtigkeit, wie viele Weltklugheit, Biederkeit, Unerschrockenheit, und Selbstgefühl der eignen Würde in diesen wenigen Zeilen liegen, erkennt der unpartheyische Leser von selbst. So kann nur der Mann sprechen, der die Pflichten seines Standes, und Amtes stets treu, redlich, klug, und ohne Tadel erfüllt hat.

Am Schlusse dieser merkwürdigen Druckschrift §. 46. Seite 221 und 222. finden sich noch folgende Worte, die einen ausgezeichneten Beweis von dem Vertrauen geben, das zwischen diesem Kammerrichter und den Mitgliedern seines Kollegiums herrschte, und die den letztern das verdiente Lob zollen.

„Was übrigens mein eigenes Betragen, außer dem, was ich in dem §. 43. überhaupt

anzuführen nicht umhin konnte, bey Justitzsachen, in dem Kollegio, und gegen die Mitglieder desselben betrift, darüber finde ich Bedenken, etwas weiters anzuführen, als daß ich hoffe, mich in dieser Rücksicht kühn auf das Zeugniß besagter Mitglieder, ohne Ausnahme, berufen zu können, so wie auf alle die, welche meine Amtshandlungen genauer als andere kennen und Wahrheit lieben." — „Verschiedenheit der Meinungen giebt es freylich öfters; doch die Absicht ist gut, und Ueberzeugung, Gewissen und Pflichten sind der Leitfaden bey denen von der Brust gesagten, auch entgegengesetzten Meinungen; und ich würde den gar nicht schätzen können, der nur mir zu gefallen, jemals meinen Meinungen beytreten sollte, wenn nicht eigene Ueberzeugung diesen Beytritt unterstützte." — „Das Kollegium ist mit solchen wackern, biedern, uneigennützigen, und arbeitsamen Justitzmännern versehen, daß ich mir eine wahre Ehre daraus mache, das Haupt davon zu seyn; ja ich sage es frey, daß ich dem gewöhnlichen Rath recht gerne beywohne, und den Senaten mit Vergnügen vorsitze, in welchem ich so viele mühsam und schön ausgearbeitete, gerade durchgehende Vorträge mit anhöre, wo eine Sprache geführet wird, die tapfere Richter auszeichnet, und wo man keine Spuren von Religionszwietracht, oder Nebenabsicht findet. Dieses ist nicht Schmeicheley. Wie weit diese von mir entfernt ist, weiß das ganze Kollegium. Es ist Gerechtigkeit, die ich gerne wiederfahren lasse, auch schuldig bin; es wird

sich

sich überdieß auf mein Zeugniß berufen, und ich gebe es redlich, so wie ich die Wahrheit davon fühle.“

4) Auszug aus einer ungedruckten Proposition des Kammerrichters Gr. Spaur zu einer Prädeliberation das Anzügliche einer im Druck erschienenen Comitial-Abstimmung über den Kammeral-Bericht das Wetzlarische Bauwesen betreffend.

„Ich erkenne selbst ganz wohl, und weiß die Empfindung aus mancher eignen Erfahrung während meinen 33jährigen Diensten an dem hiesigen Gerichte mitzufühlen, die redliche, gerecht und fleißige, der Justiz lange dienende Männer darüber haben müssen, wenn sie Vorwürfe von der Art im öffentlichen Druck lesen, die beschworne Pflichten des Amtes betreffen, und das Ansehen haben, derer Beyseitsetzung dem Publiko vermuthen zu lassen. Doch die beste, die herrlichste Beruhigung bleibet immer die innere Ueberzeugung der rechtschaffenen Handlung, und daß am Ende Redlich- und Gerechtigkeit selten unterliegen, oft eben dadurch noch glänzender sich darstellen.“

„Das, was gegen Einen geredet, geschrieben, gedruckt, oder ausgestreut wird, greift eigentlich die Ehre nicht an, die nur auf rechtschaffenen, pflichtmäßigen und edlen Handlungen, auf Thatsachen beruhet, die kein hitziger Angriff, keine Schmähluſt, keine Verläum-

läumdung ändern kann; diese Handlung bleibet immer, was sie in sich selbst ist."

„Wer ist wohl bey der heutigen Kritisirlust von Angriffen frey? Oft vergehet diese am besten, wenn man standhaft ohne alle Erschütterung darauf lächelnd hinblickt, und dadurch zeiget, wie wenig man bey dem ruhigen innern Bewußtseyn jene achte; oft vergehet die Hitze, in der etwas Anzügliches gesagt oder geschrieben wurde, dadurch von selbst, wenn nach und nach der Irrthum eingesehen wird, der dazu verleitet hat; oft ist menschlicher Irrthum keine Bosheit, der Irrende hält ihn nur für Wahrheit, diese bleibet aber immer die nämliche, und Verläumdung, oder eine wahre Injurie setzt geflissentlichen Vorsatz zu schaden, und Bosheit voraus, in der man sich ebenfalls irren kann. — Oft treffen hingegen auch Umstände ein, die eine öffentliche Sprache erheischen. Alles kömmt auf diese an."

„An meinem besten Willen, und Eifer, mich des Gerichts Ehre und Ansehen sowohl überhaupt, als auch einzelner des Gerichts Mitglieder nach Möglichkeit in den dazu gesetzlich geeigneten Fällen anzunehmen, wird wohl Niemand zweifeln, der mein bisheriges Benehmen in solchen Gelegenheiten kennt. Ich vermuthe Proben davon gegeben zu haben. Doch muß ich da, wo mein kammerrichterliches Amt eintreten soll, immer nach meiner Ueberzeugung zu Werke gehen, und die Maaßregeln ein-

einschlagen, die den Umständen, und der darnach angemessenen gesetzlichen Absicht die räthlichste und beste erachte.“

Den nachkommenden Gesetzgebern Teutschlands, und den künftigen Mitgliedern des Kaiserlichen Reichs-Kammergerichts werden jene Direktorial-Vorträge des edlen Grafen Spaur ohne Zweifel zu einem Muster der gründlichsten Gesetzlichkeit, richtigsten Menschenkunde, und Erfahrung dienen. Gewiß werden sie das Ansehen jenes Reichsgerichts, seiner Gesetze, und Mitglieder in den Augen des denkenden, und mit Befugniß richtenden Publikums durch nichts besser begründen, und emporheben können, als wenn sie die Grundsätze und Rathschläge eines Mannes unpartheyisch würdigen und befolgen, der Talente, Wissenschaft, strenge Moralität, Scharfsinn, und Uneigennützigkeit mit der genauesten Ausübung seiner Amtspflichten verband. Direktoren jenes Gerichts, die in seine Fußstapfen treten, und nach dem von ihm gesponnenen Leitfaden ihre Amtspflichten fortsetzen, und aus-

üben, werden gewiß die seeligsten Folgen für die Justitzpflege dadurch einärndten; und der Kammergerichts-Assessor, der nach jenem Muster ohne Neben- und Privat-Absichten ein Freund der Wahrheit bleibet, kann nur als ein würdiger Richter allgemein geschätzt, der Trost der streitenden Partheyen, und ein Schrecken den Freunden der ungerechten Schleichwege werden.

Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis autem amica veritas. Ein Wahlspruch, der des geraden, gewissenhaften Grafen Spaurs Spiegel war, und der Spiegel aller seiner Nachfolger seyn sollte.

Den

Digitized by Google

Den 18. März.

Joseph Friedrich Engelschall,

Professor der Philosophie und schönen Literatur auf der Universität zu Marburg.

So mütterlich auch die Natur für Hessens Bewohner gesorgt hat, so einladend die romantischen Gefilde dieses Landes für die Musen, und so auffordernd zu Gesängen der Geist, die Thaten und Schicksale der älteren Vorfahren der Hessen seyn mögen; so haben dennoch die unsterblichen Schwestern — zu häufig weggeschreckt durch rauhes Waffengetöse und kühne Kampflust — nur selten Hessens Gefilde besucht, und nur wenige ihrer Bewohner zu Dichtern begeistert. Neben einigen wenigen Sängern von wahrem Gehalte, die jedoch größtentheils nur in römischer Sprache sangen, sind

so

so viele andere aufgetreten, welchen es schwe werden dürfte, ihren Beruf zur edelsten alle Künste zu erweisen.

Im sechszehnten Jahrhunderte glänzte einige treffliche Köpfe als Dichter hervor: we kennt nicht einen Helius Eobanus Hessus welchen Erasmus den Ovid seines Zeit alters nannte, einen Euricius Cordus, dessen Sinngedichte Lessing so fleißig nach ahmte, einen Peter Paganus u. s. w. Rühmlich zeichneten sich ferner aus: Justus Vultejus, Konrad Bachmann, Herr mann Kirchner, und mehrere. Die Werke einiger andern Sänger des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, die gleichfalls nicht ohne Talent waren, tragen zu sehr das Gepräge ihres Zeitalters an sich, um auf allgemeines Interesse Anspruch machen zu können. Erst in dem letzten Viertel des scheidenden achtzehnten Jahrhunderts zeichneten sich einige Männer durch wahren Dichtergeist und glückliche Bildung aus, und unter diesen, welche mit Anmuth in ihrer Muttersprache sangen, nimmt Joseph Friedrich Engelschall — ein Mann, der sich und der Natur Alles verdankte, — eine ehrenvolle Stelle ein. Der

Freund

freund, der diese Blume auf den Grabhügel des Edlen niederlegt, glaubt Unpartheylichkeit genug zu besitzen, um denselben gehörig zu würdigen, und hofft, durch einige schriftliche Nachrichten vom Verstorbenen, und durch einen mehr als zwanzigjährigen vertrauten Umgang mit demselben, in den Stand gesetzt worden zu seyn, die Hauptzüge seines Charakters und die Hauptmomente seiner Schicksale mit Wahrheit zu entwerfen, und sein Bild so darzustellen, wie es dem ruhigen Beobachter erscheinen muß, wenn die Leidenschaften schweigen, wenn die Zeit die Nebel zerstreut und die sich durchkreuzenden Züge seines Gemäldes in ein harmonisches Ganze geordnet hat. —

Jos. Fr. Engelschall war zu Marburg den 16. December 1739 geboren, und der zweyte Sohn des daselbst gestandenen Konsistorialraths und ev. luth. Superintendenten, Johann Christoph Engelschall, und der Katharine Margarethe, einer Tochter des Konsistorialraths und Superintendenten, Johann Dietrich Schmid, zu Marburg. Das eigentliche Vaterland seiner Voreltern war Sachsen, und diese stammten von einer uralten und mit adelichen Freyheiten begab-

begabten Familie der Engelschalk aus Bayern [a]).

Nur

a) Nach geschriebenen, vor dem Verf. dieses Aufsatzes liegenden Nachrichten, hat die Person, welcher dieser Name zuerst beygelegt worden ist, zuvor Falkenauer geheißen, und ist fürstlicher Kämmerling gewesen. „A. 1590 — heißt es in diesem schriftlichen Aufsatze — berichten einige, daß die Person, welcher dieser Name beygelegt, zuvor Falkenauer geheißen, welche durch Reisen und andre Dienste sich so qualificirt gemacht, daß sie in einem Fürsten-Hof angenommen, und wegen Schönheit des Angesichts als auch wegen treuer Dienste zum Cämmerling gemacht. Weil nun einsmalen die Fürstin selbigen Ortes über Tisch gesagt: Er sehe wie ein Engel, habe der Fürst geantwortet: ein Schalk darneben, auf welche Rede man ihn nicht mehr Falkenauer, sondern Engelschalk genennet.“ Das Wappen der Engelschalk kommt in mehrern heraldischen Büchern, besonders in der Weigelischen großen Wappensammlung vor. Der seel. Engelschall hatte noch zwey Geschwister; einen ältern Bruder, Samuel Christoph, der als Student 1757 zu Rinteln starb, und eine Schwester, Barbara Margaretha; diese war die Gattin des im J. 1782 gestorbenen Oberpfarrers und Definitors, Philipp Konrad Justi zu Marburg, des Vaters des daselbst lebenden jüngern Professors, K. W. Justi, und sie starb am Ende des Jahres 1786. Vergl. Strieders Hessische Gelehrten-Geschichte. IV. Band, S. 523 f.

Digitized by Google

Nur selten finden natürliche Anlagen und ein emporstrebender Geist solche Schwierigkeiten, wie diejenigen waren, mit denen E. in seiner Jugend zu ringen hatte. Er war fast nie in seiner rechten Sphäre, und Alles schien seiner eigenen Bestimmung entgegen zu arbeiten. Seine erste Erziehung und wissenschaftliche Bildung war von der gewöhnlichen Art, das heißt, sie machte überaus wenig Eindruck auf ihn. Dagegen äußerte er schon in den Jahren seiner Kindheit eine lebhafte Neigung für das Reelle in den Wissenschaften, hauptsächlich für Mathematik, Geschichte und Erdbeschreibung. Unüberwindlich aber war sein Hang zu Gesängen, und für alle Arten der bildenden Künste, worinn er aber, wie die meisten Musengünstlinge, sein eigener Lehrer blieb. Sein Vater, der bey einem zehnjährigen Aufenthalte in Leipzig das Schöne der Kunst kennen gelernt hatte, bemerkte diesen Hang mit Wohlgefallen, und fachte durch seine Beschreibungen den Funken in ihm noch mehr an. Leider! aber verlor er denselben zu früh, um auch die kleinsten seiner Hofnungen zu erfüllen. Ueberdies hatte E. das Unglück, in seinem dreyzehnten Jahre, durch einen unglücklichen Fall,

sein

sein Gehör zu verlieren, und dieser Umstand schlug bey seinen Anverwandten fast alle Hofnung nieder. Nur auf den aufstrebenden Knaben that derselbe eine Wirkung, die derjenigen gerade entgegengesetzt war, die man am ersten hätte erwarten sollen. E. handelte itzt, in einem noch dunklen Gefühle, nach dem, was in der Folge seines Lebens fester Grundsatz und Glaube bey ihm war, daß nämlich nicht sowohl jene äußerlichen Vorfälle, als vielmehr unser eigener Geist und die Art, wie wir uns dabey betragen, ihren Einfluß auf unser Glück und Unglück bestimmen, und daß es Situationen gebe, die durch ihre drückende Last den Geist hinaufschnellen, und alle Spannfedern der Seele in Bewegung setzen, die ein lachendes Glück vielleicht erschlafft haben würde.

Engelschall hatte sich in frühern Jahren der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet, wovon er aber nachher abgieng, und die Philosophie, nebst den schönen Künsten, zu seinem Hauptstudium machte. Eine von Natur lebhafte und malerische Einbildungskraft, das Lesen guter Schriften, und die Betrachtungen, die er darüber anstellte, waren die vornehmsten Quellen seines Geschmacks, und seiner Bildung überhaupt.

Bey

Bey der eigenen Richtung, die seine Denkungsart von jeher nahm, ist es nicht glaublich, daß ein mündlicher akademischer Vortrag lehrreicher für ihn gewesen seyn würde, als diese Art von Lectüre, die mit einer nah' an Illusion gränzenden Vorstellung der Sache verknüpft war.

Die Erlernung der alten Sprachen, und folglich das Lesen der klassischen Schriftsteller hatte in den Jahren seiner Kindheit nichts Reizendes für ihn. Die Folge aber hat bewiesen, daß die Schuld bloß an der Art des Unterrichts lag, der für seine rege Einbildungskraft zu trocken und schulmäßig war. Im funfzehnten Jahre seines Alters bekam er die französische Uebersetzung von Addison's Zuschauer zu lesen, und hier erst erblickte er die Alten und die Wissenschaften überhaupt in einem reizendern Lichte. Er gestand es in der Folge mehrmals, daß dieses französisch geschriebene Buch bey ihm Veranlassung gewesen sey, die Alten, vorzüglich den Homer, und die Natur zu studiren. Er machte sich daraus eine Denkart und gewisse Schattirungen des Stils eigen, die ihm hernach immer geblieben sind. Von dieser Zeit schreiben sich auch seine ersten Versuche in der Dichtkunst her, die er aber,

so wie die von den folgenden fünf Jahren, dem Schicksale aller Versuche übergeben hat. Schon früh zeigten sich auch seine schönen Anlagen zur Malerey und Zeichenkunst, worinn er es in der Folge, ohne fremden Unterricht zu erhalten, weit gebracht hat.

Die folgenden Auftritte seines Lebens zogen ihn unvermerkt in die Lage eines Schriftstellers. Man fand seine Gedanken und seinen Vortrag witzig und lebhaft. In den Jahren 1764 und 1765 beschenkte er die Marburgischen Anzeigen mit einigen artigen Aufsätzen, und eine Menge von Gelegenheitsgedichten verschaffte seiner Muse Beyfall. Eine gelehrte Privatgesellschaft zur Ausbildung der schönen Literatur, wovon E. ein Mitglied war, verschaffte ihm wenigstens mehr Gelegenheit, seine Wißbegierde zu befriedigen. Aber er maaß sich und seine Versuche mit allzugroßen Mustern, daher eine Unzufriedenheit mit seinen eigenen Arbeiten, eine peinigende Unruhe und Leerheit der Seele, die mit dem Nachdenken über die Schicksale seines Lebens verknüpft, ihm endlich eine förmliche Hypochondrie zuzog. Er verbannte sich vier oder fünf Jahre lang in eine freywillige Einsamkeit, in welcher Zeit er seine

Kennt-

Kenntnisse auf alle mögliche Art zu erweitern suchte, aber, außer einigen Gelegenheitsgedichten, nichts bekannt werden ließ. Dabey setzte er beständig seine Uebungen im Zeichnen und Malen fort. Kunstbücher, eigenes Nachdenken und die Zurechtweisungen eines Freundes waren hierinn seine Führer. Er studirte die Schriften eines Hagedorn, Winkelmann, Lessing; und diesen Männern verdankte er den größten Theil seines Geschmacks in Kunstsachen.

Im Jahre 1775 waren im Göttinger und Leipziger Musenalmanache einige kleine Gedichte von ihm, ohne sein Vorwissen, gedruckt worden, und dieß gab Gelegenheit, daß er seine Beyträge für die Göttinger, so wie in der Folge für die Hamburger Blumenlese, fortsetzte. Auch die von dem verstorbenen Hrn. von Eschstruth veranstalteten Hessischen Blumenlesen für die Jahre 1783 und 1784 enthalten einige Beyträge von ihm. Mehrere der besten Köpfe, wie Kästner, Bürger, Göckingk, wurden dadurch seine Freunde. Unter andern schrieb ihm der Letztere unterm 20. Jul. 1777 aus Ellrich: „Für Ihre Zuschrift bin ich Ihnen eben so sehr verbunden,

bunden, als für Ihre Beyträge. Seit dem Augenblick, daß mir der Hr. Prof. Schmid (zu Gießen) Ihr Schicksal erzählt hat, interessirt mich jeder Buchstabe von Ihrer Hand zwiefach. Kann es Ihnen auch nur eine Viertelstunde Vergnügen machen, wenn ich Ihnen meine Freundschaft, insoweit sie nur irgend unter zwey entfernten Personen, die sich nur der Seele nach kennen, statt haben mag, aus dringender Empfindung anbiete, so werd' ich schon glauben, sie nicht vergeblich weggegeben zu haben. Lieber wird mir's aber seyn, wenn Sie mir recht oft Gelegenheit geben, Ihnen zu beweisen, daß ich da keine leere Worte hingeschwatzt habe, sondern die Verbindung mit Ihnen immer enger zu knüpfen wünsche."

Im May 1781 hatte Engelschall das große Vergnügen, seinen verehrten Göckingk in Marburg persönlich kennen zu lernen. Unter seinem Nachlasse findet sich noch das Profilbildniß dieses Dichters, welches E. in Pastellfarben, größtentheils nach der Fantasie, für sich selbst verfertigt hat.

Engelschall gerieth nun mit mehrern würdigen Männern, deren Bekanntschaft einen Theil von dem Glücke seines Lebens ausmachte,

in

in Briefwechsel, und nahm Antheil an einigen Journalen und gelehrten Zeitungen. Unter seinem Nachlasse finden sich viele sehr interessante Briefe von Weiße, Käſtner, Riedel, von Göckingk, v. Bibra, Meusel, Christ. Heinrich und Karl Chr. Erh. Schmid, Gleim, v. Eschstruth, von der Lith (einem wackern und von E. innig geliebten Offizier), von vielen andern noch lebenden Gelehrten, und einigen geistvollen Frauenzimmern. Ein Ohngefähr verschaffte ihm die Freundschaft des würdigen Hofrath's Meusel, eines Mannes, den er bis an's Ende seines Lebens innig schätzte, und auf dessen Veranlassung E. Mitarbeiter an den rühmlichst bekannten Miscellaneen artistischen Inhalts wurde, die er, so wie deren Fortsetzungen, das Museum für Künstler und Kunstliebhaber, das neue Museum und die neuen Miscellaneen artistischen Inhalts mit vielen reifen Früchten seines Geistes beschenkt hat.

Im Jahre 1784 erschien zuerst das Journal von und für Deutschland. Engelschall nahm thätigen Antheil an dieser, nach

einem vielumfassenden Plane angelegten Zeitschrift, und unterhielt desfalls einen interessanten Briefwechsel mit dem ersten Herausgeber derselben, Göckingk, und einen, noch lange nach Eingang dieses Journals fortdauernden Briefwechsel mit dem zweyten Herausgeber desselben, dem würdigen Probst, Freyherrn von Bibra, den er im Herbst 1791 zu Fuld persönlich kennen lernte. Engelschall's schöne Beschreibungen des Elisabeth-Brunnens unweit Marburg (Jahrg. 1786) und des verödeten Schlosses Löwenstein in Niederhessen (J. 1790) gehören zu den vorzüglichern Aufsätzen jenes schätzbaren Journals. In den zu Marburg (1785) erschienenen Ephemeriden über Aufklärung, Literatur und Kunst, und in den Frankfurtischen Beyträgen v. J. 1781 stehen gleichfalls einige poetische und prosaische Aufsätze von Engelschall. Im Jahre 1787 besorgte er die Herausgabe des Intelligenzblattes für Hessen, woran Tiedemann, Jung, Casparson, die beyden Justi u. a. Antheil nahmen, und wozu E. selbst einige treffliche Beyträge, z. B. eine Charakteristik des deutschen Volksaberglaubens lieferte; das jedoch,

wie

wie alle bisherige Hessische Institute dieser Art, gar bald wieder eingieng.

In den Jahren 1782 bis 1787 mußte sich's der gute E. sauer werden lassen, um — leben zu können! Neben seinen schriftstellerischen Arbeiten, gab er bisweilen sechs bis sieben Stunden täglich Unterricht im Zeichnen und Malen, so, daß er nicht selten am Abend ganz abgemattet war. Dennoch erlag sein männlicher und heiterer Geist nicht. Er suchte sich durch Grundsätze einer humanen Philosophie aufzurichten, entwarf Plane für die Zukunft, tröstete sich mit bessern Aussichten, theilte sich einigen engern Freunden, besonders seinem Freunde K. W. Justi mit, und manches Ungewitter wurde dann wieder Frühlingshimmel in seinem Geiste. Justi, der damals noch in Marburg studirte, kannte, liebte und schätzte den edlen Mann, mit dem er von seiner Kindheit an bis zum Jahre 1783 in einem Hause gewohnt hatte, mit ganzer Seele, und verehrte besonders in den Jahren 1782 bis 1787 in ihm seinen wärmsten Freund, seinen innigsten Vertrauten, seinen besten Rathgeber. Fand er dann bisweilen seinen Freund mit Korrekturen und andern ähnlichen mechanischen Arbeiten be-

schäftigt, so nahm er ihm dieselben sogleich ab, und während nun J. arbeitete, und E. freyer athmen konnte, unterhielt dieser seinen jüngern Freund mit herzvollen Erzählungen oder treffenden Bemerkungen über Gegenstände der Literatur und Kunst; — und nur dann und wann ein heiterer denkender Blick von seinem Freunde war im Stande, das Gewölke seines Geistes zu zerstreuen, und ihn zu froher Laune umzustimmen.

Verheyrathet war E. nie. Sein Geist aber war sehr empfänglich für weibliche Reize, aber nur dann, wenn Körperschönheit sich mit Geist und Empfindung paarte. Einige wenige vom schönen Geschlechte schienen sein Herz nicht ganz ungerührt gelassen zu haben. Allein wenn man das Liebe nennen will, was er selbst nur Freundschaft genannt wissen wollte, so war es höchstens nur das, was man im edlern Sinne platonische Liebe genannt hat. Im Sept. d. J. 1784 begann ein interessanter Briefwechsel zwischen E. und einem jungen, schönen und sehr gebildeten Frauenzimmer, der bis zum May des J. 1790 fortdauerte, und woraus die Leser des Nekrologs einige Stellen nicht ungern lesen werden:

Mar-

Marburg, 11. Jan. 1785. „Sie machen eine reizendschöne Schilderung von den unschuldigen Freuden des Frühlings. Gestehen Sie mir aber auch, daß der Lenz mit allen seinen Schönheiten nicht wirkt, wenn er nicht — so wie bey Ihnen — auf eine Einbildungskraft trift, die eben so blühend ist, als er selbst. Bey dieser Stimmung Ihrer Seele muß es Ihnen freylich leicht seyn, keine Langeweile zu haben. Was Sie mir von dem Umgange mit Ihrer jungen Freundin sagen, macht es noch mehr glaublich. Es ist sehr angenehm, in die Jahre seiner Kindheit zurückzublicken, und jede durchlebte frohe Stunde in der Wiedererinnerung noch einmal zu genießen. Meine erste Jugend war nicht völlig von der Art: der Weg gieng immer bergan. Jetzt steh ich auf dem Gipfel, das felsigte Labyrinth mit Dorngebüschen durchkreuzt verwandelt sich meinem Blick in ein artiges Lustgärtchen. Das ist sehr dichterisch! werden Sie sagen. Gut! — Dichter sagen auch Wahrheiten, und eine derselben ist die Versicherung der unverletzlichen Ergebenheit Ihres ꝛc.“

M. 9. Okt. 1785. „Die Frau * * * ist seit dem Monat August hier, und ich finde, daß

sie mir ihr gutes Andenken erhalten hat. Sie spricht sehr viel von witzigen Sachen, tanzt aber noch weit mehr, plagt mich um Verse, und beschuldigt mich, daß ich weder das Frauenzimmer, noch die Liebe kennete, viel Autorstolz besäße, und — alle großen Unähnlichkeiten abgerechnet — gerade so aussähe, wie Herr Bürger zu Göttingen. In Ansehung unsrer beyderseitigen Dichtungsart machte sie die scharfsinnige Anmerkung: daß mein Witz feiner und mit mehr Malice tingirt wäre, als Hrn. Bürgers Laune. Sind das nicht herrliche Lobsprüche? ein wahres Heilmittel für die Eitelkeit, welche Sie, meine schöne Freundin, durch Ihre Schmeicheleyen oft rege machen!"

M. 21. Jun. 1786. „Immer, meine Theure, wird mir der Zeitpunkt merkwürdig seyn, wo ich in Ihrer ersten Bekanntschaft das fand, was für einen Mann von meiner Gemüthsstimmung wahres Bedürfniß ist. Noch nie stand ein Dichter auf, der nicht durch eine weibliche Grazie beseelt worden wäre. Wüßten Sie nur, liebe Freundin, wie oft ich an Sie denke, wie mich in Stunden der Begeisterung Lina's Bild umschwebet, und wie vielen Einfluß dasselbe auf meine poetischen Produkte hat!

hat! Trotz allem, was mir noch wiederfahren kann, wird der künftige Theil meines Lebens nie ganz ohne Rosen seyn, und das verdank ich Ihnen, mit diesem Handkuß!"

M. 25. Apr. 1787. „Das Wetter ist so unbeständig, wie die Wünsche und Hofnungen der Menschen! Schon seit einem Vierteljahr trug ich mich mit dem Gedanken, Sie theure Freundin, wieder einmal zu sehen. Bey jeder neuen Versicherung, die ich erhielt, standen Sie schön, wie ein Engel, vor mir; ich zürnte mit dem Frühling, daß er zögerte, und — — — o! wie alle die schönen Bilder sich in Wolken hüllen! Doch

Gar selten ist die Sonne fern
Nach einem trüben Tag! b)

Liebe, angenehme Freundin, zertheilen Sie diese Wolken hübsch, und machen endlich einmal Ernst aus Ihrem Versprechen. Wo nicht, so weiß ich nicht, ob ich nicht, trotz allen meinen Geschäften, Sie noch diesen Sommer in Ihrer Einsamkeit heimsuche; denn ich glaube wirklich nicht mehr leben zu können, wenn ich nicht bald die vortreffliche Lina wieder sehe, die so ganz im Gefühl des Schönen und Edlen ath-

b) Worte aus einem Gedichte seiner Freundin.

athmet, und auf die heitersten meiner Stunden so viel Einfluß hat. Dies fühl ich bey jeder Zeile von Ihren schönen Händen!"

„Das wahre Leben und sein Genuß (schrieb Engelschall an eine andere geistvolle Freundin) besteht fast bloß in einem gewissen Hochgefühl für das Erhabene und Schöne; und nie ist dieses Hochgefühl wohlthätiger, als bey seiner sympathetischen Mittheilung. Ich kann oft wohl mit mehr Recht das auf mich anwenden, was Sie mir mit der Ihnen eigenen gefälligen Art von den Vortheilen unseres bisherigen Briefwechsels sagen." —

Im Herbste 1787 mußte E. sich von seinem engverbundenen Freunde Justi trennen, da dieser noch die Universität zu Jena besuchen wollte, um seine Studien dort zu vollenden. Wie nah beyden Freunden diese Trennung ging, läßt sich mit Worten kaum sagen. Engelschall's persische Erzählung, Zardi, und K. W. Justi's Epistel an J. F. Engelschall drücken die Empfindungen beyder Freunde rein und ohne Schminke aus c). Ein freundschaftlicher

c) Vergl. Teutsch. Merkur vom J. 1787. 12. Stück, und T. Merkur v. J. 1788. 3. Stück, und die Sammlung der Engelschallischen Gedichte. Seite 189 fg. und Seite 215 fg.

licher und auch in literarischer Hinsicht nicht uninteressanter Briefwechsel mußte das Bittere der Trennung einigermaßen versüßen. Beyde Freunde hätten sich — mit Bernhard Tasso zu reden — „mit dem Leibe in ihre Briefe verwandeln mögen, so wie sie sich mit der Seele in sie verwandelten, um ihre herzliche Sehnsucht nur auf einige Zeit zu befriedigen.“

Engelschall veranstaltete nun auch eine Sammlung seiner in Almanachen, Journalen und einzeln gedruckten Gedichte, die er mit einigen bisher noch ungedruckten vermehrte. Im Sommer 1788 erschien diese Gedichte-Sammlung, deren Ankündigung der treffliche Wieland im T. Merkur v. 1787. 12. St. mit einer sehr empfehlenden Nachschrift begleitet hatte. Neben manchen ausgezeichnet-guten und schätzbaren Stücken enthält diese Sammlung auch einige minder bedeutende und der übrigen schönen Arbeiten nicht ganz würdige Stücke, weswegen der Verf. selbst in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Gedanken einer neuen Sammlung auserlesener Gedichte umgieng. Ohnehin lieferte derselbe in einigen späteren Jahrgängen des Göttingischen Musenalmanachs und des Teutschen Merkurs Stücke, welche

welche einer neuen Sammlung zur Zierde gereicht haben würden. Im Ganzen genommen, fanden die gesammelten Gedichte die verdiente gute Aufnahme. Nur hier und da wurde auf eine unbillige Weise daran gekrittelt, worüber sich jedoch der Dichter leicht zu beruhigen wußte. „Ich bin — so schrieb er an den Verf. dieses Aufsatzes, da er ihm ein Exemplar seiner Gedichte verehrte — ich bin nur begierig, was die Herren Rezensenten — die berufenen und unberufenen — zu meinen Gedichten sagen werden. Es kümmert mich nicht groß. Den Mann, der Alles sich selbst zu danken hat, kleidet es, wenn er mit einem edlen Bewußtseyn hervortritt.“

Gegen den Beyfall, den seine Sammlung unter ächten Kennern des Schönen fand, war er nicht gleichgültig. Besonders machten ihm einige Briefe von berühmten Dichtern große Freude. „Sie haben mich — schrieb ihm der mit ihm an einem Tage entschlummerte Gotter, unterm 26. Sept. 1788; — Sie haben mich durch die warme Aeußerung Ihrer gütigen Gesinnung auf das angenehmste überrascht, und ich nehme das Anerbieten Ihrer Freundschaft um so gerührter an, je mehr ich durch die hol-

den

den Kinder Ihrer Muse längst vorbereitet bin, Sie zu schätzen und zu lieben!" Göckingk schrieb ihm, unterm 6. Jun. 1789 aus Wernigerode: „Ich finde, Sie haben die Feile sehr gebraucht, und sind überhaupt strenge gegen sich selbst gewesen. Fast die Hälfte der ganzen Sammlung war mir neu! u. s. w." Eben so schrieb ihm der ehrwürdige Patriarch der teutschen Dichter, Gleim, Halberstadt, den 12. Febr. 1789. „Ihre Muse, mein liebster Herr Professor, dessen Andenken an mich mir äusserst angenehm ist, verspricht uns viel, giebt uns den angenehmsten Beweiß, daß noch nicht überall in unserm lieben Vaterlande der gute Geschmack durch Schwulst und Ziererey zu Grunde gerichtet ist. Bleiben Sie, das bitt ich Alter, mit einem Fuß im Grabe, der Wahrheit und dem natürlichen Darstellen getreu! Denn nichts ist schön, als Wahres; dann werden Sie, noch unsern Wielanden, unsern Uzen, unserm Nikolaus Götzen, diesem leider! unserm, Pomp und Arabesken liebenden Zeitalter viel zu natürlichen vortrefflichen Dichter, noch einst in ernsthaftern Gedichten Exempel seyn! — — Wär ich der Mann, welcher im Namen unsers Publikums auf die

Frage,

Frage, wegen größerer Gedichte, die Antwort Ihnen geben könnte, so würde sie, ganz ohne Zweifel, zur Aufmunterung zu diesen größern Gedichten mehr bittend, als bloß bejahend ausfallen.“

Hocherfreut war Engelschall über den innigen Herzensdank seiner edlen Freundin Lina, die ihm eine treffliche Stickerey von ihrer Hand, als ein Gegengeschenk für das ihr übersandte Exemplar seiner Gedichte, mit folgender Unterschrift, verehrte:

Ein Herz mit feurigem Gefühl
Taugt nicht für dieses Lebens Spiel!

E. empfieng diese Arbeit „an einem heiteren und schönen Wintermorgen (13. Dez. 1788.) Sein Geist war offen, wie der Himmel, und seine Gedanken waren eben auf die Vollendung einer morgenländischen Geschichte: Sefira, gespannt,“ die nachher im Teutschen Merkur v. J. 1789. 12. St. gedruckt erschien. Er dankte seiner Freundin in einem niedlichen Gedichte, welches ich hier mittheile, weil es bisher noch nicht bekannt geworden ist.

Der

Der Kranz.

In jenen blumenvollen Triften,
Wo Venus, wenn der Tag sich kühlt,
Lustwandelt, und ein Schwarm von buleriſchen Lüften
Um ihre schönen Locken spielt;
Wo, nach dem Bad in Spiegelbächen,
Noch lange von genoß'ner Lust
Und ihrer Göttin Schwanenbrust
Die leichten Wellen sich besprechen;
Und wo, als sie vom Himmel kam,
Die Weisheit unter Laubengängen
Gesellig ward, und, statt mit finsterm Gram
Die Lebensspanne zu verengen,
Die Schwester Fröligkeit in ihre Arme nahm:
In diesem goldnen Tempe glänzte
Ein Denkmal, das sich jüngst ein froher Dichter schuf,
Und das — allein auf ihres Herzens Ruf —
Der Nymfen schönste jüngst bekränzte.

Der Genius des Dichters sah
Noch kaum den Kranz an seines Lieblings Säule,
So trug er ihn mit wonnetrunkner Eile
Zur Venus Amathusia.
„Gib," sprach er, („denn was kann nicht Venus geben?)
Gib diesem Kranz, wo Rosen dir geweiht
Den dunklen Lorbeer unterweben,
Was er verdient — Unsterblichkeit!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Ihn hat mit eignen zarten Händen,
Um meines Dichters Denkmal zu vollenden,
Das dorten sich der Krone freut,
Der Grazien vierte jüngst geflochten " —
„Wer?" riefen hier — und ihre Busen kochten
Vor Eifersucht — die Charitinnen, „wer?".
Doch Venus winkte Frieden. „Gib ihn her!"
Sprach lächelnd sie, besah ihn in die Runde,
Und gab darauf dem holden Kranz,
Durch einen Kuß von ihrem schönen Munde,
Unsterblichkeit und Götterglanz. —

Ueberhaupt lebte E. um diese Zeit vergnügt, gleichsam im Vorgefühle einer nahbevorstehenden glücklichern Lage. „Ich lebe" — so schrieb er dem Verf. dieses Aufsatzes, unterm 25. Jan. 1788, nach Jena — „ich lebe beschäftigt, aber heiter und zufrieden. Das Gemälde der Vergangenheit, welches ich jetzt mit einem Blick übersehe, hat bey seiner düstern abschreckenden Seite etwas Angenehmes. Es ist mir, wie einem Wanderer, der einen hohen Berg erstiegen hat, und die dornigte Gegend übersiehet." Im April dieses Jahres verbesserte sich Engelschall's äußerliche Lage: er erhielt nämlich von dem regierenden Hrn. Landgrafen Wilhelm IX. den Charakter eines außerordentlichen Professors der Philosophie und

und schönen Literatur, und die Stelle eines Lehrers der Zeichenkunst bey der Universität, mit einem jährlichen Gehalte; — eine Versorgung, auf die er so lange sehnlich geharrt hatte! Alle, die seine Talente und seinen Charakter kannten, freuten sich innig über die Milde seines Landesfürsten. Hier und da mag ihm jedoch diese Beförderung Unannehmlichkeiten zugezogen haben. Er scheint sich desfalls in einem Briefe an Göckingk beklagt zu haben; denn dieser schrieb ihm unterm 6. Jun. 1789: „Wie ist es möglich, daß auch Sie Feinde und Neider haben können? Um des kleinen Gehalts willen, das Ihnen der Landgraf giebt? Ich kann mir von der Kleinheit solcher Seelen kaum einen Begriff machen. Aber es sey darum! Ihr Herz, Ihr Kopf, Ihr Pinsel, Ihre Leyer und Ihre Freunde werden Sie für alles schadlos halten, was Ihnen auch irgend durch Menschen unangenehmes wiederfahren könnte.“

Im Herbst d. J. 1788 sah Engelschall seinen Freund Justi wieder. Eine Stelle aus einem seiner Briefe an seine mehrerwähnte Freundin wird seine Empfindungen über dessen Wiederankunft am sprechendsten, und mit Zügen der innigsten Freundschaft schildern. —

„Bald darauf" — schrieb er ihr, unterm 7. Nov. 1788 — „kam mein lieber Justi über Kassel zurück — und mit ihm ein Paar Taumelwochen, in denen wir beyde den Werth des wahren Lebens gefühlt haben. Wie es mir so wohl that, an ihm noch immer den offenen Kopf und den gefühlvollen jungen Mann zu finden, der, wie er selbst sagt, sich vorzüglich durch mich gebildet hat! Ich glaube meine Jugend in ihm wieder zu finden. Am meisten freuet es mich, daß er von jener unseeligen Schwärmerey, die unser Jahrzehent als hohe Weisheit begierig einschlürft, unangesteckt geblieben ist, und sich durch die Stärke einer gereinigten Vernunft eben so sehr auszeichnet, als durch seine wirklich blühende Imagination und heitere Laune. — Ihm danke ich zum Theil die Bekanntschaft mancher Edlen unserer Nation, die mich schätzen und lieben. Nie ist mir das Wort Freundschaft heiliger gewesen, als seitdem ein **, **, u. s. w. mich ihrer Achtung würdigen. O! es ist Himmelswonne um die enge Verbindung zwischen Edlen! denn im Grunde ists doch nur innere Seelengröße, was uns über andere Menschen erhebt, und ihre wechselsweise Mittheilung ist das Unnenn-

nennbare der Freude.“ Mit vielen seiner Mitbürger hatte er dagegen Ursache, nicht zufrieden zu seyn. Bisweilen konnte er daher seine bittere Laune nicht über sie zurückhalten. Unter andern ergoß er sich einst folgendermaaßen in einem Briefe an seine Freundin L. „Ich bin gegen die M***r (ein viel umfassendes Wort!) höflich, und — meide ihren Umgang. Gegen Fremde spreche ich sehr gut von ihnen, versichere, daß, außer mehrern Genies vom ersten Range, unsere Herren und Damen aufgeklärte, geschmackvolle, kluge und edeldenkende Leute wären. Der liebe Gott, der so manches verzeihen muß, wird mir ja diese Sünde in der Todesstunde auch vergeben!“

Im November des J. 1788 verließ Justi das kaum wiedergesehene Marburg, und reisete nach Wetzlar, wo er bis zum Julius d. J. 1790 eine Hofmeisterstelle bekleidete. Von Wetzlar aus besuchte er bisweilen seine Marburger Freunde, besonders war das Wiederzusammentreffen mit seinem Freunde Engelschall für ihn und seinen Freund jedesmal ein wahres Fest. Endlich vereinigte das Schicksal Beyde inniger, als je zuvor. Justi erhielt

eine Predigerstelle bey der evang. lutherischen Pfarrkirche zu Marburg, die er im August des J. 1790 wirklich antrat. Das erste Leben beyder Freunde schien wieder, wie eine neue Morgenröthe, aufgegangen zu seyn; das Geschick ließ beyde nun alle Süßigkeiten einer reinen Freundschaft schmecken, um dem einen nachher durch eine plötzliche Trennung — und zwar die letzte für dieses Leben — desto empfindlicher zu schlagen, und ihm mit einemmale den schönsten Theil seiner Lebensfreuden zu rauben! — Noch in demselben Jahre zog Engelschall zu seinem Freunde Justi in's Haus, um seinem Herzen recht nahe zu seyn. Wie sehr er sich auf diese engere Verbindung freute, beweiset folgende Stelle aus einem Briefe an eine seiner Freundinnen: „Ich werde zu meinem Justi in das Haus ziehen, wo ich die ganze obere Etage gemiethet habe. Hier wollen wir einander genießen — mit Büchern und Menschen, die Kopf und Herz am rechten Fleck haben, einen trauten Club formiren, ganz den Musen und den Grazien des Lebens heilig." Beyde Freunde waren nun Haus- und Tischgenossen und Vertraute im schönsten Sinne des Worts. Der große Unterschied der Jahre legte

keine

keine Hindernisse in den Weg. „Was hat auch (mögte man mit Elisen sagen) der Unterschied an Jahren mit dem moralischen Theile des Menschen zu thun; dieser Stral der Unsterblichkeit ist ewig jung [d])!“

Es leben noch Edle genug, die den kleinen und frohen Familienkreis kannten, den Engelschall, Justi und dessen zwey Schwestern bildeten; es sind noch theilnehmende Augenzeugen der seltnen und beglückenden Eintracht und Herzlichkeit dieses Kreises vorhanden; noch erinnern sich die Ueberbliebenen manches Geburtstages, der für sie alle ein Fest war, das mit einem kleinen Mahle am Abend beschlossen wurde, dem Justi's einziger Bruder, welcher sich der Arzneywissenschaft gewidmet hat, noch beywohnte. Herzliche Gespräche, Erinnerungen an die frühern Zeiten, und traurliche Erzählungen von der Geschwister väterlichem Freunde beseelte die kleine Gesellschaft, die den Unvergeßlichen nun schon lange aus ihren Augen, aber nicht aus ihren Gedanken,

d) Briefe von Elisa an Moritz. Aus dem Englischen. Hamburg 1775. Seite 51.

nicht aus ihren Herzen und nicht aus ihren Träumen verloren hat. —

Engelschall war in den Jahren 1790 und fg. überaus thätig. Mehrere seiner schönsten Gedichte und durchdachtesten Abhandlungen erhielten darinn ihr Daseyn. In den Frühlings- und Herbstferien pflegte er mit seinem Freunde Justi eine kleine Fußreise anzustellen. Im September 1791 machten beyde eine angenehme größere Reise über Alsfeld, Fulda, Eisenach, Gotha, Erfurt, und Weimar nach Jena, und von da zurück über Gotha, Mühlhausen, Heiligenstadt, Göttingen und Kassel, und E. machte auf dieser Reise manche für ihn interessante, und da es seine erste Reise in diese Gegenden war, — neue Bekanntschaft. Gestärkt und erheitert kehrten dann beyde Freunde nach solchen Reisen zu ihren Arbeiten zurück. Nebenher zeichnete und malte Engelschall fleißig, und ertheilte Unterricht in beyden Künsten. Seine schönsten Zeichnungen und Malereyen verfertigte er in seinen letzten Lebensjahren, und sie werden dem Verf. dieses Aufsatzes, der sie besitzt, ein rührendes und heiliges Andenken an seinen seltnen Freund bleiben.

Im

Im Jahre 1794 wurde, auf Veranlassung einer öffentlichen Aufforderung, eine schon früher gefaßte Idee wieder in Engelschall'n rege; das Leben des berühmten Kasselischen Hofmalers, Joh. Heinrich Tischbein zu beschreiben, und in kurzer Zeit wurde diese Idee mit bewundernswerther Thätigkeit, Innigkeit und mit hohem Interesse an dem Gegenstande ausgeführt. Um einige Hauptwerke des großen Künstlers nochmals genauer zu betrachten, und noch manche in's Einzelne gehende Nachrichten von seinen Lebensumständen bey den Freunden und Bekannten desselben einzuziehen, unternahm Engelschall mit Justi'n im Herbst 1795 eine Reise nach Kassel, die seinen Absichten vollkommen entsprach. Der nächste Winter wurde dazu angewendet, die bereits entworfene Biographie Tischbein's zu vollenden. Jetzt liegt dies treffliche, erst nach des Verfassers Tod erschienene, und mit einer Nachschrift von Justi begleitete Werk vor den Augen des Publikums, und hat überall den ausgezeichnetsten Beyfall unter Lesern und Kunstrichtern erhalten. Mit dieser Biographie beschloß E. seine Laufbahn, und setzte sich dadurch, ohne es zu ahnen, den schön-

sten Denkstein auf sein Grab. „Sie gehört, wie ein sehr achtungswerther Kunstrichter davon sagt, dem Inhalte und der Einkleidung nach, zu den besten, die man in diesem Fache aufzuweisen hat e)."

Zu K. Chr. Erh. Schmid's philos. Journal 1. Bd. lieferte Engelschall einen durchdachten Aufsatz: Ideen zu einer wissenschaftlichen Pathognomik, und ein anderer, damit verwandter Aufsatz: Ideen zu einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit, mit Rücksicht auf Pathognomik wurde erst nach des Verfassers Tod in Schmid's psychologisches Magazin, 2. Bd. eingerückt. Schade, daß der Tod den Verf. an der Ausführung einer Reihe ähnlicher Aufsätze verhinderte! E. würde, nach seinen mündlich mitgetheilten Ideen zu urtheilen, nichts Gemeines in diesem Fache geliefert haben. Im Jahre 1796 fieng er an, seine kleinen prosaischen Schriften, die bey ihrer ersten Erscheinung im Publikum eine sehr günstige Aufnahme gefunden hatten, zu revidiren, um sie, mit einigen bisher noch ungedruckten Auf-

e) Wieland's N. T. Merkur v. J. 1797. 9. Stück. S. 94.

Aufsätzen vermehrt, in einer besonderen Sammlung herauszugeben. Das Manuscript zum ersten Theile dieser interessanten Sammlung wurde zwar noch im Frühjahre 1797 vom Verfasser selbst an den Verleger, Hrn. Dietrich zu Göttingen, der es zur Herbstmesse jenes Jahres gedruckt zu liefern versprach, abgeschickt; allein bis jetzt f) ist noch nicht eine Zeile davon gedruckt worden. Der zweyte Theil liegt bereits auch von Freundes Hand geordnet da, und wird diese Sammlung beschließen. Sollte der Abdruck dieser kleinen Schriften dereinst wirklich vollendet werden, so würden die Freunde des Seeligen in diesen zwey Theilen und in der Tischbeinischen Biographie Alles beysammen haben, was von den prosaischen Geistesprodukten desselben aufbewahrt zu werden verdient. Alsdann müßte noch eine kleine Nachlese zu seiner Gedichte-Sammlung veranstaltet werden, die mit schönen Stücken ausgestattet werden könnte; und so besäßen die Freunde seiner Muse auch eine Sammlung seiner besseren Gedichte. Noch finden sich mehrere dramatische Bruchstücke unter

f) September 1799.

unter Engelschall's Nachlasse. Der Verf. hielt seine dramatischen Arbeiten für die wichtigsten seiner Produkte. Um so mehr ist es zu beklagen, daß er sie nicht vollendet hat; denn das, was noch vorhanden ist, läßt nichts Gewöhnliches vom Ganzen erwarten. —

Engelschall's körperliche Beschaffenheit und frugale Lebensart, seine heitere Geistesstimmung und seine große Geschicklichkeit, allen Gegenständen und Ereignissen die beste Seite abzugewinnen, und sie im vortheilhaftesten Lichte aufzufassen, selbst über Schattenseiten leicht hinweg zu sehen, und sich in wirklichen Widerwärtigkeiten bald wieder aufzurichten; — dieß alles schien ihm ein hohes Alter zu verkündigen. Seit vielen Jahren war er nicht eigentlich krank gewesen; nur bisweilen überfielen ihn heftige Kopfschmerzen, die ihn jedesmal sehr hart angriffen, niemals aber länger, als vier und zwanzig Stunden dauerten. Das Einzige, was seinen Freunden Besorgniß verursachte, und wogegen sie ihn mehrmals warnten, war, daß er sich zu wenig Bewegung in freyer Luft machte, und zu spät in die Nacht hinein arbeitete. Da er indessen keine auffallenden Nachtheile hiervon verspürte, so gieng

er

er zu sorgloß über diese freundschaftlichen Warnungen hinweg. Durch diese Unbesorglichkeit, so wie durch die beständigen Anstrengungen seines Kopfs mußten seine physischen Kräfte nach und nach erschöpft werden. Denn selbst in größern Gesellschaften, wo man sich nicht besonders mit ihm beschäftigen konnte, war er seinem eigenen Nachdenken und seinen Fantasieen überlassen.

Gesund und heiter begann er das Jahr 1797. Vorzüglich aufgeräumt und froh gestimmt war er am 14. Januar, an dem Geburtstage seines Freundes Justi. Damals glaubten es seine Lieben nicht, „daß die rothen Morgenwolken der Hofnung nur schwebender erhöhter Regen seyen;“ da ahnete es ihnen nicht, daß ihr väterlicher Freund ihnen nach neun Wochen auf immer entrissen werden würde. Und doch traf sie dieser Schlag! Am 14. März beklagte sich E. über Kopfweh, welches er der veränderlichen Witterung zuschrieb, am 15. überfiel ihn eine ungewöhnliche Uebelichkeit, diese wurde durch Hülfe des Arztes gehoben, und der Kranke befand sich besser: jetzt kam ein gallichtes Katharrhalfieber dazu: der berühmte und wackere Geh. Rath Baldinger behan-

behandelte den Kranken mit größter Sorgfalt; am zweyten und dritten Tage wurde jedoch seine Krankheit so schlimm, daß wenig Hofnung zur Wiedergenesung übrig blieb. Engelschall war bey großen Brustbeschwerden überaus geduldig, und nur eine kleine Linderung seiner Schmerzen erhellte schon seine Augen. Er kannte seine Krankheit und die ihm verordneten Heilmittel: er kannte die große Gefahr, worinn er schwebte, und betrug sich als ein praktischer Weiser. Die Besuche einiger biederen Freunde, als Superint. Justi und der beyden Aerzte, Hofrath Mönch und Prof. Busch, waren ihm sehr angenehm. Seine Geistesgegenwart behielt er bis zum letzten Augenblicke. Am 18. März unterhielt er sich noch über mancherley Gegenstände mit seinem Freunde und Hausgenossen, dem Prof. Justi, als dieser einmal ganz allein bey ihm im Zimmer war. Er schien seinen nahen Tod zu ahnen, gieng ihm aber standhaft entgegen, und bediente sich noch jedes ihm dargebotenen Mittels zu seiner Genesung. Etwa eine Viertelstunde vor seinem Scheiden, blickte er seinen Hausfreund theilnehmend an, und sagte: „meine Hände sind doch noch etwas warm!“ eben so, als ob

er

er ihn trösten wollte. Wohin derselbe gieng, verfolgten ihn seine Blicke; kaum durfte er sich auf einige Augenblicke entfernen, um seinem gepreßten Herzen durch Thränen Luft zu machen. Etwa acht bis zehn Minuten vor seinem Scheiden überfiel den Kranken eine außerordentliche Müdigkeit und Schläfrigkeit; allmählig sanken seine Augenlieder zu, und er fiel in einen Schlummer. Aus diesem Schlummer erwachte er nicht wieder; ohne seine Miene zu verändern, ohne die geringste Zuckung zu bekommen, entschlief der biedere, seltene Mann, Abends um 9 Uhr. Ein Steckfluß machte seinem Leben ein Ende. Der Gute war es werth, sobald in's Land der Ruhe, des Lichts und der Tugend eingeführt zu werden! Am 21. März begleiteten einige seiner vertrautesten Freunde und Bekannten seine Hülle zu ihrer Ruhestätte. Das öffentliche Schauspiel, welches die Prachtsucht sonst nur allzuoft mit der rührendsten Erinnerung unsrer Hinfälligkeit zu treiben pflegt, wäre nicht in Engelschall's Geiste gewesen. Es war ein schöner und heiterer Morgen, der zuerst über seinem Grabhügel aufgieng. „Auch dein Grab (hätte man dem Entseelten zurufen mögen) ist nicht tief! Es ist der leuchtende

Fuß-

Fußtritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand den letzten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet; so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloß die Dornenkrone von seinen Wunden ab g)!"

Und nun noch einige Worte über den gelehrten, intellektuellen und sittlichen Charakter Engelschall's! „Ich weiß zu gut — schrieb ein wackerer Freund vom Verf. dieses Aufsatzes, der zugleich ein trefflicher Dichter ist — „ich weiß zu gut, was es heißt, einen solchen Freund verlieren, wie Ihnen der brave seel. E. es war! Deutschland hat also abermal einen guten Sänger verloren, und einen wahren deutschen Biedermann dazu; offenherzig und bescheiden, gelehrt und behülflich dabey, voll eigenen Verdienstes, und doch nicht neidisch auf anderer Verdienst, voll von Wissenschaften, und ohne allen Stolz. Welche seltne Tugenden unter unsern heutigen Barden und Weisen!" Wenige, aber treffende und wahre Worte! Mehrere Monate nach Engelschall's Tode kam noch ein an ihn gerichteter Brief von dem achtungswürdigen Dichter Kosegarten an, der

g) Hesperus. 1. Theil. S. 100.

der mit den Worten schloß: „Leben Sie glücklich, und begünstigt von der schönsten unter den Musen!“ Da diese Worte geschrieben wurden, hatte ihn die Himmlische und Unsterbliche schon aufgenommen. Der wackere Dichter, K. Fr. von Münchhausen weihte seinem vollendeten Freunde ein treffliches Gedicht (im September des N. T. Merkurs v. J. 1797) und der Verf. dieses Aufsatzes suchte gleichfalls sein theures Andenken durch ein besonders gedrucktes Gedicht zu ehren h).

Engelschall hatte von der Natur nicht gemeine Anlagen empfangen; ein treues Gedächtniß, eine gesunde Urtheilskraft, eine lebhafte Fantasie, und eben so viel Witz als Scharfsinn. Seine Anlagen entwickelten sich jedoch nur allmählig, nicht sehr frühe, aber auch desto vollkommner. Er glich nicht jenen frühreifen Genie's, die, mancher Blume gleich, früh aufblühen, aber auch eben so früh verwelken. Er wuchs vielmehr langsam empor, blühte aber desto schöner, und trug wohlschmeckende Früchte. Zu seinen mannichfaltigen Kenntnissen, mit wel-

h) Man vergl. auch: „Ueber Engelschall.“ N. T. Merkur v. J. 1797. 5. St. S. 88 fg.

welchen er niemals prunkte, gelangte er auf einem mühsamen und beschwerlichen, aber desto sichrern Wege. Fremder mündlicher Unterricht gieng ihm gänzlich ab. Er schöpfte alle seine Kenntnisse aus Büchern und eigenen Nachdenken; dafür aber waren sie auch gründlicher und bleibender, weil er keine derselben, ohne Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, erworben hatte. Er besaß nicht gemeine historische, geographische, mathematische, antiquarische und artistische Kenntnisse. Dabey war er mehrerer ältern und neuern Sprachen kundig, und suchte sich darinn bis in die letzten Jahre seines Lebens noch immer mehr zu vervollkommnen. Nur war seine Aussprache des Französischen, Englischen und Italiänischen nicht ganz rein, weil er auch diese Sprachen, besonders die beyden letztern, bloß aus Büchern erlernt hatte. Daß er über bildende Kunst fein und richtig gedacht habe, beweisen mehrere seiner dahin einschlagenden Abhandlungen, und daß er schön und angenehm darzustellen, und sehr korrekt zu schreiben gewußt habe, beweiset seine Lebensbeschreibung von Tischbein, und seine vielen kleinern prosaischen Aufsätze.

An

An den neuesten Weltbegebenheiten nahm er warmen Antheil; gehörte aber im eigentlichsten Sinne des Worts zu der gemäßigten Parthey, hielt nicht viel von Revolutionen, sondern umfaßte mit Enthusiasmus die Idee von Evolutionen, von Entwickelung des Guten aus dem Schlimmeren, des Besseren aus dem Guten. Seine religiösen Begriffe waren geläutert und helle; er hielt nichts auf blinden Kirchenglauben, und setzte Religion mehr im Thun, als in Vorstellungen.

Ueber Engelschall's dichterische Arbeiten hat der bessere Theil des Publikums gleichfalls entschieden. Seine Gedichte — meist Blumen seiner Jugend — fanden nicht nur unter dem großen Publikum, sondern auch bey einigen Meistern der Kunst den verdienten Beyfall, und man gestand ihnen zarte Empfindung, Grazie, Harmonie und Korrektheit zu. Seine lyrischen Gedichte athmen ein stilles, wohlthuendes Feuer, und sind größtentheils angenehm-überraschend. Das Lied eines Bergmanns in der Grube, das Bad, das Trinklied eines Türken, Amor ein Pilger, der Nebel, das Lied einer Nonne bey ihrer Flucht aus dem

Kloster, das Lied an die Quelle bey Schrök, Abends vor einer Reise, An eine Hyazinthe, Abschied an Theone, Nach einem Meersturm, Theone an Siegbert, Als sie die Nachtigall schlagen hörte, — diese Gedichte gehören zu den schönsten lyrischen, die wir haben. Auch der elegische Ton gelang ihm, wie seine Gedichte: am Grabe des jungen Lycidas, Die Hofnung und mehr andere, in seiner Gedichte-Sammlung nicht vorkommende, bey besonderen Veranlassungen gedruckte Elegieen beweisen. Balladen hingegen scheinen nur sein Nebenfach gewesen zu seyn. Unter seinen poetischen Erzählungen befinden sich mehrere treffliche Stücke; nur ist der Dichter hier und da zu beredt, und durch manche individuelle Beziehungen bisweilen etwas dunkel. Seine Gedichte: Peladino und Akariel, Zardi, Endymion u. a. würden Zierden einer guten Sammlung seyn. Seine Episteln: an Stella, An G. über den Beruf, glücklich zu seyn, An Rosaline u. a. zeichnen sich durch Herzlichkeit, Anmuth und eine gesunde Lebensphilosophie aus. Seine, zum Theil etwas bitteren Sinngedichte fanden frühe Beyfall; einige noch ungedruckte würden wahrscheinlich den Preiß vor

allen

allen erhalten. Sie sind in den Händen des Verfassers dieses Aufsatzes, sollen aber, wegen einiger persönlichen Beziehungen und leicht möglicher Mißdeutungen nicht gedruckt werden, so sehr auch manche kleine Seelen die Geisel verdient haben möchten, die darinn über sie geschwungen wird.

Was den sittlichen Charakter Engelschall's anlangt, so zeichnete sich derselbe, wie alle wissen, die den Seeligen näher kannten, durch hohe Güte aus. Wohlwollen, Gefälligkeit, unbestechliche Rechtschaffenheit, Gutthätigkeit und uneigennützige Hülfleistungen waren Hauptzüge desselben. E. war offen und freymüthig, besaß aber zugleich ein außerordentliches zart Gefühl, und vermied es, irgend einem Menschen einen trüben Augenblick zu machen. Selbst da, wo er der erste Ueberbringer einer unangenehmen oder traurigen Nachricht seyn mußte, suchte er sich der gefälligsten und schonendsten Einkleidung zu bedienen. Er ließ gerne jedem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, und war selbst im Urtheile über die, die ihn beleidigt hatten, gerecht und schonend. Bescheidener Tadel seiner Handlun-

gen oder Produkte war ihm sehr willkommen, und er änderte und besserte gerne da, wo man ihn überzeugte. Nur offenbare Grobheiten und inhumane Machtsprüche, welchen man muthwilligen Kitzel, gereizte Eitelkeit, niedrigen Neid oder Partheysucht des Urhebers ansah, verachtete er so ganz, wie sie es verdienten. Es empörte sein feines Gefühl, in einem Zeitalter, worinn Humanität herrschen sollte, und worinn so viel von Humanität gesprochen und geschrieben wird, noch so viele Derbheit und Inhumanität zu finden; und so bescheiden er sonst war, so trübte sich in solchen Fällen seine Stirne, und es erwachte sein ganzes edleres Selbstgefühl.

Da er sich selbst Alles zu verdanken hatte, und, nach Besiegung der größten Hindernisse, zu manchen nicht gemeinen Einsichten und Geschicklichkeiten gelangt war, so wird man seinen bisweilen etwas bestimmten Ton nicht nur entschuldigen, sondern ganz natürlich finden. „Ich fühle je länger, je mehr (schrieb er einmal dem Verf. dieses Aufsatzes) daß ich nicht gemacht bin, auf die Art glücklich zu seyn, wie der große Haufen. Sobald ein Geist sich mit edlem Bewußt-

wußtseyn vor der Menge auszeichnet, so wird er eben dadurch isolirt, und seine bessern Güter sind nicht immer eine hinlängliche Entschädigung für die daraus entstehenden Unannehmlichkeiten. Doch ich bin stolz darauf, das zu seyn, was ich bin; hab' ich doch auch viele der Stunden, die ich nicht um ein ganzes Wonneleben glücklicher Gecken vertauschen möchte. Nur die ungesellige Geselligkeit der Menschen läßt mich das Traurige in dem unbefriedigten Wunsche nach großen und guten Seelen empfinden." Ein Mann, der sich auf einem so mühsamen und rauhen Wege emporgearbeitet hatte, wie E., durfte auch in der Vorrede zu seinen Gedichten in einem etwas feyerlichen und gefühlvollen Tone reden, ohne von dem Kenner des menschlichen Herzens für stolz oder eitel gehalten zu werden.

Im Umgange mit Freunden war E. angenehm, lebhaft und unterhaltend. Sobald man sich an den etwas undeutlichen Ton seiner Stimme — eine Folge seines Mangels an Gehör — gewöhnt hatte, war man gerne in seiner Gesellschaft. Er war oft unerschöpflich an muntern Einfällen, und wußte dann, ohne

der Wahrheit zu nahe zu treten, die verbindlichsten Sachen zu sagen. Muntere Frauenzimmer befanden sich daher wohl in seiner Gesellschaft. Sein Geist war jugendlich-heiter. Man konnte mit Recht von ihm sagen: „Wenn etwas an ihm alt war, so war es sein unbedeutendster Theil; sein schätzungswürdigster stand in der Frühlingsblüthe des jugendlichen Alters [1])."

Seine Physiognomie war bedeutungsvoll. Starke, feste Züge, eine hohe zurückgebogene Stirne, eine erhabene große Nase, kleine, aber blitzende und ausdrucksvolle Augen, ein gewisser Zug von Satyre um den Mund, und wieder ein anderer mildernder Zug von Wohlwollen, der sich über sein ganzes Gesicht verbreitete; — dies alles gab ihm ein interessantes Ansehen. Auf seinem Antlitz schwamm überdies eine Wolke von Schwermuth, mit Freundlichkeit gemischt, worauf man nicht undeutlich die Geschichte seines mühvollen Lebens lesen konnte. Seine schwarzen Haare hatten schon frühe die Silberfarbe angenommen, denn

1) Briefe von Elisa an Yorick. S. 52.

denn noch vor seinem funfzigsten Jahre hatte er ein graues Haupt. Von Statur war E. klein, aber wohlgebaut, und gieng immer nett und geschmackvoll gekleidet; in seiner Wohnung und in seiner ausgesuchten Büchersammlung herrschte die größte Ordnung.

Gegen kleine verdiente Aufmunterungen war er nicht gleichgültig: doch wußte er sich auch da, wo er sie nicht erhielt, mit der Ueberzeugung zu beruhigen, sie wenigstens verdient zu haben. So würde es ihm und seinen Freunden Vergnügen gewährt haben, wenn ihn die vaterländische Gesellschaft der Alterthümer, oder die Akademie der Maler-, Bildhauer- und Baukunst zu Kassel unter ihre auswärtigen Mitglieder aufgenommen hätte. Er bewarb sich aber nicht um diese Ehre, und so ist sie ihm auch nicht wiederfahren. Indessen hat er sich durch seine schönen Zeichnungen und Gemälde, durch seine trefflichen artistischen Abhandlungen, und durch seine meisterhafte Lebensbeschreibung Tischbein's selbst ein bleibendes Denkmal errichtet, und es erwiesen, daß er einer Kunst-Ehrenbezeugung wenigstens würdig war. Das schönste

Denkmal aber hat er sich in den Herzen guter Menschen gestiftet, und selbst die Stimme des Neides und hähmischen Tadels, welche sich hier und da gegen ihn erhob, wo man ihm nicht einmal das kleine stille Glück gönnte, das er genoß, beweißt nur, daß es auch kleine Menschen gebe; aber der Tadel solcher Menschen ist eine nicht zu verwerfende Blume in dem Kranze, den der Nachruhm dem bescheidenen Verdienste windet! —

Th. G.

Th. G. v. Hippel.

(Fortsetzung.)

Drittes Buch.

Jetzt komme ich zu einer der angenehmsten Epochen meines Lebens, zur Reise nach Petersburg, die einer Entzückung ähnlicher, als einer irdischen Wirklichkeit war, indem ich mich den Fesseln der Verhältnisse meiner Lage, Conventionen, Jahre u. s. w. entrissen in eine andere Region und ein höheres Chor der Existenz versetzt fühlte. Ich habe diese Extase meinem unvergeßlichen guten von Keyser zu danken, dem schon erwähnten Russischen Lieutenant, Sohn des Russischen Viceadmirals v. Keyser, der oft zu Woyt kam, da dessen Frau seine leibliche Tante war; denn auch der Viceadmiral war bekanntlich ein Holländer von Geburt, so wie seine ganze Familie. Die Russen hatten damals Preußen besetzt, und der Lieutenant Keyser erhielt im Sept. 1760 von dem Russ. Gouverneur, Gen. Lieut. von Korff, den Auftrag, den ersten Bernstein als ein Opfer von dem eingenommenen Preußen zu den Füßen

der

der Kaiserin Elisabeth zu legen. Keyser und ich waren Herzensfreunde geworden; er bot mir an, diese Courierreise mit ihm zu machen, und die Sache war sogleich richtig; denn ich hatte eine Neigung zu den Russen und ihrem großen Reiche gefaßt. Woyt war ein außerordentlicher Preußischer Patriot und oft so ungerecht gegen die Russen, als viele unserer jungen Officiere, die beym Anfang des Krieges mit den Russen, ihren Schönen Zobelpelze in Menge als Beute versprachen, und die ohne roth zu werden behaupteten, daß die Russen die Gewehre mit den Füßen loszuschießen die Gewohnheit hätten. „Haben die Russen, dachte ich, solche Thaten mittelst der Füße gethan, was wird aus der Welt werden, wenn sie den Kopf gebrauchen!“ — Sobald ich einen Theil der Russischen Armee kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ward mein Glaube je länger, je lebendiger, daß uns die Russen zu schaffen machen würden, und daß die jungen Preußischen Helden in der Weise von ihnen sprachen, als der Muthwille beym Glase Wein über Weiber zu sprechen gewohnt ist. Wenn gleich mein großer König und die Ueberlegenheit seiner Feinde, nicht minder seine gerechte

Sache,

Digitized by Google

Sache, die mir aus dem darüber erschienenen Memoire ganz sonnenklar einleuchtete, mein ganzes Herz erfüllten: so konnt' ich doch dieser patriotischen Denkungsart halber nicht ungerecht und sogar spöttisch gegen eine Macht seyn, die, außerdem, daß sie Gewalt über uns hatte, und daß wir ihr in bester Form Rechtens unterthan waren, Land und Leute menschlich behandelte, und zum Siegen oder Sterben geboren zu seyn schien [a]). Ich hatte eine patrio-

a) Hier folgt in dem Manuscript ein sehr sinnreiches Räsonnement über das Russische Militair, ihre Religion ꝛc. welches ich, leider durch den Raum gezwungen, hier weglassen muß; vielleicht läßt es sich anderswo mittheilen. Nur ein paar Stellen daraus: „Die Russen können nicht sagen: Unser Leben währet 70, und wenn es hoch kömmt, 80 Jahr, sondern sie müssen sich auf 60 bis 70 einschränken; denn die Mortalität von 50 bis 60 ist in Rußland unproportionirlich größer als bey allen andern Europäischen Nationen. Dieß hab ich gehört und gelesen, und scheinen mir Klima, Brandtwein und Bäder die Ursache von dieser Annahme zu seyn. (Indeß weiß ich wohl, daß Hofr. Herman in s. Statist. Schilderung von Rußland 1790. S. 22. behauptet, daß in dem Tobolskischen Gouvernement unter 605 Todten einer über 100 Jahre geworden!) Da man nun nach

patriotische Anhänglichkeit an Preußen und weiß doch nicht, was ich für Rußland fühlte. Wer

nach unserer jetzigen Kriegsweise durchaus mehr für junge Soldaten zu seyn Ursache hat, und die lieben Vaterländer, weil sie die Gefahren kennen und durch Erfahrungen klug, oder welches fast einerley ist, behutsam geworden, um so mehr ihren alten Credit verloren haben, als je älter man wird, je lieber man sein Leben hat, und es schont seiner Hinfälligkeit halber zu schonen sucht: so ist die Russische Armee fast in einem beständigen Frühlinge von Jahren, in der ersten Stärke, in einer kühnen Unerfahrenheit der wirklichen Lebensgefahr, obgleich sie durch die beständigen Kriege, die sie seit Peter I., dem Anfänger und Vollender ihres Reichs, alle übrige den Soldaten so nöthige Erfahrungen zu erlernen die beste Gelegenheit gehabt. Lustlager und Paradeexerciren scheinen weniger der Russen Sache, als Ernstlager und Einnehmen und Schlagen zu seyn, und ich überzeuge mich je länger je mehr, daß wahre, ächte Soldaten durch zu große Pünktlichkeit im kleinen Dienst eher verdorben werden, als daß sie wachsen und zunehmen sollten; denn sonst würde am Ende zwischen Corporal und Feldherr ein Rangstreit aufgeworfen werden. Hat man je gehört, daß ein großer Grammatikus eine Epoche zu Stande gebracht? — Vom General von Usedom erzählte man mir, daß er bey den Mockerauischen Lustmanövren seufze und stöne, und nun nicht mehr gefragt werde, warum? da man seine Antwort schon weiß:

„weil

Wer kann ohne Staunen einen Staat betrachten, welcher die nordöstliche Grenze der alten Welt ausmacht, den größten Theil des nördlichen Erdstrichs auf unsrer Erdkugel einnimmt, und in seiner gegenwärtigen Ausdehnung einen Umfang behauptet, dergleichen noch kein Reich hatte, auch nicht Eins, das sich durch die Geschichte bekannt gemacht hat. Das alte, oder wie ich es zu nennen pflege, unheilige römische Reich und das jetzige China ist mit der russischen Monarchie nicht zu vergleichen, und Alexander der Große würde sich gewiß nicht nach dem Monde umgesehen haben, wenn er seine Welt mit der russischen verglichen hätte; vielmehr würde er seine Augen beschämt zur Erde geschlagen und auf seine Gottheit menschlich Verzicht gethan haben. Gern hätte ich diesem Großen diese feurige Kohle aufs Haupt gegönnt; nicht, als ob er im Curtius etwa eine unleidliche Rolle spielte, sondern weil so viele kleine

„weil es nicht Ernst ist.“ So hab ich es von einem glaubwürdigen Zeugen, daß Möllendorf im Feuer der Lustmanövren sich durchaus einbilde, es sey Ernst; und wer kann denn auch so viele Jahre nach einander spielen, ohne daß aus Parade-Kindern Kriegsleute werden?“

kleine Fürsten ihn spielen, wobey sie sich selbst und ihr Land verlieren. —

Es sey nun, daß etwas von jenem Anstaunen für Rußland, dessen ich eben erwähnte, mir in meinem zwanzigsten Jahre anzusehen war, oder daß der Preußische Hofrath und Obersecretar Nicolovius, der des russischen Gouverneurs in Preußen anderer Kopf und andere Hand war, einige Vorliebe und einiges Zutrauen zu mir hatte, welches ihm indessen blos meine unsokratische Physiognomie beygebracht haben muß, weil ich ihn blos von Ansehen kannte: so war es mir doch befremdend, daß er mir den Paß nach Petersburg zu reisen verweigern wollte. Freylich fand ich mich dadurch beehrt, daß dieser berühmte und zu den russischen Zeiten mächtige Mann mich nicht für eine völlig unnütze Pflanze des Vaterlandes ansah. Wenn indeß ein Mensch von meinen Jahren auf der Stufenleiter der Erwartungen von Reisen die Sproße erstiegen hat, auf der ich mich befand: so würde ihn kein Mensch, am wenigsten einer mit so finstern Augenbraunen, als der brave Nicolovius hatte, herabzuleiten im Stande gewesen seyn. Man hört den andern besser, wenn man ihn sieht,

oder

oder besser, wenn man die Worte an seinem Munde sieht, und so giebt die Parthie um den Mund den Worten eine nicht auszudrückende Süßigkeit, einen Nachdruck, der seines gleichen nicht hat. Sobald ich den braven Nicolovius selbst versicherte, daß ich zurückzukommen entschlossen sey: hielt er mich nicht weiter auf, sondern ertheilte mir den erwünschten Paß, über den ich so froh war, als wenn er mir eine rußische Provinz verschrieben hätte. Ich kann es nicht leugnen, daß ich bis diese Stunde noch immer einen Antheil an Rußlands Schicksal und dem, was diesen Staat angeht, nehme, und daß mich besonders Catharina II. außerordentlich interessirt, die, so oft ich sie in Petersburg sah, einen so großen Eindruck auf mich machte, daß ich ihr außerordentlich anhing. Auch müssen ihre Worte ihres Mundes halber von großer Wirkung seyn; ich habe sie nur reden gesehen, nicht aber gehört. Immer bild' ich mir ein, daß ich ihre ganze gegenwärtige Größe schon als Großfürstin in ihr erblickt habe; wenigstens können es mir alle meine Freunde bezeugen, daß, so jung ich gleich war, ich jedennoch allen Menschen versicherte, Peter III, der sich mir damals als ein üppiger

preußischer Fähndrich vorspiegelte, würde entweder den Kaiserthron gar nicht besteigen, oder sich nicht auf demselben erhalten. — Wenn man den Angaben glauben darf, so hat während der Regierung der K. Catharina II. das Reich 10 Millionen an Volkszahl gewonnen, wovon, wenn auch die neu eroberten Länder und die Coloniſten 3 Millionen betragen ſollten, doch immer ein plus von 7 Millionen entſtehen würde, welches der Ueberſchuß der Gebornen gegen die Geſtorbenen herausbringt. Wird Catharina fortfahren, die bisherige mütterliche Fürſorge für ihren Staat zu tragen, ſo wird die Menſchenzahl in ein angemeſſeneres Verhältniß mit der Flächengröße kommen, da jetzt noch die Bevölkerung mit der Flächenzahl des ganzen Reichs verglichen auf eine Quadratmeile nur 93 Menſchen kommen, im Europäiſchen Theile auf eine dergleichen Meile 347, im Aſiatiſchen aber nur 12 Menſchen. Was würde aus Rußland werden, wenn jede Quadratmeile, wie in vielen europäiſchen Ländern, mit 3000 Menſchen bewohnt wäre. Ich wünſche, daß die jetzige Kaiſerin dies erleben könnte, die ihr Reich ſchon in 42 Statthalterſchaften eingetheilt und nothgedrungen eintei-

len

len müssen, da deren zu Peter I. Zeiten nur acht waren, und über zehen nicht stiegen, obgleich sie 1758 schon bis auf 16 vermehrt oder zertheilt waren. —

Es thut mir sehr leid, daß es mir mit meinem Reisejournal wie dem verstorbenen Lord Marschall mit der Correspondenz, die er mit Joh. Jac. Rousseau geführt hat, gegangen ist. Es übergab sie der treffliche Mylord dem königlichen Bibliothekar Stosch in Berlin, und sie ward so schlecht aufbewahrt, daß, als man von ihr Gebrauch machen wollte, sie völlig unleserlich geworden war. Sie hätte es aus Gefühl und gerechtem Verdrusse von selbst und ohne alles Zuthun werden müssen, wenn sie Empfindung gehabt hätte. Von Voltaire wird in Berlin zu Lebzeiten Friedrichs II. gewiß kein Witz-Anwurf verstockt seyn! — Das nämliche Schicksal hat sans comparaison mein Journal erfahren, und so muß ich mir denn aus den wenigen Stücken, die mir Ratten und Mäuse noch übrig gelassen haben, und aus den wenigen Briefen, die ich zu Beylagen dieses Journals gemacht, zu helfen suchen. Ich kann meine Reise nur so, wie ich sie machte, d. h. en courier beschreiben, nur erzählen, was

Eindruck auf mich machte; denn alles übrige hab ich, da ich nicht ins Concept sehen kann, in den Tod vergessen.

In Kunzen, der ersten Poststation, wo wir zu Nacht blieben, waren wir sehr froh. An einem Sonnabend kamen wir an und trafen den Herrn Pastor hier in seinem Filial an, der blos auf Drosseln vocirt ist [b]). Er erzählte uns seine traurige Lage, und wir ließen ihn an unsrer Abendmahlzeit Theil nehmen, die ihm wohl behagte. — Wir reisten durch Mitau, aßen da zu Mittage, und unser Mitgast im Wirthshause war ein ächter Curscher Junker v. B—, der uns gewaltig viel von Hauen und Stechen erzählte, daß, wenn ich nicht schon auf der Universität mit dieser Sprache bekannt zu werden Gelegenheit gehabt, sie mir befremdlicher gewesen seyn würde. Nach wenigen Stunden betrat ich den eigentlich Rußischen Boden. Schwerlich wird man innerhalb sieben Meilen, denn so weit liegt Riga von Mitau, einen so gewaltigen Unterschied von Menschen finden, als mir hier so auffallend war.

Im

b) Daher der auf den Drosselfang vorzüglich angewiesene Pastor in den Lebensläuf., II, 201.

Im Freystaat (Curland) herrscht eine ganz andere Denk- und Sprechart, als in der Monarchie. Diese Theorie ward mir hier augenscheinlich, und ich muß, um die reine Wahrheit zu sagen, bemerken, daß mir die Monarchie in meinem damaligen Alter (ich war im 20sten Jahr) weit besser, als ein Freystaat gefiel; und vielleicht läßt sich das, wo nicht leichter, doch eben so leicht erklären, als warum Tragödien für die Jugend mehr Reize als Comödien behaupten, oder warum man in der Jugend leichter stirbt, als im Alter. Ohne Zweifel würde indessen meine von jeher nach Freyheit strebende Seele sich doch mehr in ihrem Elemente gefühlt haben, wenn nicht die aristokratische Weise, welche in Curland Gang und Gebe ist, mir die Freyheit (wenn Aristokratien anders diesen Namen verdienen) gerade von keiner empfehlenden Seite gezeigt hätte. Unser Mitgast — war kein hinreißender, sich und die Sache empfehlender Cicerone der Freyheit, da der Mensch nichts, dagegen der Edelmann bey ihm alles galt. Ist da Freyheit, wo nicht einmal die Gesetze der Menschheit gelten? Mein Reisegefährte, der Holländer zu Vater und Mutter hatte, indessen in Rußland geboren

und gezogen und ein ganzer Königiſcher war, fand nichts abgeſchmackteres, als einen prahlhanſiſchen Curiſchen Edelmann. — —

Die erſte Station von Riga aus machte mein Reiſegefährte mir zu Liebe in Papendorf bey einem Landsmann, dem Paſtor Blank, deſſen Vater Bürgermeiſter in Gerdauen geweſen, und der jetzt mit ſeiner Tochter zum Sohn und Bruder gezogen war, um hier ruhig ihre Häupter zu legen. Der Paſtor beſuchte vor vielen Jahren ſeinen Vater, der eben ſeinen Abſchied erhalten hatte, und da ſein Nachfolger, der regierende Bürgermeiſter, ihm die Oberhand im Kirchenſtuhl ſtreitig gemacht hatte, ſo konnte Paſtor Blank ſich nicht entbrechen, eine Gaſtpredigt am Sonntage: Wenn du von jemand geladen wirſt zur Hochzeit, ſo ſetze dich nicht oben an — zu halten, und den Rangſtreit dieſer beyden Oberhäupter zum Vortheil ſeines Vaters nach letterlichem Inhalt des Evangelii zu entſcheiden. Dieſer kleinen Schwachheit unerachtet, wodurch der gute Paſtor Blank ſich in meinen Augen, obgleich ich noch ein ſehr junger Menſch war, nicht wenig herabſetzte, und die er ohne Zweifel ſeiner Schweſter zu Gefallen beging, welche eine Pietiſtin war und

zu

zu den Schäflein meines Vaters gehörte — fand ich doch im Pastor Blank einen guten braven Mann. Ich habe unter den geretteten Briefen einen von ihm vom 27. April 1761 gefunden, der mir viel Freude macht; wenn ich die Züge seiner Buchstaben mittheilen könnte, so würd' ich ihn, wie er von den Stühlen der Hochzeitgäste predigt, leib- und seelhaftig darstellen. Ich fand das Kleeblatt Vater, Sohn und Tochter am Ofen sitzend; die Frau Pastorin dagegen bereitete das Abendbrod. Daß ich allen dreyen wie vom Himmel gefallen vorkam, darf ich nicht bemerken; wohl aber, daß die Pastorin eine schöne, liebenswürdige Frau war, derengleichen ich in Preussen unter den Weibern Lobesan, wie ich die Frauen aus dem Liede: Erstanden ist der heilge Christ, zu nennen pflegte, nicht gefunden habe. Ich debütirte nicht zu meinem Vortheile; indessen zeigte selbst diese Spielerey, welche ich ausführte, daß ich voll Zutrauen und Freundschaft zu Pastor Blank kam. Ich hatte die vorige Nacht nicht geschlafen, und so war es kein Wunder, daß es mit meinem ersten Auftritt hinkte. Mein Reisegefährte ließ sich aus Müdigkeit gleich im Posthause ein Lager berei-

ten; ich dagegen stürmte das Pastorat, und da ich endlich mit Hülfe des Keyserschen Bedienten die hölzernen Mauern erstieg und den guten Pastor beantlitzte: so gefiel es mir wohl, ihm zu sagen, daß ich ihm Etwas auf Befehl Ihro Kaiserlichen Majestät zu lesen zu geben hätte. (So fing sich mein Paß an.) Er entblößte sein Haupt, und als er an meinen Namen kam, fiel er mir um den Hals und führte mich mit beyden Händen zu den lieben Seinigen, ohne ein Wort zu sagen. Ich konnte dem guten Pastor den langen Bart nicht verzeihen, nachdem ich die artige Frau Pastorin kennen gelernt hatte. Uebrigens hielt ich meinen Landsmann, dessen Pastorat eben nicht schön und dessen Kirche höchst schlecht war, jedennoch für so glücklich, daß die beste Kirche und das wohleingerichteste Pfarrhaus in Preußen mir nichts dagegen gegolten hätte. — Den andern Morgen reisten wir ab, hielten in Dorpat und Narva nur kurz an, und langten in Petersburg an; den Tag haben, so wie alle andere pünktliche Umstände, die Mäuse verzehrt. Wir wohnten in Petersburg bey H. v. Lobry, dem Schwager meines Reisegefährten.

Ich

Ich werde von dieser Kaiserstadt, dem Alexandrien Peter des Großen, keine Beschreibung machen c). — — Der Newastrom ist 4 bis 800 Schritte breit, indeß nicht überall tief genug, so daß die großen Kauffartheyschiffe in Kronstadt erleichtert werden müssen; mit Entzücken nenne ich diesen Namen, wo ich herrliche 4 Wochen gelebt habe, und nie habe ich Pillau gesehen, ohne mich an dieses für mich unvergeßliche Kronstadt zu erinnern.

Bey Grot ward ich mit einem Collegien-Junker (Referendarius) K. bekannt, der mich in den Kammern der Collegien herumleitete und mich hier sehen ließ, was nur erlaubt war; allein es wandelte mich jederzeit, so oft ich mich an diesen Orten befand, eine solche Bangigkeit an, als wenn ich in die Bastille, unseligen Andenkens, gebracht werden sollte. — Die Millionenstraßen, deren es eine große und eine kleine giebt, habe ich noch wie das Perspectiv behalten, und zwar Alles so lebhaft, daß, ob-

c) Es folgen nun einzelne historische Nachrichten von Gebäuden, Gebräuchen u. s. w. Ich gebe in diesem Auszuge hiervon nur das, was durch die Art, wie Hippel es erwähnt, charakteristisch für ihn wird.

gleich ich nach der Zeit so manchen großen Ort, und besonders Berlin, gesehen, dennoch nichts das Andenken von Petersburg in mir geschwächt hat. Noch sehe ich die vergoldeten Thürme blitzen, noch rufe ich einen Ischwoschick nach dem andern und lasse mich herumfahren; noch bewundere ich die herrliche frische Winterluft, in der man immer wie im kalten Bade ist. — Die Kaiserin Elisabeth bewohnte einen hölzernen Winterpallast, und wo ich nicht irre, war es hier, wo ich den Geburts- oder Namenstag des damaligen Großfürsten celebrirte. Ich setzte mich in prächtige Kleider, zu denen mir mein Landsmann B. verhalf, weil die meinigen zwar sehr reinlich und gut, indeß nicht hofmanierlich waren, und fuhr mit Lobry und Keyser an den Hof, wo alle fremde Minister, die rußischen und andere Höhe versammelt waren. Regen wollt' ich, nicht Platzregen, — dacht' ich, als ich die Heiligthümer des Hofs betrat; ich war verblendet und hatte mein gesundes ehrliches Auge verloren. Nach ein paar Stunden indessen kam ich zu mir selbst, welches vielleicht das lange Stehen verursachte, welches mich zu rechter Zeit an meine Menschheit erinnerte, die mit der Hofheit gemeinhin nicht

nicht im guten Vernehmen lebt. Kaum hatte ich meine Müdigkeit empfunden, so ward ich so sinnig oder übersinnig, daß meine Hofschuppen von meinen Augen fielen und ich mein Augenlicht so hinreichend wieder erhielt, daß ich den Tand über Hals und Kopf gewahr ward. Wie Mücken kam mir der größte Theil dieses hohen Schwarms vor, der sich über die Adler zu setzen und Glaskronen für Sonnen anzusehen kein Bedenken fand, als welche den Adler-Mücken zu umfliegen so leicht wird. Schwere Noth und Verlegenheit sind die Mysterien, wodurch Menschen groß und erhaben werden! — Iwan Iwanowitz der jüngste (Schuwallow), der damalige Liebling Elisabeths, sprach über eine Stunde mit der Großfürstin und so vertraut, daß man vermuthen sollte, sie hätten die geheimnißvollste Verabredung, obgleich beyde sich nicht ausstehen konnten, wie er denn auch gleich nach Elisabeths Tode Petersburg verließ und in Italien lebt. Man verachtet, und wie mich dünkt, mit Bestande Rechtens, Comödianten, weil sie Etwas sind und Etwas anders vorstellen. Höfe unterscheiden sich von ihnen, weil sie zwar das nämliche, allein nicht für klingende Münze thun, und

weil

weil sich die handelnden Personen immer besser zeigen, als sie sind, wogegen die Comödianten sich gut und böse, je nachdem ihnen die Direction das Schnupftuch zuwirft, zeigen müssen. Man sagt, die beste Art für ein Frauenzimmer, sich vortheilhaft an Mann zu bringen, sey, aufs Theater zu gehen und lauter gute Rollen zu spielen, und man sagt die reine Wahrheit. Wie viel Komisches und Tragisches müßte es abwerfen, wenn man Hof und Theater vergliche! Der Hof wird durchs Theater travestirt, und wenn ich es gleich nicht ertragen kann, daß durch die Umstände, unter denen man sie stellt, oder des Mannes, der sie vorbringt, die schönsten, edelsten, witzigsten Stellen lächerlich gemacht werden: so könnte man doch wohl dem Hofe dergleichen Demüthigung gönnen! Wenn nach dem Ausspruche des goldnen Mundes Voltairs die Geschichte nichts als eine Schilderung von Schandthaten ist: so kann ja wohl der Hof zufrieden seyn, wenn er mit dem Theater verglichen wird! — Die Maitresse Peters des Dritten gefiel mir am wenigsten, die jetzige Kaiserin am meisten. Welch ein Gesicht! welcher Geist in ihren Augen! Große, und ich setze mit Wahrheit hinzu,

gute

gute Frau! schon oft, und besonders in den Lebensläufen hab ich dir ein Monument errichtet; allein in meinem Innersten steht eins, das mehr gilt, als schwache Worte! Du hast nicht unmittelbar Schuld am Tode deines Gemahls, gewiß nicht; und wenn es nach deinen menschenfreundlichen mütterlichen edeln Gesinnungen ginge, wie glücklich wäre dein Reich und wie glücklich die Welt!

[Nun schildert er seine in Petersburg gemachten Bekanntschaften. Die Majorin Lobry, eine liebenswürdige, haushältertische und dabey zuvorkommende Frau, die ihn gern hörte, wenn er etwas erzählte oder vorlas, und die über seinen Preußischen Patriotismus lachte, wenn ihr Mann hingegen darüber empfindlich schien. Lobry, ein Mann von Muth und Verstand, von Englischen Eltern abstammend, die in Petersburg lebten; ob sie gleich von geringerm Stande als ihr Sohn waren, so begegnete ihnen dieser doch, als wären sie fürstlich. „Wir gingen einen Sonntag in die Englische Kirche; der Prediger las eine Predigt, nachdem vorher eine Art von Glaubensbekenntniß von der Gemeine katechetisch war abgelegt worden, wobey der Englische Gesandte, Lord Keith,

Keith, so gut wie alle antwortete, und wo er, wenn der Takt es wollte, so gut wie alle, kniete. Das beste, was mir an Keith gefiel, war, daß er sich von lauter Schwarzen bedienen ließ; selbst sein Kutscher war ein Schwarzer! Nach der Predigt aßen wir bey den Lobryschen Eltern, einem graugewordenen Paare, das uns unter andern einen schönen Pudding vorsetzte; eine treffliche Mahlzeit, bey der mir des Sohns und der Schwiegertochter Betragen mehr, als alles behagte." — Grot, nachher Prediger in Petersburg, damals Hofmeister, erwies ihm viele Freundschaft, eben so Borchardt, ein Preuße, in gleichen Verhältnissen.]

— „Ich hatte mich zwar mit Geld auf diese Reise versehen. Indeß hatte Keyser in Königsberg kurz vor unserer Abreise 800 Rubel in einer Lotterie gewonnen, in der man im Augenblick sein Schicksal wußte, weil gegen den Empfang des Rubels gedreht ward, und da kam denn Glück oder Unglück in wenigen Augenblicken zum Vorschein. Ich war noch nicht ganz arm, glaubte aber doch kaum mit meinem Gelde bis Preußen zu reichen, und ließ mich also verleiten, an ein dergleichen Lotteriehaus in Petersburg anzufahren, und in dem

dem Vorsatze, etwa 5 Rubel aufs Spiel zu setzen, verspielte ich, durchs Verlieren erboßt, meine ganze Baarschaft bis auf 10 Rubel, die es denn nun freylich nicht ausmachen konnten. Borchardt streckte mir auf eine großmüthige, edle Art Reisegeld vor, sonst würde ich nothgedrungen gewesen seyn, in Petersburg zu bleiben und mich irgendwo unterzubringen. Ich setzte es auf diesen Umstand aus, und hab' es oft in zweifelhaften Fällen dieser Art so gemacht, daß ich bey mir beschloß: Tritt dieser Fall ein, so thust du so; tritt jener ein, so thust du anders; — wohlverstanden, alsdann hingen jene Fälle des Looses nicht von mir ab. Hätte Borchardt Nein gesagt, so würde ich in Petersburg geblieben seyn, und angenommen haben, daß es Gottes-Stimme sey; jetzt, da es Ja war, hätte so leicht nichts mich halten können.

Ich habe noch andere Freunde zu nennen; allein ich muß zuvor nach Kronstadt, um sie kennen zu lernen; Lobry, seine Gattin, Keyser und ich fuhren dahin, und der Seltenheit wegen fuhren wir an ein Wirthshaus, das auf dem Eise des Flusses erbaut war. Ein dergleichen Anbau würde auf unserm Pregel auch

im

im stärksten Winter nicht der Mühe werth seyn; und obgleich der Winter von 1760 bis 61 fast so schlecht, als der von 1790—91 in Preußen gewesen ist, wo der Pregel kaum den Fußgänger übergehalten, so ist doch, nach Herman, die Newa in Petersburg am 18. Nov. 1760 mit Eis bedeckt gewesen, und den 4. April 1761 ist erst das Eis aufgegangen. — Wir kamen in ein hölzernes Haus in Kronstadt, wo ich den guten Vice-Admiral v. Keyser und seine Töchter antraf. Ich wollte den Damen die Hand küssen; allein sie waren so gütig, mir alle den Mund zu reichen. Man nennt sich in Rußland blos mit dem selbsteigenen und dem väterlichen Vornamen, und so ward ich in Kronstadt wie in Petersburg nicht anders, als Theodor Iwannowitz vorgestellt. Zwar hieß mein Vater nicht Johann, sondern Melchior; indessen hat man diesen Namen nicht im Rußischen, und dann hilft Iwan aus aller Noth. Theodor Iwannowitz lernte sonach Anna Antonna, Catharina Antonna, Sophia Antonna und Dorothea Antonna kennen, und es war den ersten Abend unter uns so, als wenn wir uns schon viele Zeit gekannt hätten. Mit Entzücken

seh

seh ich diese Namen alle aus einem Briefe, den ich zu den heiligen geretteten Ruinen rechnen kann. Ich nahm diesen Brief Keysern nach meiner Rückkunft weg; er war von seinem Vater, von Judith Lobry und Anna Antonna geschrieben, und nur blos Tag, Monat und Jahr fehlen. Der Brief ist holländisch in der Vater- und Muttersprache dieser so guten Familie abgefaßt; es ist darinn bemerkt, daß den 14. dieses Keysers Geburtstag gewesen, den sie mit einem Pokal über Tische gefeyert haben; nur leider ist der Monat auch zerstört, und ich kann also jeden Monat den 14ten meines Freundes Geburtstag feyern. — Ich bin nie zu Scheffnern nach Sprindlacken gefahren, ohne an das hölzerne Haus des guten Vice-Admirals in Kronstadt mich lebhaft zu erinnern, wo ich so frohe Stunden gelebt habe. Das Scheffnerische hatte in der That etwas Aehnliches von diesem, in meiner Imagination ganz in natura stehenden Hause. Auch werd' ich nie ein Haus in dieser Welt bewohnen, wo nicht in piam recordationem ein Zimmer mit papiernen Tapeten ausgeschlagen seyn sollte, weil ich dort die ersten papiernen Tapeten sah, die meinen Beyfall hatten!

Ehe ich nach Kronstadt kam, hatte ich nie einen Tropfen Brandtewein über meine Lippen gebracht; indeß versicherte man mich, daß ich dieses Gelübde gewiß in Kronstadt brechen würde, und ich hab' es leider! zu meinem Schaden erfahren, daß man in Kronstadt diesem Getränke nicht zu widerstehen im Stande ist. Ein Heiliger hätte von so brav = unwiderstehlichen Leuten sich verführen lassen. Es war nichts mehr nöthig, als den würdigen Vice-Admiral zu sehen, um ihn zu lieben. Desto kränkender indessen war es mir, gleich den folgenden Tag zu bemerken, daß man ihn ganz trunken zu Bette bringen mußte, als welches alle Tage der Fall war, und kann es ihm nicht anders als grausame Ueberwindung gekostet haben, sich den Tag unsrer Ankunft aufrecht zu erhalten. Bis auf das erstemal, als der Vice-Admiral trunken in sein Bette gebracht werden mußte, war mir ein Betrunkener ein Unmensch, ein Ermensch, und wenn gleich ich noch bis diesen Augenblick unausstehlich finde, gemeine Leute und Untergebene betrunken zu sehen, so hat doch das Beyspiel dieses sonst so würdigen Mannes mich in Hinsicht des Trunks, wenn Leute von Stande sich ihm ergeben, mil-

der

der gemacht. Das Trinken mit Wohlgefallen, das Jesuiterräuschchen schließt oft Herz und Seele auf, und mögen denn auch hier Kleider Leute machen, so ist es doch einem Menschen, der von seiner Vernunft oft so übel geplagt wird, nicht ganz zu verargen, wenn er sich durch ein Räuschchen eine bessere Aussicht veranlaßt. Trunk ist Seelenschlaf, und wer ließe sich den Schlaf wohl nehmen, wenn er auch jede Stunde des Wachens zu benutzen verstünde! Im Rausche verschläft man so viele Staatsübel und so manche üble Behandlung derer, die sich ans Staatsruder zu bringen gewußt, den Neid und die Bosheit, und den Spleen über verkanntes Selbstverdienst. — Schon des Morgens, wenn der Vice-Admiral Rapporte annahm, trank er immer ein Schälchen, so daß der brave Mann fast immer mit einer Art von Schwindel zu Tische kam. Bey Tische ward wenig getrunken, und gewöhnlich Franzwein. Ueberhaupt steht der Wein in Rußland dem Punsch sehr nach, den man dort mit vielem Fleiß und Kunst so hoch als möglich getrieben hat. Allgemein ward behauptet, daß die Engländer in die Rußische Punschschule, ohne sich zu schämen, gehen könnten; besonders brauchte

man eine rothe Beere, halb so groß als eine Kirsche, aber ohne Kern, die man Kugluwa nannte, und die einen säuerlichen Geschmack hatte, zur Erhöhung dieses Getränks d). Nachmittag war die Woche dreymal Kränzchen, wo die holländischen und englischen Seeofficiere von gewissem Range zusammenkamen, und hier ward erzählt, disputirt und getrunken. Nach Endigung einer jeden Powle Punsch reichte man ein Gläschen Danziger Brandtewein herum, und so gings bis 11 Uhr, da denn ein jeder Mühe hatte, sein Bette zu finden, um von des Tages Last und Hitze sich auszuruhen; zum Schluß ward etwas kalte Küche herumgereicht. Ich bin nur ein oder zweymal bey diesem Punschkränzchen gewesen, und wenn ich gleich immer im Rest blieb, so hatte ich doch über Gebühr getrunken. Indessen kann ich mir hier das Zeugniß nicht versagen, daß ich in meinem ganzen Leben nie betrunken gewesen, daß ich nie meine Vernunft in diesem falschen Spiel verloren habe, und daß, wenn gleich mir ein Gläschen übern Durst den folgenden Tag unan-

d) Diese Beeren heißen in Preußen Moosbeeren, und werden in Brüchen gesammelt.

unangenehme Hitze und Wallung im Blute macht, ich doch des Lebens Bitterkeit zu vertreiben noch zuweilen nicht ermangeln kann, mit Wohlgefallen ein Glas drüber zu nehmen. Oft bin ich in der Verlegenheit gewesen, außerordentlich viel trinken zu müssen; allein nie hat man es bey mir bis zur Trunkenheit bringen können.

In Kronstadt, wo drey große Häfen sind und vor wenigen Jahren der wunderwürdige Kanal fertig geworden war, wurde natürlich viel vom Seewesen gesprochen. Da ich mich mit der Mathematik auf der Universität beschäftigt hatte, und hier die mir angebotene praktische Gelegenheit benutzte: so ward mir der Antrag gemacht, Seedienste zu nehmen, und mir verheißen, daß ich, wo nicht gleich, so doch bald, eine Officierstelle erhalten sollte. Auf den ersten Anblick mochte vielleicht diese Anlage mir nicht unangenehm gewesen seyn; indessen werd' ich, wenn ich nach Petersburg zurückkomme, bemerken, mit wie vieler Mühe ich mich hiervon losgemacht. Ich war, sobald man meine Person in dergleichen Anspruch nahm, oft zu leicht mit dem Ja fertig; allein es kamen mir die Nachwehen des zu eilfertigen

Zuschlagens alsdann gemeinhin so theuer zu stehen, daß ich mir tausendmal vornahm, mich nicht aus der Hand sogleich wegzubegeben, sondern es zu einer Verabredung und Punktation auszusetzen.

Der alte Vice-Admiral war ein sehr großer Liebhaber der Musik. Er und alle seine Töchter machten ein allerliebstes Concert. Das Fräulein Dorothea Antonna, die jüngste Tochter, spielte das Bassatell, und da mir dieses Instrument in ihren Händen außerordentlich gefiel, so erbot sie sich selbst, mir darinn Unterricht zu geben, worinn ich auch um so mehr zunahm, als ich Musik verstand und von meiner Jugend an alles, was ich singen konnte, auf allen Instrumenten zu spielen im Stande war.

So lebte ich leider nur 14 Tage. Die Unbefangenheit meines Herzens und meiner Seele, und die edle Dreistigkeit, die daraus entstand, daß ich auf einmal aus einem blöden Jünglinge ein freymüthiger, in die große Welt gestoßener junger Mensch ward, und eine Seelen-Manumission erfochten hatte, machte, daß ich wie Schwester und Bruder in dieser mir ewig theuern Familie lebte, und mich von ihr nicht

ohne

ohne die lebhafteste Empfindung trennen konnte. Die Unbefangenheit steht freylich auch dem gemeinsten Mädchen nicht übel; allein Personen von einer bewährten Erziehung kleidet sie zum Entzücken. Dort schätzt man sie hoch, allein man bewundert diese Unbefangenheit, wenn sie das Eigenthum eines wohlerzogenen Mädchens ist; dort ist sie Genie, hier Geschmack. — Die Trennung hätte mich noch weit mehr angegriffen, wenn ich nicht in der festesten Hoffnung, noch einmal nach Kronstadt zu kommen, oder diese Lieben all in Petersburg zu sehen, Abschied genommen hätte. Es ist nichts besonderes, daß ich in Kronstadt mein Vaterland vergaß, und über den Beschäftigungen mit der Mathematik und der Musik nicht die entferntesten Gedanken hatte, wieder heimzukehren. Ich that auf mein Vaterland nicht Verzicht; allein es kam mir nicht in Sinn und Gedanken. Wäre ich länger in Kronstadt geblieben, ich fürchte fast, daß ich es ganz zu vergessen im Stande gewesen wäre; allein es war ein Glück für mich, daß ich wieder nach Petersburg kam, wo ich aus einer Zerstreuung in die andere gestürzt wurde, und wo ich schon den dritten Tag in mir beschloß, zurück nach Preußen zu gehen.

Man braucht nicht eben verliebt zu seyn, sondern nur unbesorgte Frauenzimmer kennen zu lernen, um seinen Lebensplan wo nicht völlig zu vergessen, so doch ihn nur beyläufig in Erwägung zu ziehen. Sehet die Lilien auf dem Felde! und sie bekommen doch Männer! — Man suchte mir in meinem Quartier den Gedanken nicht aufzufrischen, sondern dringend aus Herz zu legen, daß ich mich dem Kriegsdienste zur See widmen möchte, und eben diese Dringlichkeit schlug den eilfertig gefaßten Vorsatz vielleicht am meisten nieder. Ich überzeugte mich, daß es mit meinem Studiren gethan seyn würde, und blos diese unüberwindliche Liebe zu den Wissenschaften besiegte alle meine Zweifel, die mir indeß nicht wenig schwer fielen. „Was kann aus dir in Preußen werden? und ehe dieß kleine Lichtlein aus dir wird, wie viel Wüsten mußt du durchkreuzen, wie viel rauhe Wege einschlagen! Deine Glücksumstände sind nicht die besten; studiren kann man überall. Man darf eben nicht jeden Maulwurfshügel für einen Parnas ansehen, um überall das Licht und Recht der Musen zu finden. Können Ossian und andere Nordische Barden nicht auf ein gleich reizbares Gefühl Anspruch machen,

auf

auf eine gleich lebhafte Einbildungskraft, als südliche Dichter? — Deine Aeltern sind alt und werden sich in dieses Loos finden, wenn es dir auch nur leidlich und nicht lieblich fallen sollte. Du hast hier eine Familie kennen gelernt, die dich liebt und die du ehrst! Wer ist Bürge, ob Preußen je aufhört, Russisch zu seyn? Und wie lange währt das Leben? — Klima kann nur für Kränkliche eine Bedenklichkeit abgeben; wer gesund ist, ist überall zu Hause. Welche herrliche Wintertage giebts hier, die gewiß eben so gut stärken, kräftigen und gründen müssen, als ein kaltes Bad. (Man wollte durchaus, daß es in Petersburg gesünder als in Preußen wäre; ich habe es nach der Zeit auf Zahlen berechnet gefunden, daß nach 14jährigen Beobachtungen über die Menge des in Petersburg fallenden Regens und Schnees der neunte Theil des Jahres Schnee- und Regenwetter sey, und daß es nach zehnjährigen Beobachtungen, wenn das Jahr zwölfmal getheilt wird, ein Viertel schönes Wetter, ein Drittheil Regenwetter, ein Fünftheil Schneewetter sey.) Gegen die Kälte deckt man sich mit Pelzen. Es ist theuer in Petersburg und in den russischen Städten;

allein man braucht hier auch nur wenig, wenn man Verstand in Rechnung bringt, und ohne den muß man keine Lebens-Balanz entwerfen. Ich weis nicht, ob es in der Welt einen frugalern gemeinen Mann giebt, als hier. — Was schadet es, daß am kürzesten Tage die Sonne um 9 Uhr 15 Minuten auf- und um 2 Uhr 45 Min. untergehet. Die Nacht, sagt man, ist keines Menschen Freund; allein der gesellige Mann findet eine Freundin in ihr. Auch selbst der Gelehrte kann mittelst ihrer Stille sich in ein Elysium zaubern; und ist denn der gelehrte Stand der erste und beste in der Welt? wird nicht ein jeder, der bis ans Ende beharret, leichter selig, als der Gelehrte?" —

Es gab Stunden, wo diese Zweifel schwer auf mir lagen, und Stunden, wo sie mir leicht, wie eine Feder fielen. Am Ende überwand ich alle Schwierigkeiten und dachte an Herkules, als er zwischen Wollust und Tugend eine Inaugural-Disputation hielt. In der That, ich möchte den Jüngling kennen, der in meinen Jahren und meiner Lage bey so viel gelegten Ehre- und Reiz-vollen Hindernissen doch so viel Ueberwindung hätte, eher üble Gerüchte zu wählen, und nur den schmalen Weg, der zur

Tu-

Tugend und zu den Studien führt, zu wandeln, als den breiten, der mir gewiß nicht ganz zu verachtende Vorzüge eröffnete. Das gezogene Loos ließ sich bey meinen Kämpfen das letzte Wort nicht nehmen. Borchardt hatte mir Gold verheißen, und ich reisete. Nie hat mich mein Sieg gereut, und wenn er mir auch noch viel schwerer zu erringen gewesen wäre. Noch nach 30 Jahren gewährt er mir nicht nur Zufriedenheit mit mir selbst, sondern auch eine Rückerinnerung, die ich um eine Vice-Admiralsstelle nicht weggeben möchte. „Was wird denn in Preußen aus Ihnen werden?" sagte die Majorin Labry zu mir, als wir beyde ganz allein waren, und dieß einfache Wort aus dem Munde einer liebenswürdigen, mir unvergeßlichen Frau, schnitt durchs Herz, und würde mich vielleicht zu einem eben so schnellen Rückfall gebracht haben, wenn ich in Kronstadt und mein Entschluß jetzt nicht so felsenfest gewesen wäre. — „Warum waren Sie denn in Kronstadt anderer Meynung? fragte mich die Majorin bey einer andern Gelegenheit; allein dieser Vorwurf that weniger Dienste. Ich suchte mir zu helfen, so gut ich konnte, und mußte nolens volens eine List erfinden,

bey

bey welcher mir Borchardt Vorschub leistete. Er sandte mir einen Brief, den ich vorzeigen konnte, wodurch mir gemeldet ward, daß man in meinem Vaterlande mich versorgen wolle, und dagegen verlange, daß ich mich zu meinen Hausgöttern ohne den mindesten Anstand einfinden möchte. So ward ich ausgetrommelt, in die Zeitungen gesetzt, und sodann endlich mit einem Paß ausgerüstet, dessen Inhalt mich zwang, binnen zehn Tagen abzureisen.

In Petersburg las ich, außerdem, daß mir etwas Mathematik durch den Kopf lief, die mitgenommenen Dichter Virgil und Horaz. Diese meine besonders lieben getreuen Reisegefährten besitze ich noch und halte sie in Ehren. Waren sie doch bey meiner Rückreise die Einzigen, mit denen ich einverstanden war, da das Schicksal es mir versagte, mich mit meinem Begleiter unterhalten zu können. Nur der Tod soll mich von jenen lieben Getreuen trennen.

Noch einige Denkwürdigkeiten von Petersburg, obgleich ich mir sie nur mit Einem Worte angezeichnet habe. — Es ist erstaunlich, was für Holz in Rußland verbrannt wird; jedes Haus scheint einen ganzen Wald für den Winter zu bedürfen. Obgleich ich auch die Ehre

habe, aus Norden zu seyn, fiel mir doch dieser Vorrath außerordentlich auf, den vielleicht der eben nicht sehr kalte Winter noch bey ungewöhnlichen Kräften erhalten hatte. Damals fürchtete ich mich weniger vor dem Winter, als dem Sommer; jetzt, da ich 30 Jahre älter bin, würde sich das Blatt umkehren; obgleich es immer fürchterlich bleibt, daß im Julio die Hitze auf 27 Grad Reaum. im Schatten und 33 in der Sonne ist. Ich habe Sommerkleider in Rußland gesehen, und diese sind so contrastirend gegen die Winterkleider, daß man der Russen warmes Bad im strengsten Winter daraus zu erklären im Stande ist. Ich glaubte, es müßte auch eine solche auffallende Unbeständigkeit den Russen eigen seyn; allein mit Nichten! — Die Russischen, aus Backsteinen aufgemauerten Oefen sind dem Klima angemessen; es dauert eine Stunde, ehe der geheizte Ofen Wärme spüren läßt; dann hält er aber auch damit aus. Die doppelten Fenster und doppelten Thüren sind so Luftwiderstehend eingerichtet, daß man an den Fenstern weniger Eis, als in Königsberg sieht. Die Oefen, deren sich Peter I. so gut, wie aller Sachen von Bedeutung, landesväterlich angenommen

hat,

hat, werden nie anders als im Zimmer geheizt, und dienen obenein zu Ventilatoren, welches wegen der Entfernung aller Luft, die bey uns durch Thür und Fenster zuströmet, äußerst nothwendig ist. — Die Newa, welche das einzige Trinkwasser in der ganzen Stadt liefert, ist hell und gut; indessen werden auch viele auswärtige Wasser getrunken; dem Großfürsten Paul hab' ich, als er in Königsberg war, mit Bristoler Wasser, wovon ich einzig und allein in Königsberg einen kleinen Vorrath hatte, aus der Noth geholfen. — Im Naturalien-Cabinete werden viele Kleidungsstücke von Peter I. aufbehalten, und ist ihnen ein besonderes Zimmer gewidmet. Er selbst sitzt auf einem Thron in einem Gallakleide. An einigen Kleidungsstücken, und besonders an den Strümpfen, findet man, zum Beweise seiner Oekonomie, Ausbesserungen; andere mit Gold gestikte Kleider dagegen zeigen von seiner Pracht. Es ist lobenswürdig, daß König Friedrich Wilhelm II. die Kleidungsstücke seines grossen Vorgängers den Kammerlakayen überließ. Friedrich II. war uns nicht Peter I, und durfte es uns Gottlob nicht seyn; die Nation ist sichtbarlich über dergleichen Reliquien hinaus.

aus. Ich mißgönne Gleimen den alten Königshut nicht. Christus hauchte seine Jünger an und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist! Um seine Kleider warfen Kriegsknechte das Loos! — —. Wie lebhaft fiel mir im Naturalien-Cabinet mein Vater ein, der Peter I. gesehen und gesprochen hatte, als er in dem Pfarrhause meines Großvaters ein Mittagsmahl auf königliche Kosten gehalten. Oft pflegte mein Vater zu erzählen, daß er ganz dreist gewesen, mit dem Kaiser zu sprechen, der ihn so lieb gewonnen, daß er ihn durchaus mitnehmen wollen. Zwar sind meinem Großvater die Liebkosungen nicht anlockend gewesen, die der große Peter seinem Koch, der bey seiner Ankunft sogleich erscheinen mußte, allerhuldreichst angedeihen ließ, indem er ihn so geohrfeigt und den Kopf des armen Kochs so übel behandelt, daß nur ein Russisches Cranium diese Begegnung liebreich und sogar schmeichelhaft finden können; indessen war mein Vater nach seiner Versicherung nicht im Stande, der Herablassung dieses edlen Wilden gegen seine Wenigkeit zu widerstehen. Da meinem Großvater diese kaiserliche Anwerbung und die Bereitwilligkeit seines Sohnes genehm war, so hab' ich es blos

mei-

meiner Großmutter zuzuschreiben, daß ich in Preußen geboren worden, indem sie ihren Melchior versteckte und ihn sonach behinderte, in Rußland — vielleicht eine große Rolle zu spielen. Meine Mutter mochte diese Geschichte ungern hören; mir indessen war sie unschätzbar, obgleich ich jederzeit durch sie veranlaßt wurde, ein crimen laesae matris zu begehen; denn natürlich wäre meine Mutter alsdann meine Mutter nicht geworden. So war es denn Bestimmung für meinen Vater und für mich, nur mit genauer Noth dem Russischen Scepter zu entkommen! — Mein Vater mochte diesen Lebenszug herzlich gern erzählen, und es war gewiß, ohne daß ich eben daran dachte, der Hauptbestimmungsgrund zu meiner Reise nach Petersburg, an der mein Vater sonach mehr Schuld war, als ich, obgleich er gewiß, wenigstens im Anfange, keine geringe Verwunderung über diese meine unbegreifliche und aus allem Lebenszusammenhange gerissene Ausflucht gezeigt haben wird. Könnten unter andern die Herrn Criminalisten ihre Untersuchungen so weit anlegen, welcher Halsrichter würde sich wohl, mir nichts dir nichts, herausnehmen, Stäbe zu brechen und den sogeannten Frevler

mit

mit einem: Gott sey seiner Seele gnädig! dem Scharf- und Nachrichter anheim zu stellen. — Aus den Kleidungsstücken ist ersichtlich, daß Peter groß von Körper gewesen, und so hat ihn mir auch mein Vater beschrieben! Seine Beschreibungen haben mich mehr, als alle Geschichtschreiber, von Peters Größe überzeugt und erschüttert; denn sie hatten sich alle von Jugend an bey mir eingedruckt, und es ist mir unbegreiflich, warum König Friedrich II. Petern dem I. in seinen Schriften so unbrüderlich begegnet. Konnte er wohl seinem Urtheil so viel zutrauen, daß es die Verehrung so vieler Millionen, die in Peter dem Großen den Schöpfer seines Volks bewundern, entkräften könne? Oder ists leichter, in einem aufgeklärten Staat sich einzubilden, allein aufgeklärt zu seyn? und sich auch so zu nehmen, — als einen rohen Staat und sich selbst mit gleicher Allmacht und Allfleiß aus einem Chaos zum Licht zu tagewerken, welches Peters Nachfolger so überschwenglich verstärkt haben? —

Noch ein Vorfall ist nachzutragen, der mir Petersburg einigermaßen verleidete, obgleich Petersburg nichts dafür konnte, daß ich nicht

russisch verstand und daß ich nicht vorsichtiger gewesen war. Einige Tage darauf, nachdem ich bey dem Major Lobry eingezogen war, besuchte ich den braven Grot. Unterwegs beym Rückfahren vertauschten sich die Iswoschecks, und nun verlangte der neue Iswoscheck von mir zu wissen, wohin er mich bringen sollte. Ich konnte blos den Major Lobry nennen; von dem wußte er nichts. Nachdem wir nun ein paar Stunden in der höchsten Kälte herumgeirrt und bald in dieses, bald in jenes Haus eingesprochen waren, indem ich dachte, es wäre es: so kamen wir endlich in ein Wirthshaus, wo eine ganze Menge meinem hiesigen Fuhrmann ähnlicher Menschen mich umringten, und mich keiner kleinen Angst aussetzten. Ich wollte zurück zu Grot, aber ich konnte mich meinem Fuhrmann, dem ich mich aus Gnaden überlassen mußte, durch Zeichen nicht verständlich machen. Die Bangigkeit, die mich überfiel, schwarzkünstelte Alles vor meinen Augen, und es war schrecklich, daß ich immer bezeichnete und er immer fuhr, ohne daß etwas gewonnen wurde. Als ich schon dem Erfrieren nahe war, fiel mir zum Glück der Name des Nicolai Andreetz, Castellan im Hause des

Preus-

Preußischen Gouverneurs von Korf, ein, wo wir gleich bey der Ankunft in Petersburg vorgefahren waren; den kannte der Fuhrmann, und nachdem ich bey dem freundschaftlichen Castellan wieder zu Wärme und Leben gekommen war, beschrieb er, wohin man mich bringen sollte. Man war bey Lobry sehr um mich bekümmert gewesen und hatte dazu um so mehr Ursache, als zu dieser Zeit die Petersburgische Polizey noch nicht so weit als jetzt gekommen war, und die Iswoschecks nur bis zu einer gewissen Stunde zu fahren die Erlaubniß hatten. Man fand vier Tage vor meiner Abreise ohnweit dem Lobryschen Quartiere einen erschlagenen Menschen, den man, da nichts seinetwegen auszumitteln war, blos zu begraben sich bemühte. —

Die Papiere, meine Rückreise betreffend, habe ich zum Theil noch gerettet, und will sie hier beylegen. Darunter findet sich eine Vorrede, die ich in Königsberg präludirt hatte, um auf selbige das Textlied meiner Reisebeschreibung zu gründen; denn nie hab' ich, ohne den Vorsatz zu einer Reisebeschreibung zu fassen, eine Wallfahrt unternommen; und so ging es auch hier; allein ich habe auf meiner Hinreise

nach Petersburg nur Data, todte Worte, und kein lebendiges aufgezeichnet. Darf ich meine Reise jovialisch nennen, um sie pünktlich zu treffen? warum nicht. Jove aperto, in freyer Luft hat man nicht Zeit, an Tinte und Feder zu denken. Man genießt nicht, wenn man den Genuß bemerken und ihn schriftlich auffassen will; er bleibt unter den Händen. Es ist eine besondere Sache um die Freude! Wahrlich, man lebt sich, wenn man sich freuet, und will sich auch immer selbst leben e). Es giebt viele Schriftsteller, die sich selbst copiren, und ihr eignes Leben unter fremden Namen herausgeben. Fast möchte ich behaupten, daß kein Buch in der Welt sey, in welches der Autor nicht Abdrücke von sich gelegt und in welchem er nicht ein paar Linien von sich angebracht hätte, an denen sich Meister schon kennen werden, wie Protogenes und Apelles an ihren gezogenen Linien sich besser als durch Visiten-Karten kann-

e). Die hier folgende ziemlich lange Episode ist ganz sichtbar mit Hinsicht auf die Lebensläufe i. a. L. geschrieben. Was mag wohl er, der hinter dem Gemälde verborgene Maler, von der Deuteley auszustehen gehabt und wie oft über sie gelacht haben!

kannten! Außer jenen Meistern, die die Kunst verstehen, werden auch Fremde, wenn gleich sie in jener Linienkenntniß unerfahren sind, wissen, woran sie mit diesen Meisterzügen sind. — Ueber jene, welche hören, quod Jupiter Junoni in aurem susurrat, muß man sich wegsetzen; denn diese finden, wo kein kluger Mensch etwas fand, ja, wo er nicht einmal etwas suchte, hören Gras wachsen und Maulwürfe husten. Wer hat dergleichen Leute nicht kennen gelernt! Wer aber auch nicht eine Andere Art Menschen, die sich nicht mit Deutungen abgeben, indessen Stellen für die schönsten im Buche, für die lebendigen halten, wo (ohne daß sie es wissen) der Schriftsteller sich selbst aufstellte. — Der Schriftsteller ist fröhlich und guter Dinge, den Weg eines so gut gewählten Incognito's eingeschlagen zu haben, auf welchem er, ohne irgend jemand mit seinem Ich zu beschweren und ins Gehege zu kommen, diese Lieblingsneigung, von sich selbst zu reden, die mit dem Lebens- und Erhaltungstriebe so nahe verwandt ist, befriedigen konnte. Wie oft hört man von dem reden, was dem Verfasser *eigen* ist! Vielleicht ist eben dieses Eigenthümliche in den meisten Fällen eben das,

was er aus sich selbst nahm. Jeder Mensch unterscheidet sich von andern. Ein jeder irret nicht nur anders, wie mein Vorsänger Haller behauptet, sondern Jedermann hat auch im Nichtirren seine besondere Weise. Jeder ist anders, hat Etwas Individuelles, das heißt, jeder ist ein Mensch, — ein Geschöpf, wo das principium indiscernibilium recht zu Hause ist. Da sehr wenige sich zu beobachten im Stande sind, so haben wir auch so wenig Fixsterne, die ihr eignes Licht haben, so wenig Selbstlauter, die todte Buchstaben beleben und sie in den Stand setzen, daß sie ausgesprochen werden können. — Dieß, was ich von einem jeden Buche, den Euclides selbst nicht ganz ausgenommen, zu sagen mir getraute, findet noch mehr von einer gewissen Art Bücher statt, die es recht mit gutem Vorbedachte, doch sine ira et studio, dazu anlegen, Menschen zu treffen. Man sagt, daß jeder Maler sein Weib, seinen Sohn, seine Tochter, seine Verwandten in seinen Gemälden portraitire. So kenne ich einen, dessen Simeon seines Vaters Bruder und dessen Maria Magdalena seiner Frauen Schwester ist. Sollte man dem Schriftsteller nicht den Namen eines Seelen-Malers beylegen

legen können? Zwar giebts auch Landschaftsschriftsteller, wie es Landschaftsmaler giebt; allein wenn hier kein Bauer Holz fährt, die Brücke bessert, vor seiner Gartenthüre gähnt, oder wenigstens aus einer Bauerhütte Rauch steigt (der Rauch beweiset nur das Daseyn eines Menschen), so wird der beste Baumschlag wenig Liebhaber finden. — In dem romanhaftesten Roman kommt eins aus der Familie des Verfassers vor. Das alles finde ich nicht besonders, wohl aber den Umstand, daß nicht noch weit mehr Menschentreffende Stellen in unsern Büchern sich hervorthun. Es ist dieß dem Anschein nach und vielleicht auch in der That die leichteste Art, lesenswerth zu werden. Ein System, es betreffe gleich den unbedeutendsten Gegenstand (man sagt, daß das Licht selten des Spiels werth seyn soll; allein was sagt man nicht alles), ist mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft; wenigstens müssen ein systematischer und ein System-Kopf, so wie ein Dichter und Maler gebohren werden. Ich habe mir sehr oft die Frage aufgegeben; warum die Menschen sich so selten selbst sitzen? Man sucht gern in der Ferne, heißt es; man verachtet das, was handgreiflich ist, was uns

nahe liegt. Niemand ist mit den Producten des Klimas seines Landes zufrieden. Wenn nun gleich der angestammte Trieb des Menschen, ins Weite zu gehen und nicht einheimisch zu bleiben, an sich nicht zu bestreiten ist und vielleicht die Ursache seyn kann, warum der Dichter seine Natur lieber aus Büchern, als aus den Erb- und Lehngüthern seines excellenten Mäcenas auftreibt: so scheint es doch bey der Beichte, die der Mensch von sich selbst ablegt, eine andere Bewandniß zu haben. Denn in der That, der Mensch liegt sich nicht so nahe, als es Leute glauben, die mit sich zwar herumspringen; allein nicht Schritt zu halten verstehen. Nosce te ipsum — ist eine philosophische Aufgabe, schwerer als zehn pythagorische Theoreme. Jeder Mensch, der über sich nachdenket, findet einen Knauel unauflöslicher Räthsel, an die er, ohne unwahr zu werden, sich nicht wagen mag; dieß demüthiget seine Vernunft. Er findet Hang zum Eigennutz und Eigendünkel, so daß, wenn er mit einem andern in Collision kömmt, er immer recht, der andere aber immer unrecht behält, und dieß demüthigt sein Herz. Und da er nebenher befürchten muß, es könnten denn doch Zeitgenos-

sen

sen wider ihn auftreten, wie jene Magd wider den Petrus am Kaminfeuer: so will er sich decken, so viel er kann, und nach Weise des Apelles hinter dem Vorhange über sich urtheilen hören; und in Wahrheit es ist ihm so ganz nicht zu verdenken. Wenn die Physiognomik so klar wie die Mathematik werden könnte, was würde da der Mensch gelten! Man fürchte nicht blos für den Bösartigen; ich wette Eins gegen zehn; es geht den Besten unter uns wie den Augurn, die sich nicht des Lachens enthalten konnten, wenn sie sich begegneten. Könnte man Gedanken hören, wie Worte, Gott, wie würden sich die Menschen verachten! da sie schon jetzt bey den melioribus compositionibus ihrer Gedanken, bey den Worten, zur Verabscheuung so viele Ursache finden! — Diese Umstände scheinen uns von uns zu entfernen und es nothwendig zu machen, entweder gar nicht oder nur verblümt von uns zu reden, wenn gleich wir dazu auch alle Fähigkeiten besitzen. Daß Fähigkeiten dazu gehören, wenn man das Kapitel Ich und das Kapitel Ich selbst aufschlägt, ist außer Streit. Der Mensch ist die höchste und schwerste Natur, eine kleine Welt; Young sagt, der halbe

Weg vom Nichts zur Gottheit; man sagt mehr, wenn man bey der reinen Wahrheit bleibt: Geist und Fleisch, zwey Naturen in Einer Person, die göttliche und thierische. — Es ist gewiß, daß sogenannte Genies sich mehr als andere mit sich selbst beschäftigen. Man könnte fast ein Genie auf diese Art definiren. Die besten unter ihnen reden von sich; die weniger guten suchen sich auf eine andere Art mit sich abzugeben und was zu gut zu thun, z. B. die Hofnarren. Ich bin so wenig wider Empfindsamkeit, daß ich vielmehr glaube, sie sey die Morgenröthe einer guten Seele! Es muß indessen nicht beym Morgen bleiben, sondern Mittag werden. — Doch warum hohl ich so weit aus? Meine Absicht war zu bemerken, daß der Mensch, um es theils mit sich, theils mit andern nicht zu verderben, am besten thäte, es auf sein ganzes Ich nie anzulegen; das hat noch niemand von sich abgeschattet;

daß er sonach nur gewisse Seiten von sich beherzige und verständige, und diese gewisse Seiten Preiß gebe;

daß er sich im Handeln, d. h., in wirklicher Beschäftigung mit andern zeichne, also in einer Reisebeschreibung, in einem cursu aca-

academico, in einigen seiner Helden-, Liebes- und Staatsactionen;

daß er sich wohl überzeuge, wie die Contemplation und Beschaulichkeit der geradeste Weg sey, sich zu verfehlen. Wer lange und unabläßig auf einen Ort siehet, wird am Ende nichts gewahr; es wird Dämmerung oder völlig Nacht vor unsern Augen. — —

Würde ich die Hinreise beschrieben haben, so wäre es ein immerwährendes Halleluja gewesen; gut also, daß es die Rückreise ist. Soll ich den 4. May 1791 eine Kritik über meine Reisebeschreibung machen, so lebet und webet in ihr eine gewisse Empfindsamkeit, die wirklich früher existirte, als ihr, jetzt verschrieener Name. Ich glaube nicht, mich der Empfindsamkeit schämen zu dürfen; vielmehr halte ich sie für eine Fertigkeit, sich mit allem, was geschiehet, in Verbindung und Theilnehmung zu setzen, und da ist sie denn kein zu verachtendes Erbtheil eines gutartigen Jünglings. Dem schönen Geschlecht steht sie gut, so bald es zu figuriren anfängt bis Leib und Seele scheiden. Im Ganzen finde ich zu meiner Wonne, daß ich 1761 so dachte, wie 1791, und daß selbst mein Ausdruck nur männlicher und fester geworden.

worden. Wer mich mit dem Vorwurf beschleichen wollte, daß diese Einerleyheit mir nicht zur Ehre gereiche, der versteht nicht, was Selbstständigkeit für eine treffliche Sache sey! — Doch nun auch kein Exordium weiter, sondern die Predigt selbst." —

„St. Petersburg, den 14. Febr. 1761. Bis jetzt hab ich nicht gewußt, was Hypochondrie ist; jetzt fang ich an, mich zu überzeugen, es sey ein Seelenleiden, mittelst dessen uns Umstände zurücksetzen und behindern, das zu seyn, was wir seyn zu können meynen; wir werden, glaub' ich, hypochondrisch, wenn wir in unserer Selbstthätigkeit gestört werden, und irre ich nicht, so müssen jederzeit Frauenzimmer mit im Spiel seyn. So sieht die Hypochondrie aus, wenn junge Menschen darüber klagen. Kommt es aber in spätern Jahren, so liegt es oft in der Schwachheit, die Männer und Weiber haben, vermöge deren sie von Geschlechtswegen verlangen, daß man sich in sie verlieben soll, wenn gleich beyde weit entfernt sind, diese Liebe mit Gegenliebe zu vergelten oder sie auf den höchsten Punkt zu bringen. Denn wenn die Jahre kommen, von denen es heißt: wir gefallen nicht; so werden wir mürrisch und unzufrie-

zufrieden. — So viel weiß ich, daß in diesem Zustand der Mensch alle Kleinigkeiten fühlt; jeder Umstand drückt sich seinem Herzen ein und will bemerkt werden; eine Hauptbemerkung, die sich mir recht ungestüm aufdrängt und über die ich noch hypochondrischer zu werden in Gefahr bin. Immerhin, Kleinigkeiten, über die andere ehrliche Leute weit weg seyn würden, stehen vor meinen Augen wie babylonische Thürme. Ein Glück für mich, daß ich nicht für die Welt, nicht für den Königsberger Buchhändler Joh. Jac. Kanter, auch nicht einmal für Freunde schreibe. Ein wunderbarer Scribent! Kann wohl seyn, und doch bin ich nicht wenig stolz auf den Einfall. Ich schreibe für mich, ich halte ein Selbstgespräch zu meinem selbsteigenen Vergnügen und Mißvergnügen. Was weis ich, was für eine Ahndung in mir die gemeine Sage bestätigt, daß die Wege bis Narwa unsicher wären. Ganz allein, ohne die Gesellschaft eines einzigen deutschen Geschöpfes, in den Händen eines Iswoscheck; der Himmel stehe mir bey! Kurz und gut, jedwede Scene, die mir bevorstehet, sie sey wie sie wolle, glücklich oder traurig, so lange ich lebe fühlen zu können, das ist alles,

was

was mich zu gegenwärtigen Blättern bewogen hat." — —

„Petersburg, den 15. Febr. Es ist mir völlig unmöglich, die Empfindungen anzugeben, womit ich Petersburg verlasse. Die Maßelnizza, Festtage, die alle Bosheiten übersehen und im ganzen russischen Reiche über zwey Tage ihren schrecklichen Anfang nehmen, machen die Befürchtung in mir noch lebhafter, die man mir von der Unsicherheit des Weges bis Narwa beygebracht hat. In der achten Woche vor Ostern, welche die Butterwoche heißt, ist das russische Carneval und wirkliche Saturnalien. Ich spreche nicht Russisch und habe Mühe, es zu hören; ohne Freund, ohne Reisegefährten, in den Händen eines Iswoschecks — und wie kann ich alles aussprechen, was mein Herz schwer macht. Konnt' ich denn aber wohl, ohne meinen Studien, dem liebsten was ich habe, zu entsagen, hier bleiben? Konnt' ich auch in Petersburg, so wie ich in Kronstadt gewollt hatte. Mein Paß ist da, und die Gewohnheit in Rußland, daß gegebene Pässe nur zehn Tage ihre Gültigkeit behalten, wenn man nicht innerhalb dieser zehn Tage Ort und Stelle verläßt, gab keinen Aufschub meiner Reise nach.

Desto

Desto besser! Ich will, ich muß! — „Lieber Keyser, ich würde doch gar zu gerne den Iswoscheck sehen, in dessen getreue Hände ich mich befehlen werde?“ — Der gute Keyser bringt seine Schwester und seinen Schwager mit, und alle sind bemüht, mich mir selbst zu entreißen, um mich aufzumuntern. — Was kann ich zu hundert Projekten, deren Gegenstand Petersburg ist, was kann ich mehr sagen, als: Vergeben Sie, ich muß. — In meinem Leben hab ich nicht muthiger gekämpft als hier. Es galt die Frage, ob Rußland oder Preußen. Leute von Stande, die hier meine Freunde sind und mir mit einer Achtung begegnen, die ich in Preußen vorerst gewiß nicht zu erwarten habe, und außerdem gewisse Vorschläge, mich bey der Flotte oder bey der Akademie anzustellen, empörten sich wider mein Vaterland und wollten mich durchaus zum Russen einjordanen. Es ist überwunden und der Liebe zu den Wissenschaften und zu einer ruhigern Lebensart, als die hiesige durchgängig ist, habe ich den Sieg zu danken. 165 Meilen, ein Iswoscheck, ein unsicherer Weg und desgleichen, sind Bedenklichkeiten; allein sie sind zu schwach, meinen Entschluß zu erschüttern. — Da kommt

er

er denn auch in Lebensgröße, mein Iswoscheck, und kriecht an meinen Tisch. Wie zerstreut ich bin! Ich versteckte diese Papiere vor einem Menschen, in dessen Augen auch russische Buchstaben Wunderdinge seyn würden. „Ist er mein Fuhrmann? Wie heißt er?“ — Man übersetzt ihm meine Fragen und seine Antwort verstehe ich ohne Uebersetzung. Anton, sagt er. Gottlob, ein christlicher Name. Nun will ich gerne vergessen, daß du ein Iswoscheck bist, lieber Freund; du heißt Anton und kannst lächeln. — Ich bin fertig. Die letzte Mahlzeit für mich in Petersburg ist angerichtet und der letzte Punsch. Heute also wieder ein Preuße.

„Krasnoe Selo, den 15. Febr. — Es war um 6 Uhr nach Mittage, da ich Petersburg verließ. Die Majorin läßt mir Wein und kalte Küche in mein Kibitka legen, und sowohl sie, als ihre älteste Schwester Anna Antonna, die eben aus Kronstadt ankommt, sind für meinen Magen mit beyden Händen bemüht; denn bis Narwa ist weder Essen, noch Trinken zu haben. Die russische Mode erlaubte mir, diese beyden edlen Frauenzimmer zu küssen; ich sah sie zugleich als Bevollmächtigte aller

ihrer

ihrer Schweſter an. Keyſer und der Major umarmten mich außerordentlich freundſchaftlich. Ich weis nicht, wie es kam, daß ich mit ſo vieler Standhaftigkeit Abſchied nehmen konnte, als wenn ich in Preußiſchen Dienſten meine eigne Compagnie gehabt und ſogar einige Jahre als Hauptmann commandirt hätte; allein mein Herz konnte dieſe Heldenrolle nicht lange aushalten; das war kein Preuße und am wenigſten ein Hauptmann. Kaum war ich in meinem Kibitka, ſo weinte ich ſo herzlich, wie ein Dichter, und wie mir vorkam, nicht ohne Urſache. Es war immer ein Wagſtück, aus dem Umgange ſo guter Seelen zu ſcheiden, und wohin zu gehen? Ach Gott, wohin?" —

[Noch ehe er nach Peterskirche kam, ſtieß unterwegs ein anderer Schlitten zu ihm, der einen Adjutanten des Gouverneurs von Riga enthielt, und dieſelbe Reiſe machte. „Guten Abend, Brüderchen! willkommen" — redete der ihn an; aber das waren auch ſeine einzigen deutſchen Worte. Sie werden indeß durch Mienenſprache gute Freunde. Er ſchrieb an Kramer in Petersburg: „Ich komme in Peterskirche an, und finde unter Finnen und Undeutſchen Spuren von Menſchen. Die Wirthin

spricht deutsch, und ob sie es gleich sehr schlecht spricht, so bin ich doch über ihre Sprache so entzückt, daß ich mir die größte Mühe von der Welt gebe, so schlecht zu sprechen, wie sie. Es fehlte nicht viel, daß ich sie umarmte, als sie das erste deutsche Wort ausgehen ließ; und doch ist sie ziemlich bey Jahren. Jetzt muß mir das liebe deutsche Weib warme Speisen zurichten, und ich verlasse sie selbst in der Küche nicht; so lieb und werth sind mir sie und jedes deutsche Wort, das aus ihrem Munde gehet. Alles gefällt mir hier so außerordentlich wegen meiner deutschen Wirthin. Ich bin so zufrieden und so voll guter Dinge, daß ich ein Gedicht projectire. Dem Himmel sey Dank, ich dachte, ich würde zu denken vergessen, weil ich nicht reden konnte." — Noch einige allgemeine Bemerkungen, die er unterwegs notirt hatte: „Das strenge Klima, das viele Baden, nach welchem die Russen aus der größten Hitze sich in die größte Kälte wälzen, härtet Leib und Seele der Nation so ab, daß der Russe zu einer völligen Fühllosigkeit inclinirt und nur selten krank ist. Der Tod ist seine Krankheit. Rüben, Kohl, Erbsen, Gurken, Schwämme sind die eigentlichen russischen Schüsseln;

Zwie-

Zwiebeln sind Gewürz und Fische Festtagskost. Man hat mir gesagt, daß eine rothe Jungfer im Russischen eine schöne Jungfer bedeute, und ist es sonach kein Wunder, daß sich von der Kaiserin bis zur letzten Bäurin alles schminkt. Die vielen Badestuben und die Kälte lassen die Russen nicht zur Unreinlichkeit kommen; indessen ist mir der Gedanke des russischen Erzvaters Peters I. tausendmal eingefallen: „Ich brauche keine Juden in meinem Staate; jeder meiner Unterthanen ist Jude genug.“ — — — Nun reiste Hippel ohne Aufenthalt über Dorpat, und wurde, obgleich ohne mündliche Unterredung, immer traulicher mit seinem Reisegefährten Kobkokow; in Papendorf trennten sie sich mit Rührung. Hippel überraschte das Pastorat wieder. Die liebenswürdige Pfarrfrau machte neuen Eindruck auf ihn; in einem Briefe an Grot erhebt er sie sehr, so daß ihr Mann nur im Schatten steht. Er vergleicht sie mit seiner spätern Freundin D., von der sie eine außerordentliche Aehnlichkeit gehabt hätte. „Oft habe ich bemerkt, daß alles, was mir im Leben denkwürdig war, im Alten und Neuen Testamente mir erschien, im Vorbild und in der Wirklichkeit. Das Vor-

bild meiner Freundin D. war diese Pastorin Blank." — Er blieb bis den folgenden Mittag, da der Fuhrmann nicht länger weilen wollte; sonst hätte er gern acht Tage hier zugebracht. — „Dieser Abschied und der Abschied von meinem braven Koblokow hat ohne Zweifel gemacht, daß es eine herrliche Scene für mich ist, die ich mir nicht leicht entziehen lasse, Abschied zu nehmen." — Diese Nachrichten fanden sich noch in halb zerrissenen Abschriften von Briefen, die Hippel unterwegs an Grot, Keyser, Cramer nach Petersburg schrieb. Er setzte im Jahr 1791 noch hinzu: „Wäre ich doch im Stande, die Empfindungen, die mich heute, indem ich dieses schreibe und abschreibe, im Schreiben auszudrucken. Von allen diesen guten Menschen ist bis auf die Pastorin, die aber nach dem Ableben ihres Mannes einen Weltlichen in Riga geheirathet hat, Niemand mehr unter den Lebendigen, und alle sind auf dem ruhigen Papendorfischen Kirchhofe in der Nähe begraben. Ruh wohl, du Dreyblatt guter Seelen! ich kann an Euch nicht ohne eine heilige Thräne denken. Wie gut ich dem Pastor bin, beweiset mein Entschluß, den Brief voll Uebermuth,

den

den ich auf frischer That auf seine Kosten schrieb, zu zernichten. Ruhet wohl! leicht sey euch die Erde eines andern Landes, in dem es noch Frauen, wie die Pastorin, und Männer, wie Kohlokow und mein Anton giebt! Die gute Pastorin hätte durchaus nicht heirathen sollen.“ — — In Riga suchte er Königsbergische Fuhrleute auf; da es sich mit der Abreise verzögerte und er seinem kleinen Geldvorrath nicht traute, so miethete er sich dort so wohlfeil als möglich ein, und wartete auf das Signal zum Aufbruch. Noch stehe hier ein Brief an seinen Freund Keyser, der beyde brave Jünglinge näher kennen läßt, und ein anderer an dessen Schwester.]

An den Lieut. v. Keyser.

„Riga, d. 24. Febr. Du wirst Dich wundern, warum ich nicht eher an Dich geschrieben habe; allein Du kennst mein Herz, daß weder Undank, noch Falschheit in demselben wohnen kann. Du begreifst alle dergleichen Schand' und Laster unter dem allgemeinen Namen Niederträchtigkeit, und ich lobe Dich wegen dieses Dekalogus Deines edlen, unverfälschten Herzens. Nimm meinen Dank, mein ganzes Herz

und alle meine Empfindungen. Alles, was ich habe, ist Dein, mein Bruder, mein Freund! — Laß gut seyn! denn sonst kann ich Dir kein Wort von meiner Reise erzählen. — Da seh ich Dich schon recht weidlich laden, um ein Lachen nach Deiner Weise abzuschießen. Mach Dich nur fertig, schlag nur an, und gieb Feuer, soviel Du willst. Ich bin freylich etwas weniger als tausendmal in Lebensgefahr gewesen; und daß ich am Leben geblieben bin, soll Dir dieser Brief beweisen; er soll Dir betheuren, daß ich Dir, Dir, mein Bruder, lebe. Dein Iswoscheck hat, ehe ich mit ihm bekannt war, allerdings mancher Befürchtung Vorschub gethan; nachdem ich ihn aber kannte, war ich mit ihm, bis auf seinen ehrwürdigen Bart, völlig ausgesöhnt. Könnte ich zeichnen, er sollte, so lange ich lebe, in allen meinen Schlafzimmern hängen, und bis ins letzte würde ich ihn mitnehmen, wenn es nicht besser wäre, ihn meiner Nachwelt zum Beweise zurück zu lassen, daß alles, was von Dir kam, bis auf einen Iswoscheck, sehr gut war. Lieber Keyser, wenn ich Dir alles erzählen sollte, was mir begegnet ist, so würde ein Buch daraus, das Du, nach Deiner edlen Gewohnheit, Roman-

nen-

nennen würdest. Nun freylich, ganz unrecht hättest Du nicht; denn ich selbst kenne noch keine, auch die allertreuste Geschichte nicht, wo nicht der Roman zum Fenster herausſieht. — Ich hatte bis Papendorf den Adjutant Kobylokow zum Begleiter; mir fiel auf, daß er keinen Degen trug, und wie ich vermuthe, auch keinen Rock. Ein schmutziger Schlafpelz und eine Mütze war seine ganze Bedeckung. Sein Herz war bey alle dem gut, und wenn gleich wir uns kein lebendiges Wort verstanden, so haben wir doch sehr viel gesprochen. In der That, Freund, es kommt nicht auf Worte an, wenn gute Menschen mit einander umgehen. Wie oft hab ichs erfahren, daß Worte nur schlechte Uebersetzer unserer Empfindungen sind. Du, m. l. Keyser, wirst nach Deiner gewöhnlichen Art bey dieser Gelegenheit an den Pastor in K. denken, dem ich in einer Viertelstunde die Crusianische Philosophie glücklich beybrachte, obgleich er mich so wenig verstand, als der Adjutant ohne Degen. — Es hat mir in Papendorf außerordentlich gefallen, und warum soll ich es Dir bergen, daß die Frau Pastorin Dich sehr schätzt. Ich habe ihr gesagt, daß Du sie im guten Sinne verehrest.

Wenn Friede wird und Du in diese Gegend zu stehen kömmst, wird der H. Pastor oft das neunte Gebot erklären, oder sich öfterer des Bartes entledigen müssen als jetzt. Auch der Pastor ist Dir gut. Ich sagte ihm, Du würdest Capitain werden, und der kannst Du vielleicht auch jetzt schon seyn, da Du diesen Brief erhältst. Sey General und sey Feldmarschall; ich traue Deinem Herzen viel zu viel zu, als daß ich nur wähnen sollte, Du würdest mich zu lieben aufhören. Ist doch Dein Vater eine so gute Excellenz, als man sich nur eine denken kann. Wäre doch nur ein Drittheil in der Welt so gut! — Ich suche nun mit einem Preußischen Anton heim zu reisen, der sich aber schwerlich dieses Namens, wie Dein Anton, würdig machen wird. Schon ists kein feiner Zug seiner Antonschaft, daß er mir versprach, den andern Tag fortzureisen, und nun seine Abreise noch vier Tage verschiebt, blos weil ich sein Gewicht nicht vollzählig mache. — Lebe wohl, Keyser, bester Freund! Bruder! hat man süßere Namen, so gehören sie Dir. Lebe wohl, und weihe mir so viel Andenken, als ich Dir bis in mein Grab widmen werde. Noch Deiner künftigen Gemahlin vergiß nicht

zu

zu sagen: Ich habe einen Freund, den ich so ehrlich, nur nicht so zärtlich liebe, als Dich. An Sr. Excell. Deinen Vater und alles, was Dir lieb ist, und was Dich Bruder und Vetter heißt, meine herzlichen Empfehlungen" ꝛc.

An Fräulein Dorothea Antonna in Kronstadt.

„Mein gnädiges Fräulein! Wenn ich nicht wüßte, daß Sie die Güte selbst wären, so würde ich nicht wissen, womit ich diesen Brief anfangen wollte. Die Gnade, die mir Ihre Fräulein Schwestern erwiesen haben, verdienet tausend Danksagungsschreiben und eine immerwährende Erinnerung; allein Ihre Gnade gegen mich verdient noch mehr. Ja, meine gnädige Lehrerin, wenn ich an die edle Großmuth denke, mit der Sie einen Fremden, dessen ganzes Verdienst die Bekanntschaft Ihres Herrn Bruders war, in Ihre Gesellschaft aufnahmen, wenn mir die Herablassung einfällt, mit der Sie mir auf einem Instrumente Unterricht ertheilten, das Sie gewiß unnachahmlich spielen: was kann ich mehr, als Ihnen ehrerbietigst die Hand küssen, und Ihr ewiger Bewunderer bleiben. Oft kömmt mir es vor, daß der Ab-

schied, den ich von Ihnen nahm, der letzte gewesen in dieser Welt. Sollte es so seyn, so werden wir gewiß uns in jener Versammlung wiederfinden, wozu alle Guten ein angebornes Recht haben; in jener Versammlung, welche das Vaterland der Harmonie ist. Ich darf einem der schönsten Fräulein, welche die Welt aufzuweisen hat, den Tod nennen, ohne zu fürchten, ihr zu nahe zu treten oder sie zu beleidigen. Die Andante's waren Ihnen lieber, als die Allegros, und wem sind sie es nicht, der so edel denkt, als Sie! Ich werde nie Ihre Wünsche vergessen, mit denen Sie mich begleiteten, und möchten doch auch alle meine Wünsche für Sie erfüllt werden! Die Verdienste Ihres edlen Herzens sind freylich über alles Glück der Welt erhaben, und dergleichen besitzen, heißt entweder glücklich seyn oder des Glücks nicht bedürfen. Allein an der Hand eines Freundes, der Ihre Vorzüge zu verehren weis, an der Hand eines Freundes, der Ihren hohen Werth empfinden und verehren kann, das Vergnügen genießen, geliebt zu werden, das ist ein Stück von jenem Wunsche, den ich nur einsylbig zurücklassen konnte! — Verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit! Musik, Leben und

Tod

Tod sind unter einander nahe verwandt. Daß Sie manchmal Ihren Hrn. Bruder, an den ich oft aus meinem Vaterlande schreiben werde, fragen: „ob der Preuße noch lebt, mit dem du uns bekannt gemacht", das ist Alles, was ich von Ihnen verlange, Alles was ich bitte. Leben Sie wohl, meine gnädige Dorothea Antonna, und empfehlen Sie mich Sr. Exc., Ihrem H. Vater und Ihren Fräulein Schwestern. Wenn Ihr Bruder an Preußen zum Ritter werden will, so erinnern Sie ihn an die Geschichte seiner Poesie, die Ihnen die Frau Majorin aus der ersten Hand erzählen kann. Diesen poetischen Abend, der durch jene Geschichte verewigt ward, schenkte mir der Himmel in Petersburg zu Preußens Ehre. Wenn er dieser Ehre, die Sie so großmüthig in Schutz nehmen, zu nahe tritt, so geben Sie ihm auf, Verse zu machen, oder spielen Sie ihm etwas vor, damit der Geist der Lästerung von ihm weiche! — Auch in Preußen wohnen gute, edle Menschen, wenn gleich ich da noch keine Dorothea Antonna kennen gelernt! In der That, Sie haben das Recht und die Gewalt, ihn in die Flucht zu schlagen, bis er zum Ruhm der Menschheit zugesteht, daß alle

guten

guten Menschen Ein Vaterland auf Erden und im Himmel haben. Es gefallen Ihnen meine schwärmerischen Ideen von der unsichtbaren Kirche; allein in Wahrheit, es ist schön zu denken, daß wir alle in diese Kirche gehen, wenn gleich wir uns nicht sehen. Beym Kirchengehen fällt mir jener Pfandabend ein, an welchem Sie behaupteten, daß ich beym Pfänderspiel so ehrbar lustig wäre, als wenn ich zur Kirche ginge. — Es war die allgemeine, die unsichtbare f) Kirche, in der ich mich befand, wo man denkt und handelt, und nicht Gospodi pomilui singt." —

[Hippel fand sich in Riga mit seiner Baarschaft in Verlegenheit. Er wußte, daß ein Ob. Fiskal O. ein Universitätsfreund seines Vaters gewesen wäre. Jetzt, da er in der nothgedrungenen Einsamkeit seine Dichter las, kam ihm die Einbildung, dieser O. würde ihn mit Freuden aufnehmen, zum Erben einsetzen und glücklich machen. „Besonders bildete ich mir

f) Wenn er so früh schon die Vorstellung und den Ausdruck unsichtbare Kirche liebgewonnen hatte, kein Wunder, daß er so oft in den LLfen und in den X und Q. Zügen, zuweilen so überraschend und rührend, vorkömmt.

mir ein, daß er mir einen schönen Pelz verehren würde! Diese Berge von Hoffnungen bis auf den Pelz zu, wurden indeß, obgleich ich den H. O. ausfragte und ihm meinen Namen ließ, nicht im mindesten erfüllt; denn er fand nicht für gut, nach mir fragen zu lassen." — Endlich reisten die Fuhrleute, und zwar erst auf Memel, wohin sie einen bedeckten Wagen zu bringen hatten.]

„Aus dem Erbsenkruge, 12 Meilen vor Libau, schrieb ich nach Königsberg, und noch erinnere ich mich mit Vergnügen an die Stunden, die ich dort zubrachte, weil ich mir da meinen Lebensplan zeichnete, der eben so schön ausfiel, als der, den ich des H. O. in Riga wegen entwarf. Ich hatte von jeher gewisse Entzückungen bis in den dritten irrdischen Himmel; indessen hielten diese Entzückungen nicht lange an, und ich war dann auch wieder gefaßt, wo nicht eine Höllenfahrt zu halten, so doch mich von des Lebens Last und Hitze geduldig drücken zu lassen. Jene Entzückungen waren nur Engel mit einem Labetrunk, wobey ich jedennoch fühlte, daß der Kelch der Bitterkeit mir nicht vorüber gehen würde. Ich bin überzeugt, daß diese Entzückungen die besten Tröstungen in sich fassen, deren Menschen

nur

nur fähig sind; denn nur der, der keine Hoffnung weiter hat, ist todt an ihm selbst; wogegen die Fähigkeit, sich bessere Vorstellungen zu machen, als unser gegenwärtiger Zustand wirklich ist, noch immer beweiset, daß wir nicht elend sind. — Die Petersburger Oper war zu jener Zeit so prächtig, daß sie von nichts in dieser Art übertroffen wurde. Ich ward, so oft ich dieß Vergnügen genoß, entzückt; allein sobald ich heim kam, sah ich ein, daß man mich betäubt hatte. Die Ballete, unter denen Eins die Geschichte des Paris und der Zuerkennung des Schönheitsapfels vorstellte, wo der Götterrath vom Himmel hoch herabfuhr, thaten bey mir noch mehr Wirkungen, als die Sänger und Sängerinnen. Würde ich in meinen gegenwärtigen Jahren zu dergleichen Vergnügungen die näheste Gelegenheit haben, ich glaube kaum, daß ich sie benutzen würde. Dem Joh. Jac. Rousseau, diesem Manne nach dem Herzen der Natur, kann ich es nun und nimmermehr verzeihen, daß er einen so großen Werth auf Opernarbeiten legt, die nicht etwa blos künstlich, sondern überkünstlich sind. Die Opern scheinen ihn in der That so verdorben zu haben, daß in allen seinen Schriften eine gewisse Kost

der

der Ohren aufgetischt wird. — Doch warum kehre ich nicht lieber zu meinen eignen Opern und Entzückungen zurück, in den Erbsenkrug 12 Meilen vor Libau, von denen die Züge, die ich aufgezeichnet, noch ganz lebendig in meiner Seele sind — und wie eine Wünschelruthe anschlagen. Die Wahrheit zu gestehen, war es keine Oper, die ich aufführte, sondern ein Selbstgespräch, deß ich mich zu schämen nicht Ursache habe. Jedem Sonntagsmenschen schwebt ein Ideal vor der Seele, ein Bild von Vollkommenheit, das oft dem Fleiß und selbst dem Genie unerreichbar ist. Begehrungskräfte auf das Ideal angewandt, machen den göttlichen Ruf zu einer Sache; sie schaffen Wollen und oft auch Vollbringen. Wer ächt will, kann auch. Was der Mensch von ganzem Herzen, ganzer Seele und von ganzem Gemüthe will, geschieht wirklich. So wenig aber der Mensch das schöne Bild der sittlichen Vollkommenheit erreichen kann, und so sehr oft er sich begnügen muß, ihm blos nachzujagen: so gehts auch hier. — Eine nicht nur erlaubte, sondern edle, nützliche Schwärmerey ists, in Gedanken sich diese Ideale so geläufig zu machen, daß man mit ihnen bekannter und vertrauter wird.

Auf

Auf Worte lassen sie sich selten setzen. Man muß sie so wenig, wie die Schönheit, anatomiren. — Mir war im Erbsenkruge, als wollt' ich sagen: das Mißvergnügen liegt nicht in den Gegenständen, sondern in der Art, wie man sich diese Gegenstände vorstellet und in uns selbst. Nicht auf die Sache im Ganzen, sondern auf das, was wir uns aus derselben vorzustellen eben aufgelegt sind, kömmt es an, und sind wir nicht subtile Selbstpeiniger, subtile Selbstmörder, wenn wir die widrigen Dinge anders anschlagen, als es sich eignet und gebühret. Es sind bloße Mittel, und nicht Zweck, Mittel, daß wir die Heiligung erlangen. — Warten denn aber wirklich Leiden auf mich? Was gebricht mir im Hause des braven Woyt? Hier will ich studiren; denn was hilfts dem Menschen, wenn er Admiral würde, selbst die ganze Welt zu Wasser und Lande gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele! und wie froh werd' ich seyn, auch bey mäßiger Kost und in dem Arm eines tugendhaften, gesunden und frischen Weibes dereinst glücklich zu seyn! — Auf der richtigen Absonderung dessen, was in der Welt Mittel und was Zweck ist, beruhet die Weisheit.

Auch

Auch alles Sinnliche ist nur Mittel und bey weitem nicht Zweck. Ists denn so etwas Herrliches, ein Mädchen von Stand zum ehlichen Gemahl zu haben? oder ist eine Feldblume nicht oft besser, reizender, als eine aus der Stadt, und, wowider Gott sey! wohl gar vom Hofe! Hofweiber-Liebe ist ein Regenbogen, schön, allein sehr vergänglich. Nicht das Bittere, nicht das Süße ist angenehm, eine verhältnißmäßige Vermischung ist gesund; und so wie der Hunger der beste Koch ist, so legt die Gewohnheit auch dem, was uns widrig war, Geschmack bey. — Zerstreuungen bestehlen den Menschen auf eine entsetzliche Weise; sie stehlen ihn sich selbst; man verliert Sich unter der Händen, und hat nicht Lust, nicht Zeit, sich mit übersinnlichen, mit geistigen Dingen abzugeben. — Wer das Beste will, ist weise, und warum also die Hülse, statt des Kerns, die saure bittre Haut, statt des Traubensaftes. Ich sollte um ein schnödes Linsengerichte meine Erstgeburt verkaufen und die Veredlung meiner innern und höhern Natur gegen bloße Flittern aufgeben? Nicht also! Mein Entschluß sey, das beste Theil, das Marienglück zu wählen, das nicht von uns genommen wird, und das

uns ohne allen Zweifel in die andere Welt das Geleite giebt. Ists ein Strahl der göttlichen Natur, daß auch der schlechteste Mensch den Edlen bewundern kann, wenn gleich er beym Unedlen verbleibt: so ist die Lebensart leicht, auch selbst bey seinen Feinden wohl angeschrieben zu seyn. Gottes Wille geschehe! — Mit der Theologie wirds schwerlich gehen; allein muß es denn durchaus ein ordinirter Prediger seyn? Predigt nicht alles, was Leben und Odem hat, das süßeste Evangelium von der Liebe des himmlischen Vaters? Ist nicht das akademische Brod das ehrenvollste, was man essen kann, und der Beruf, junge Apostel zu ziehen, verdienstlicher, als eine fette Pfründe, die man taliter qualiter verdient, und wobey man mir nichts, dir nichts eine Nonne beym Psalter ist? — Es giebt Leute, die keine Milch verdauen können, denen aber das Kalbfleisch wohl bekömmt. In Frankreich blühte die Literatur am schönsten unter dem ärgsten Despoten, und gewiß eben so schön, als in Athen beym Genusse der Freyheit! — Und wie gar anders kann noch mit dir alles kommen? Man braucht nicht über 100 Thaler, wenn man seinen Bauch nicht zur Gottheit erheben, den Leib kanonisiren

und

und den Geist devalviren will. Kann ich denn dafür, daß mich die Vorsehung nicht ausersehen will, der Familie nützlich zu werden? Sind Vater und Großvater nicht ehrliche Leute gewesen? und haben die reichen Rastenburger [8]) bey so viel Geld als Stolz es für gut gefunden, zu seyn und zu bleiben, was sie sind: warum soll denn ich einer Thorheit den Sporn geben, und ihr die Erlaubniß ertheilen, meinen Kopf oder mein Herz zu verderben, selbst nur einen Augenblick zu beunruhigen? Ist denn ein anspruchloser Mensch, der nichts für sich und alles fürs Allgemeine thut, nicht ein erhabener, ein wahrer Christus-Mensch? Und ist er nicht verhältnißmäßig erhabener, je weniger er sich in seinem Wirkungskreis beengt, je weiter er ins Allgemeine dringt? — Waren je Brücken, um nach dem Monde zu kommen, zu wünschen, so sind sie es hier! O Gott! wie viel kleinliche und einförmige Schnörkeley und Verzierung, wie viel Menschen mit goldenem Schnitte giebts nicht in der Welt! — Alexander der Große wollte ein Gott seyn und sagte es; klügere

8) Siehe Hippels Vermächtniß, Seite 225, im vorigen Bande d. Nekrol.

Alexanders sagen es nicht, und sind stolzer noch, wie dieser Mensch-Gott! — Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Amen! —

Dergleichen Entzückung ist kein effort de genié; allein wie oft hat mich ein dergleichen Selbstgedanke (ad analogiam Selbstgespräch) gestärkt und getröstet! — Auch im Erbsenkruge ging ich gerechtfertigt in meinen Wagen; sah den Himmel offen und mich glücklich auf Erden. — Was giebts außer dergleichen Gedanken-Obelisken noch für andere Erndten einer weisen Selbstüberlassung, einer ächten Einsamkeit? — Lange, lange waren dieß die aufrichtigsten Gesinnungen meines Herzens. Auf hundert Reichsthaler jährlich hatte ich meine Rechnung gemacht, und selbst wie ich nach einiger Zeit schon in Bedienung stand, wollt' ich nur so lange dienen, bis ich zehn tausend Gulden Preuß. eingesammelt hätte, um nur leben zu können. Nicht wie jener Kornjude, der sich große Schätze gehäuft hatte und sich anredete: Du hast nun, liebe Seele, Vorrath auf viele Jahre; iß, trink, spiele, und laß spielen. — Meine Idee war zu dieser Zeit noch nicht, bey der Themis Dienste zu nehmen, sondern blos den Musen zu folgen. Ich pflegte alle Sachen

in

in fast allen gedenkbaren Modifikationen mir vorzustellen und in Gedanken durchzukneten. Mein künftiger Stand in der Welt inzwischen war mein wenigster Kummer, und wahrlich, wenn jemand auf einen göttlichen Ruf bey dem, was er ist, rechnen kann, so bin ichs; denn nie ward ich das, was ich werden wollte, sondern immer etwas anders. — —

Ueber Memel, wo ich den Erzpriester Wolf besuchte, kam ich eines Tages, kurz nach Ostern, gegen Abend wieder in Königsberg an. Ich ging sogleich zu meinem Bruder, der als Student damals mit Arendt (jetzt Hofrath in Petersburg) zusammen wohnte; von ihm wollte ich erfahren, was Woyt mache; denn ich hatte ihm aufgetragen, sich fleißig bey meinem Substituten darnach zu erkundigen; dann wollte ich mit Freuden in mein irdisches Elysium, dessen Andenken mir so werth gewesen war, einziehen. Aber, siehe da, ich erfuhr Dinge, die mir, um das Wenigste zu sagen, völlig unerwartet seyn mußten. Es hatte nämlich Woyt meinen Bruder zu sich kommen lassen, und sich über meinen Entschluß, nach Petersburg zu reisen, beklagt, auch ihm eröffnet, daß er einen andern Gesellschafter anzunehmen sich entschließen müßte,

der gewiß nicht auf den argen Einfall kommen würde, in der Welt herumzuirren; außerdem schien ich nicht die mindeste Anlage zu einem Kinderlehrer zu haben, und da er auf den Unterricht seines Enkels denken müßte, so wäre er entschlossen, den Posten eines Gesellschafters mit einem Lehrer für seinen Enkel zu verbinden; u. s. w." — Mein Bruder, der, so lieb er mich gleich hatte, dem Herrn Justizrath in allem, und besonders in den Umständen beyzupflichten nicht umhin konnte, daß ich ein eigensinniger Mensch von Kindesbeinen an und durchaus kein guter Wirth gewesen, erzählte mir diesen Vorgang ganz ehrlich haarklein, und so war ich denn verlassen, ohne Geld, ohne Aussicht, in Erwartung der gerechtesten Vorwürfe meiner Eltern, denen ich nicht eher, als wie ich schon abgereist war, über diese Reise zu schreiben gewagt hatte. — Wahrlich, das war ein Krasnoe Selo anderer Art! Besonders ging es mir nahe, daß mein ganzer Plan, hier so ganz mir überlassen zu seyn und von ganzen Herzen und von ganzer Seele und mit allen Kräften studiren zu können, vereitelt war, und zwar durch einen Menschen, den ich selbst mit Woyt bekannt gemacht und den ich dem

Woyt,

Woyt, weil selbiger sich beklagte, daß ich ihn gerade im Winter verließe, zu meinem Substituten in Vorschlag gebracht hatte. Aller dieser Umstände unerachtet habe ich nie meinem Successor den mindesten Vorwurf gemacht oder ihn auch nur angefeindet. Daß ich aber diesen Zug nicht billig, am wenigsten edel nennen konnte, war mir wohl nicht zu verdenken.

Ich bin außer Stande, die Seelenlage zu beschreiben, in der ich mich befand; — doch diese Jeremiade gehört zum vierten Buche; es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigne Plage habe. — Da ich indessen meinen Freund Keyser seit unsrer Petersburgischen Trennung in meinem Leben bis heute den 13. May 1791 nur noch ein einzigesmal, und wo ich nicht irre, in der Loge gesehen, so muß ich noch bemerken, daß ich ihm hier sogleich gestand, aus Liebe zu den Wissenschaften Rußland verlassen zu haben. Er vergab mir unter den heißesten Wünschen, die ich auch ihm von ganzer Seele erwiederte, diesen Schulenentlauf; — und wie gerne wüßte ich, wo diese theure Seele jetzo walle? — Ueberall geh es ihr wohl, in dieser und der andern Welt. Wie lieb mir sein Andenken gewesen, können meine Gedichte

beweisen, die ich dann und wann verlohr. Im Jahre 1761 ließ ich ein kleines Lehrgedicht über die Unzufriedenheit in die öffentlichen Blätter einrücken und dann noch besonders abdrucken; ich dedicirte diesen Bogen aus Wesselshöfen (welches auf dem Titel durch den Buchstaben W angedeutet wird) an Keyser mit den Hallerschen Worten:

O! daß der Himmel mir das Glück im Tode gönnte,
Daß meine Asche sich mit Deiner mischen könnte.

Auch die Rhapsodie (30, S. 8.), die ich 1763 bey J. J. Kanter in Königsberg herausgab, ist ihm gewidmet, wo Tod und Grab die heißesten Wünsche des melancholischen Dichters sind; er wünscht sich —

„Ein Grab, bey welchem nie ein Jüngling Rosen bricht,
Bey dem kein Schmeichler steht und Panegyren spricht;
Still, wie mein Leben war, entfernt von Rednerklagen,
Die für gesetzten Preis nach Tropen schön verzagen,
Still sey es, wie die Nacht, so still, als dieser Stein —
Laß Mutter Erde, mir dein Schoos bald offen seyn —
Sey K. (eyser) glücklicher! Ein beßrer Freund als ich,
Den Scherz und Wein ergötzt, ein Teier lohne Dich.
Tiefseufzend nenn' noch ihn in hellen Abendstunden,
Wenn ihr den stillen Hayn harmonisch durchempfunden;

Fällt

Fällt dann ein welkes Blatt auf deinen Schoos herab,
So sey voll Redlichkeit dein Wunsch für mich: das Grab."

Aus dem poetischen Schreiben, welches ich im J. 1764 d. 23. Oct. an H. Ruffmann am Tage seiner Verlob. mit M. E. Collins drucken ließ, ist folgende Stelle ein Monument für meinen Keyser:

„Freund, blick, wohin Du willst, nichts als Verrätherey'n!
Die Treue überlebt kaum einen Abendschmaus;
Man schläft die Zärtlichkeit wie andre Räusche aus.
Doch was auf ihrem Thron oft Könige vermissen,
Ließ mich bey schwerem Gram ein gut Geschick genießen.
Noch denk ich an die Zeit, da mich von * * Hand
Mit unverletzter Treu dem Vaterland entwand,
Er, der in tiefer Fern' ein Herz im Busen träget,
Das treu der Sympathie heut dreymal stärker schläget,
Der seinen Schultern selbst erhabne Thaten traut
Und sechzehn Ahnen nicht blos Mausoläen baut,
Hat meines Lebens Gram und manche trübe Stunden
Durch Redlichkeit versüßt, durch Freundschaft überwunden.
Einst, wenn des Herzens Wunsch das Schicksal ihn erhört,
Stirbt er fürs Vaterland des Heldentodes werth;
Und wann er Römisch-groß in seinem Blute lieget
Und sein erbittert Heer auf Leichen klimmt und sieget,
Schreibt er mit warmen Blut noch meinen Namen auf
Und schließt, wie er gelebt, groß seinen Lebenslauf. —

Das Absichtslose, das Uninteressirte, das Natürliche, welches man oft in Poesien vermißt, wodurch eine Poesie eine reine Poesie wird, ad analogiam des Begrifs reine Tugend, ist diesen Stellen eigen. Drang des Gefühls hat sie erzeugt; denn nie ist es mir eingefallen, meinem Keyser eine Zeile darüber zu schreiben. Daß indeß etwas herzlich seyn könne, ohne schön zu seyn, versteht sich am Rande. — Doch diese Beweise sind wie gar nichts gegen die sanfte Thräne, die nach so vielen Jahren auf dieses Blatt fließet. Meinem Keyser sey sie heilig! Nie kann und werd' ich ihn vergessen; und es ging ein zweyschneidiges Schwerd durch meine Seele, als mir Criminal-Rath Lübeck, bey dem ich mich nach diesem Edlen und den Seinigen erkundigte, zur Antwort gab, daß er seit zwanzig und mehrern Jahren nichts weiter von allen diesen wüßte! —

Ich will schließen. In Memel hatte ich zwar das Gelübde gethan, keinen Tropfen Brandtwein über meine Lippen zu lassen; allein durch den bereits getrunkenen war mein Magen geschwächt; und so fiel ich durch Gram und Kummer gebeugt in ein heftiges Fieber, das sich bald zu einem kalten bequemte, und mich

acht

acht Wochen auf der Folter hielt. Und dieß war das Ende meiner Reise, die sich mit Entzücken, mit einem hitzigen Fieber der Seele anfing, und mit einem kalten Fieber des Körpers endigte.“

— So weit hatte der geistreiche Mann bis in die Mitte des J. 1791 an dieser darstellenden Erzählung geschrieben, die ich, nach meinem Gefühle, den besten seiner bekannten Schriften an die Seite setze. Nachher verhinderten ihn an der Fortsetzung die neuen wichtigen Geschäfte, die ihm übertragen wurden, und nebenbey andere literärische Arbeiten; denn, später als dieses Datum, kam 1792 das Buch „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ heraus, und 1793 und 94 erschienen die „Kreuz- und Queerzüge“. Auch hoffte und wünschte er noch lange zu leben, und sparte diese ominösen, an die Flüchtigkeit des Lebens mahnenden Betrachtungen mit und über sich selbst auf spätere Zeiten. Welcher Genuß, hätten wir so ferner von ihm die mit Scharfsinn und Empfindung durchflochtene Geschichte seines Dienst- und Autorlebens, wenn auch gleich

gleich hie und da idealisirt und nicht ganz histo-risch-treu. Ja, idealisirt! denn anders konnte dieser hochpoetische Kopf dergleichen Dinge nicht erzählen, wie man dieß ihm bis hieher schon abgemerkt haben wird und es überdieß seinem Biographen glauben kann, vor dem eine Menge kleiner Züge als Beweise hierzu liegt, deren Mittheilung aber zu weit führen würde h). — Hätten wir sie indeß nur, die

Fort-

h) So erwähnt er z. B. nirgends, daß sein Vater Rector der kleinen Stadtschule in Gerdauen war, und stellt es sonderbarer Weise immer so, als sey er Prediger gewesen. — Der Justizrath Woyt hatte ihn offenbar zum Informator bey seinem Enkel angenommen, und nicht zum Hausgesellschafter, wie er sich doch immer nennt. In einem Briefe seines Vaters an ihn (vom 26. May, 1759), der im Original hier vor mir liegt, heißt es: „Aus deinem Briefe, der mir noch lieber wäre, wenn man bey seiner Unleserlichkeit nicht alles rathen müßte, scheint es, daß der Hr. Justizrath mit dir zufrieden ist, und du auch; unser Vater im Himmel sey dafür gelobt, gerühmt und gepriesen. Die freye Station und 40 Rthl. sind Dir in Königsberg besser, als 100 Rthl. auf dem Lande; der Vortheil dabey ist so groß, daß er nicht mit 60 Rthlr. kann bezahlt werden; hast Gelegenheit, mit gelahrten Leuten umzugehen, hast Gelegenheit, neue gute

Bücher

Fortsetzung dieser höhergestellten, idealisirten Selbstgeschichte, als Geschenk für den ästhetischen und philosophischen Genuß! Die historische Treue könnte schon durch eine begleitende Kritik und Nebenerzählung besorgt werden. — Doch sie fehlt uns nun einmal, und sein Biograph muß hier eintreten. — —

Die

Bücher zu lesen; ja, was noch das Beste ist, so kannst du die gehörten Collegia wiederholen und neue dazu hören; das erkenne und nimm es mit dankbarem Gemüth als eine besondere Wohlthat von Gott an. Sey treu und fleißig mit deinem Untergebnen, damit du dadurch bey Gott und dann auch bey deinen hohen Gönnern dich angenehm machen mögest. Deine commode Abendmahlzeit und dann das Gartenhäuschen mißbrauche nicht zu oft, es könnte dir mit der Zeit übel genommen werden," u. s. w. Woyt hatte also recht, den jugendlich-raschen Entschluß zu einer so weiten, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß unternommenen Reise nicht gut aufzunehmen, und konnte billig einen andern Informator suchen, welches Hippel durch seine Erzählung ganz anders darstellt. — Aus einem Originalbrief von seiner Mutter (v. 29. Merz 1776, wo Hippel in sehr einträglichen Posten war) sehe ich, daß sie damals gar nicht im Ueberfluß lebte; sie bittet ihn um etwas Thee und Wein; auch erhellt aus jenem Briefe, daß ihre literarische Cultur von ihm in dem Vorigen idealisirt worden ist.

Die Reise nach Petersburg, der Blick in den Glanz des Hofes und des Großlebens, die freundschaftliche Art, mit welcher ihm die Tochter des Viceadmirals begegneten, hatten Empfindungen und Wünsche in der jungen Seele zum Keimen gebracht, die bis dahin unter der Liebe zu Wissenschaften und Büchern schlummerten. Zwar hatte er — wohl am mehrsten im Gefühl seiner Verschuldung, ohne elterliche Beystimmung das Wagstück der Reise unternommen zu haben — die Anträge, dort zu bleiben, abgelehnt; aber er kehrte mit einem sehnsuchtsvollen beklommenen Herzen nach Preußen zurück; es war eine Krise in ihm vorgegangen, die sein Brief an Fräulein Antonna und das Selbstgespräch im Erbsenkruge, wenn es auch spätere Phantasie etwas verschönert haben sollte, hinlänglich beurkunden. Der Kreis seiner Empfindung und Phantasie hatte sich erweitert; es trat für ihn der Zeitpunkt ein, wo Wahl des Standes und liebende Ahndungen den edlen Jüngling es fühlen lassen, daß die sorglose Kindheit zu Ende ist, und sein sehnsuchtsvolles Herz mit der Schwermuth bekannt machen.

Wieder-

Wiedergenesen von der oben erwähnten Krankheit, einer Folge der Gemüthserschütterungen nach seiner Reise, ward er Hauslehrer bey einer angesehenen adelichen Familie, die den Winter hindurch in Königsberg, und den Sommer über in W., unweit jener Stadt, sich aufhielt. Einige Züge dieses Ehepaars, das ihm seine Kinder anvertraute, findet man in den Gemälden wieder, die er von Herrn und Frau von W. in den Lebensläufen aufstellt. Er ward von den Eltern geachtet, von seinen Zöglingen geliebt, und er war dieser Achtung und Liebe werth. Bey allem Gefühl ihres höhern Standes zogen die Eltern ihn durch gesellschaftliche Traulichkeit an sich; er ward hier in das eingeweiht, was man gemeinhin gute Lebensart und Weltton nennt; er lernte die guten und minder guten Seiten derer, die durch Geburt und Stand über andere gehoben zu seyn glauben, an dieser Familie und ihren Freunden näher kennen, und es ging ihm hier ein Jahr hindurch in jeder Beziehung wohl. Doch verließ er schon 1762 dieses Haus, um sich in Königsberg dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, von welchem er sich schnelleres Aufsteigen zu Ehrenstellen, und sicher auch geschwinderes

deres Reichwerden, als von einem geistlichen Amte, versprach.

Beydes dünkte ihm jetzt mehr als bisher wünschenswerth. Er liebte! Diese seine erste, und wie alles bey ihm, heftige, begeisterte Liebe zu einer äußerst schönen, sehr sanften Person in seinem Vaterlande ward nun die gewaltigste Triebfeder in ihm. Der Gegenstand seiner zärtlichsten Neigung war aber in Ansehung des Standes und Vermögens weit über ihm. Welche gewaltsame Kämpfe entstanden nun in dieser feurigen Seele! Schauerlich genug tönt seine tiefe Melancholie aus der 1763 gedruckten und von ihm oben angeführten Rhapsodie hervor:

„Nehmt, Klüfte, wo besorgt kein Landmann Garben bindt,
Kein Schäfer Kränze flicht, kein Dichter Reime findt,
Wo nie ein Pilgrim sich, von Eulen aufgewecket,
Matt von des Tages Last zum Schlafe niederstrecket, —
Nehmt einen Jüngling auf, der, seines Lebens satt,
Gewiß beglückter stirbt, wenn er geklaget hat.
Zeigt seinem trüben Blick nie bey dem Dampf der Sorgen
Der Freude Ebenbild, die Sonne und den Morgen, u. s. w.

Indeß gab es doch wieder Stunden, wo er sich ermannte, und, so hoffnungslos auch diese Neigung seinen Freunden schien, eine endliche

Ver-

Verbindung mit seiner Verehrten nicht für unmöglich hielt. Er fing nun an, den Gedanken zu fassen, ihr einst in Ansehung beydes, des Standes und auch wohl des Vermögens, gleich zu kommen; und von hier an der unverrückte Plan, das unabläßige Bemühen, einst reich und groß zu werden. Seit der Bekanntschaft, die er mit der größern Welt gemacht hatte, strebte sein mächtiger Geist ohnedieß schon nach großer, sichtbar wirkender Thätigkeit, und es brauchte daher gerade nur noch dieses Anstoßes, um den kraftvollen Jüngling dem Berufe des bloßen Studirens und Speculirens, des bloßen Denkens und Lehrens zu entführen. Von seiner Neigung zu einem handelnden, thätigen Leben zeugte schon in der Jugend seine oben erwähnte Vorliebe für die Römer (s. im vor. Bande, S. 298), und noch finden sich in seinen Papieren folgende treffliche, hierauf sich beziehende Bemerkungen:

„Der Griechen Philosophie und Geschmack, der Römer Handlung und Abscheu gegen sitzendes Leben und bloße Contemplation, weil sie wegen des auf stete Kriege gerichteten Geistes der Nation ad utrumque parati seyn mußten, hat so etwas glücklich zu Vereinbarendes, be-

sonders wenn ein wenig poetische Behandlung der Sache dazu kömmt, daß man der Methode, unsre Jugend durch Griechen und Römer zu bilden, durchaus Gerechtigkeit erweisen muß. Die Vereinbarung des Englischen und Französischen Charakters ist unmöglich, und wenn man dem Deutschen diesen ineinander gemischten Charakter beylegt, so ist mir so, als ob man weder Deutsche, noch Franzosen, noch Engländer kenne. Aus zwey lebenden Nationen kann keine dritte zusammengesetzt werden, wenn sie nicht ein unnatürliches Geschöpf werden soll, ein Hermaphrodit! — Der Grieche ist caeteris paribus Denker, der Römer Handler. Freylich empfiehlt denn auch Römer Cicero seinem Sohn Studium der Weltweisheit, und der Herr Vater war allerdings in der griechischen Philosophie versirt; auch waren noch andere Römer nicht unerfahren in griechischen weisen Worten und liebenswürdigen Künsten; allein a potiori fit denominatio. — Was ist Aufklärung ohne Handlungen? Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Geschmack an den Schönheiten der Natur, und noch vielmehr an den Künsten, keinen vortheilhaften Einfluß auf den sittlichen Charakter habe. Denn in

Wahr-

Wahrheit, der Mensch ist nicht da, um an der Natur seine Augen zu weiden, und sie durch Phantasie oder durch Pinsel und Meisel zu erklären, sondern sein dic cur hic zu beherzigen. Durch Moralität soll der Mensch sie verschönern und auf Mittel und Wege denken, daß durch gleiche Tugend und Denkart ein Staat zu Stande komme, welcher Menschenstaat genannt zu werden verdiene. Was drüber ist, ist vom Uebel. Schöne Künste sind der Sonntag des Lebens, den man genießen kann, wenn sechs Werktage vorausgegangen sind; ein Volk, das aber sechs Sonntage und kaum Einen Werktag hat, was ist von dem zu erwarten! Der Müßiggang allein muß es zu Grunde richten, und überall ist Müßiggang, wo nicht gehandelt wird. — Rousseau weis sich viel damit, Privatsecretair eines Französischen Ambassadeurs in Venedig gewesen zu seyn, und nie werden Geschäfte des Staats mit größerer Wichtigkeit betrieben, als wenn ein Gelehrter zu dergleichen Geschäften par bricole gelangt. Was thun sich dergleichen Leute nicht zu gut, was für Accente legen sie oft selbst auf Alltäglichkeiten! Sie fühlen den Unterschied zwischen reden und thun, und wollen durchaus auch andere fühlen

lassen, daß sie thun oder gethan haben! — Eine Aufklärung, die auf Denkart und Handlungen sich ausdehnt, und nicht jene intensive, die gemeinhin blos mit Worten sich begnüget, eignet und gebühret den Menschen. Jeder große Mann (und Consul Cicero selbst nicht ausgenommen) schämt sich, ein blos speculativer Kopf zu seyn, und blos Handel und Wandel mit seinen Gedanken zu treiben. — Da dacht' ich zuweilen, daß die Römer, wenn sie Lust und Liebe zum Dinge gehabt, die Griechen selbst in der Kunst übertreffen, wenigstens sich eine ganz andere Bahn hätten brechen können, als jene Meister aller sieben Künste, die freylich alles bis zur Extrafeinheit und zur menschmöglichen Vollkommenheit gebracht hatten, welches wohl schwerlich in seiner Art zu übertreffen war; allein ich widerlegte mich selbst, indem ich mich, ich weis nicht ob mit Recht oder Unrecht, überzeugte, daß die Römer blos aus Eitelkeit und Prahlhanserey die Kunst zu schätzen geschienen, sie aber nicht aus innerlicher Treue und Geschmack geschätzt. Hatten sie dazu politische Gründe, die ich nicht absehe, so verdienen sie keinen Vorwurf. — Wer die Römer auf Rechnung der Griechen verachten

will,

will, hat nicht unter vielen Umständen auch den zu Roms Ehre erwogen, daß hier keine öffentliche Schulanstalten und Schulsecten existirten, daß der Vater seine Kinder selbst erzog, und daß wenn also aus einem Griechen ein Grieche, ein intensiv-Aufgeklärter, d. i. ein feiner Mensch ward, man dem Römer die Ehre lassen muß, daß er wirklich that, wenn jene Thaten dichteten; daß jene zu Göttern ihre Zuflucht nehmen, wenn sie große Thaten zeichnen wollten, die Römer aber unter Menschen und unter sich hätten bleiben können, wenn die Griechen ihnen nicht mit Wolken- und Feuersäulen von Exempeln vorgegangen wären. Es gab allerdings auch unter Griechen wahrhaftig große Männer; allein ich rede hier ins Gelag hinein, ohne mich auf vortreffliche Ausnahmen einzulassen. — Der Römer war in der Regel entweder gar nicht in der Schule gewesen, oder aus der Schule gelaufen; der Grieche dagegen hielt sich in der Regel zur Schule, und bemühete sich, auch das größte Genie schulgerecht zu machen! — Bey allen Völkern, wo Dichter in großem Ansehn sind, kann es an Uebertreibungen und Lobopfern der Großthaten vorzüglicher Menschen oder Helden

nicht fehlen; allein es ist wahren Handlungs-Candidaten nichts schädlicher als diese Dichter-verschönerung; denn sie jagen nicht nach der Vollkommenheit, sondern begnügen sich mit dem lebendigen Glauben an die Dichter, die schon für Geld und glatte Worte die Lücken füllen werden. Männer, die ihr Hand ans Werk zu legen und zu thun gewohnt seyd, überlasset Weibern und Müßiggängern das Empfinden, das Bereden und Besingen schöner Thaten; seyd fleißig in guten Werken und bemühet euch, eure Handlungen so blank und klar darzustellen, daß jedermann wie mit dem Gelde weis, woran er sey. Ein dergleichen Thatenmann (ein gewaltiger Unterschied zwischen ihm und dem thätigen Mann) schleicht sich zu keinem Redner, Historiker und Dichter, sondern führt alles auf dem Markte dem Volke (nicht dem Pöbel) vor. „Seht, da steh ich; was bin ich werth?“ So stand der Römer; der Grieche steckte sich hinter den Dichter und dieser hinter das Volk. Der Römer ging selbst gerade zum Volk; den Griechen hob der Dichter, der dem Volk so viel Schritte vorausging.“ —

Was

Was sich auch hie und da zur Berichtigung und nähern Bestimmung dieses humoristischen Räsonnements sagen ließe, so erklärt es doch, in Verbindung mit den andern Umständen, Hippels Uebertritt aus der blos literarischen und gelehrten Laufbahn zur Jurisprudenz. Er fing in Königsberg unter zwey damals berühmten Rechtslehrern, Funk und Schinemann [i]), sein neues Studium mit dem Glück und dem Erfolg an, der aus offen daliegenden Gründen so oft diejenigen zu begleiten pflegt, die von einer soliden Beschäftigung mit den Sprachen, der Philosophie und Theologie dorthin übergehen. Vielleicht that er diesen Schritt nicht mit der vollsten Zufriedenheit seines Vaters, — oder konnte ihn dieser auch nicht weiter unterstützen, — genug, Mangel und Armuth wurden nun sehr fühlbar für ihn. Er kämpfte gegen sie an; mit einer Resignation, die Bewunderung verdiente, schränkte er sich anderthalb Jahre auf eine fast unglaubliche Art in Ansehung der Kleidung und des täglichen Unterhaltes ein. Er sagte damals, mit dem

i) Der Gruft des Erstern widmete er eine Poesie, die von Dankbarkeit und Verehrung für ihn zeugt.

Dichter Uz, von sich, und schrieb es in mehrere Stammbücher: „Nackt flieh in der Weisheit Arme" — welches auch als Motto über seinen poetischen Gedanken von der Unzufriedenheit steht. Was einen schwächern Jüngling zur Hoffnungslosigkeit niedergedrückt hätte, ward für diesen Talentreichen und Muthvollen nur stärkerer Antrieb zum Fleiß, sich aus jenem Druck des Mangels empor zu arbeiten; und siehe, in kurzem war es geschehen.

Er ward 1765 Advocat beym Stadtgericht in Königsberg, dann Hofgerichts-Advocat; 1772 städtischer Gerichtsverwandter und Assessor des Stipendiencollegiums. Schon in diesen Stellen und als Anwalt wurde er sehr geachtet; man faßte allgemeines Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit; man consulirte ihn gern und seine Geschäfte belohnten sich. Sein Ansehn stieg; Er wurde bald darauf Criminalrath; dann Stadtrath, Beysitzer des Armencollegiums, Hofhalsrichter und Criminaldirector; oft hatte er Gelegenheit, wenn er als Anwalt für seine Partheyen oder als Richter zu Inquisiten sprach, die wirklich große Macht seiner Beredtsamkeit zu zeigen. — Im Jahr 1780 ernannte ihn der König zum dirigirenden ersten

ersten Bürgermeister zu Königsberg und zum Policey-Director, mit dem Charakter eines Kriegsrathes. „Mein Consulat, schrieb er einem Freunde, ist auf mich wie vom Himmel gefallen.“ Denn er war erst der jüngste unter den Stadträthen gewesen, und nur kurz vorher aus dem Stadtgericht in den Magistrat gekommen; aber der schnellsehende Minister von Gaudi, der damals das Preußische Departement im General-Finanz-Kriegs- und Domänen-Directorium besorgte, und dem er überdieß in häuslichen Angelegenheiten Dienste geleistet hatte, wählte ihn zu jenem Posten, für welchen Hippel wie geschaffen war. — 1786 ehrte man ihn noch mit dem Prädicat eines Geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten. Hippel ließ bald hierauf den Adel seiner Familie erneuern, die, nach dem von Wien aus ihm ertheilten Diplom, schon vor vielen Jahren besonders in Schlesien würdige Glieder gehabt hatte. — Bey der Preußischen Besitznehmung von Danzig wurde er zu den dortigen magistratualischen Einrichtungen gebraucht, und kehrte dann zu seinen Königsberger Aemtern zurück. Nach langer, ihm peinlicher Erfahrung von allmälig hinsinkenden

Kräften endigte er sein bis zuletzt sehr thätiges Leben am 23. April 1796 im 55sten Jahre. —

Hippel war ein Mann von ausgezeichneter Geisteskraft und dabey war ihm kein Zweig des menschlichen Wissens ganz unbekannt geblieben. In jedem seiner Verhältnisse war er ungemein und weit über das Gewöhnliche erhaben. Wer indeß bloß weis, wie sehr er die Wissenschaften liebte, welch gelesener, bewunderter und fruchtbarer Schriftsteller er war, dürfte nach der gewöhnlichen Erfahrung geneigt seyn, dieß für die ihm liebste und gelungenste Anwendung seiner Kräfte zu halten, wogegen die andern bürgerlichen Geschäfte nur mit gewöhnlicher und mittelmäßiger Thätigkeit von ihm betrieben worden wären. Aber irrig! Hippels Talent war so ausgezeichnet, und die Anwendung desselben so kräftig und so klug benutzt, daß er mehrern, unter einander nicht verwandten Lagen und Forderungen Genüge thun und darin außerordentlich seyn konnte. Denn so originell und bewundert er auch als Schriftsteller, so geistvoll er als Gesellschafter erscheint, so war er doch, nach einstimmigen Urtheilen naher Beobachter, am glänzendsten und größten in seiner Thätigkeit als Geschäfts-

schäftsmann, als Obrigkeit, — als Handler, als Römer!

Viele Jahre hindurch lebte und bewegte sich in dem volkreichen Königsberg fast alles durch ihn. An der Spitze des Magistrats erregte er Bewunderung; es ist nur Eine Stimme darüber, daß er als Bürgermeister die Seele dieses Collegiums war, und demselben von neuem Würde und Activität ertheilte. Er hielt aufs strengste über die Ordnung in Sessionen, Vorträgen u. s. w., und jeder der Unterbedienten mußte sich unabläßig in seinem Geschäftskreise finden lassen; Fleiß, Ordnung und Accurateſſe waren Dinge, die er, sie selbst übend, keinem derselben erließ, und die er auch wirklich in alle Collegia brachte, denen er vorstand. Er war der Mann, der jedem Posten, den er begleitete, Ehre machte. Diese Kunst verstand er durchaus, und übersah auch die kleinsten Umstände nicht, die dazu dienen konnten, eine Stelle zu heben. So sind, ausser der erwähnten Wiederbelebung des Magistrats, noch die Regenerationen des Stadtgerichts, des Commerz- und Admiralitäts-, des Wett- und Handlungs-Gerichts, alles sein Werk, während deß seine gewöhnlichen Amts-

geschäfte

geschäfte ihren Gang rasch fortgingen. Er war mit seinen Tagesgeschäften am Abend eines jeden Tages so auf dem Reinen, daß er mehr als einmal zu seinen Freunden sagte: „So bald ich die Feder auf dem Rathhause niederlege, habe ich alles verrichtet; ich kann auf der Stelle meinen Abschied nehmen; ich bin mit nichts rückständig.“ Und so verhielt es sich in der That.

Die ganze Stadt, besonders die Handeltreibende Klasse derselben, stand immer vor seinen Augen. Er ermunterte thätige Kaufleute, ehrte die weiter gekommenen sehr, und gab ihnen Ideen, wie sie zu ihrem Vortheil die Stadt durch Gebäude verschönern konnten. — Die Polizey war unter ihm in gehöriger Ordnung; denn er war ein durchgreifender Mann und von unabläßiger Wachsamkeit. Seine Mitbürger sahen ihn, besonders wenn Feuersgefahr entstand, beynah immer zuerst auf dem Platze, stets bedachtsam, mit Kälte und Ueberlegung alles anordnend. Durch die ehedem bey diesen Gelegenheiten oft vorgefallenen Einmischungen des Militärs ließ er sich durchaus nicht irren, wußte ihnen auszuweichen oder auch sie mit strengem Ernste zurück-

zuwei-

zuweisen. In festem Vertrauen auf seinen gewiß wachenden und thätigen Bürgermeister schlief in entfernteren Gassen der Bürger, den nicht die Polizeyanordnungen auch zum Platz der Gefahr hinriefen, in tiefem Frieden mit den Seinigen fort. Auch nicht ein einziges mal während seiner Stadtpräsidentschaft ward ein Brandschaden so beträchtlich, daß er sich auf zwey oder drey Häuser erstreckte. — Das Armenwesen, besonders die Abschaffung der leidigen Betteley, machte er gleich vom ersten Tage seines Amtes an sich zur Pflicht und Freude. — Nur zweymal war er während desselben verreiset; einmal nach Deutschland, mit königlicher Bewilligung, um sich mit den Polizeyverfassungen anderer erheblicher Orte bekannt zu machen; das andere mal nach Danzig, um nach der Preußischen Besitznehmung die dortige Verfassung zu organisiren; außerdem äußerst selten auch nur Eine Nacht außer Königsberg. — Den Unterbedienten, auf deren gleichförmige Wachsamkeit in der Polizey alles ankömmt, schien er als ihr Director allgegenwärtig; er ging nämlich zuweilen in ein Quartier und bemerkte sich hier ein Versehen; nun ließ er einen dieser Leute kommen, der ihm

an-

angeben mußte, was da oder dort fehle; nannte dieser das von ihm Bemerkte nicht mit, so ließ er ihn hart an und der Mensch erstaunte, wenn er die Sache wirklich so fand, wie Hippel gesagt hatte. Seine Subalternen behandelte er vor andern Menschen mit großer Delicatesse; übrigens aber despotisirte er sie mit dem ganzen Uebergewicht seines umfassenden Geistes. — Er hielt es nicht unter seiner Würde, durch Auflaurer sich die Vorfälle des Tages hinterbringen zu lassen, und sah dieß als unzertrennlich verbunden mit der Stelle eines Polizeychefs an. — In den letzten Jahren schien er seines Amtslebens satt zu seyn. Er sagte einst in einem Augenblick der Vertraulichkeit zu einem Freunde: „Noch ein paar Jahre und dann nehme ich meinen Abschied; es ist kein Verdienst mehr zu dienen.“ Vor solchen Aeusserungen, wenn sie einmal ihm entwischten, erschrack er sichtbar, weil er bey seiner auf alles gerichteten Sorglichkeit fürchtete, wenn seine Obern so etwas erführen, könnten sie ihn der Ermüdung beschuldigen; denn sein Streben nach Ehre und Erwerb würde wohl nie zugelassen haben, daß er selbst einen solchen Entschluß ins Werk gesetzt hätte!

Dieß

Dieß führt uns allmählig zu der Betrachtung über ihn als Mensch; über seine grossen Geisteskräfte; über seine Denkweise und Grundsätze in Absicht auf die Hauptpuncte der menschlichen Verhältnisse; über ausgezeichnete, gute und nicht gute Eigenschaften an ihm; über seine Art zu seyn und sich gegen andere zu benehmen; über seinen Tod — Nachrichten und Bemerkungen, nicht ängstlich geordnet, und so, wie sie sein Biograph von sehr verschiedenen aber glaubwürdigen Zeugen aufgesammelt hat. — Alles, was ihn als Schriftsteller angeht, mag dann, zusammengestellt, diesem folgen.

Der Leser seiner Schriften — und einen solchen setze ich als den meinigen voraus — weis es schon durch diese, daß sein Geist unter die umfassendsten und zugleich originellsten gehört. Eine schöpferische Phantasie und ein durchdringender Verstand, Poesie und Abstraction, Empfindung und Räsonnement, Ernst und Laune, Andacht und Frohsinn — hatten sich in ihm auf das Glücklichste vereinigt. Alles wurde Bild und Anschauung vor seinem Geiste; Dinge und Gedanken, die weit auseinander liegen und die man noch nicht als

Nach-

Nachbarn erblickt hatte, traten vor seinem Auge neben einander, und ertheilten sich gegenseitig Licht und Neuheit. Seine Gelehrsamkeit war nicht ausgebreitet; aber er war mit etwas ausgestattet, das einen unendlich höhern Werth hat, als alle Gelehrsamkeit, — er hatte Genie, ja, er war ein Genie. Er las nicht viel; aber ein untrüglicher Takt ließ ihn sogleich bemerken und auffassen, worauf es ankam; sein Gedächtniß bewahrte es treulich auf und bot es ihm dar, so bald er es bedurfte. Geschmack hat man ihm nie einräumen wollen; sein Urtheil über das Schöne und Gefallende war abhängig von der Originalität seiner Ideenverbindungen, und daher sehr oft abweichend von dem Gefühl und dem Urtheil anderer geübter und gebildeter Geister; aber das Große, Neue und Glänzende seiner Gedanken überwog jenen Mangel. Alles was durch seinen Kopf ging, was seine Hand berührte, wenn es auch nicht sein ursprüngliches Eigenthum war, trug das Gepräge davon und wurde von ihm mit seinem Stempel bezeichnet. Drum war sein Gespräch und sein Umgang so unbeschreiblich anziehend. Auch diejenigen, die nach seinem Tode fanden, daß er nicht mit

voller,

voller, offner Seele ihr Freund gewesen war und immer die Decke Aarons über seinem Gesichte behalten hatte, gestanden doch, daß sie einen so interessanten Gesellschafter in ihrem Leben nicht mehr haben würden und hätten das Glück seines Umgangs, seiner seelenvollen Unterhaltung gern um jeden Preiß zurück erkauft. Wie drang er in das Inwendigste ein, wie unbefangen raisonnirte er, wie lehrreich! — Doch wie, kann nicht noch jeder jetzt und in der Zukunft einen ähnlichen Genuß haben? Ist Er es nicht, der in der Person des H. v. G. (Lebensl. I, 369 f. — II, 67 und 134. — IV, 159. und an mehrern Stellen) in der Person des treflichen Professor Grosvaters (II, 212.) und überall zu uns spricht in seinen unsterblichen Schriften; denn überall, auch wo er nicht der Referent eines Gesprächs ist, wird es ja seinem Leser zu Muthe, als wäre er in lebhafter Unterhaltung mit dem geistreichsten Manne!

Aber selbst das größte natürliche Talent würde nicht hingereicht haben, einen solchen Mann aus ihm zu machen, als er war, einen so interessanten, an Beziehungen aller Art so reichen Schriftsteller und zugleich einen muster-

haften Verwalter der wichtigsten Aemter, wenn zu seinen vorzüglichen Anlagen nicht ein so großer Fleiß, eine so regelmäßige Thätigkeit gekommen wäre. Nur mit seiner bewundernswürdig großen Arbeitsamkeit konnte er das leisten, was er leistete. Des Morgens war er bey guter Zeit auf; nur in den letzten Jahren blieb er bis sechs im Sommer, und sieben im Winter zu Bette, früherhin stand er Winter und Sommer spätstens um fünf Uhr auf, — nahm die Rapporte aus allen Theilen der Stadt an, instruirte pünktlich die Unterbedienten, besuchte dann die Departements, die ihm anvertraut waren, und bis zu Mittage war jeder Augenblick den verschiedenen Fächern seiner Aemter gewidmet. Von den 24 Tag- und Nachtstunden wandte er gewöhnlich etwa acht zum Schlaf und zu seiner Mittagsmahlzeit an; alle übrige Stunden gehörten Geschäften, dem Lesen und Studieren. Abends aß er nie. Nach der Mittagsmahlzeit war er mehrentheils zu Hause und allein. Nur vertraute Freunde waren ihm dann willkommen; besonders oft war gegen Abend Lauson k) bey ihm, ein in manchem

k) Dieser Mann, den er oben in seiner Selbstbiographie erwähnte, ist durch ein paar Bände Gedichte bekannt,

chem Betrachte merkwürdiger Mann, der ein Auge für tausend Kleinigkeiten hatte, die in der Stadt und in einzelnen Häusern vorfielen und auch hierdurch dem Policeydirector wichtig wurde. — Dann machte Hippel gewöhnlich noch einen Spaziergang. Er ging zu dem Steindammschen Stadtthore heraus, wo er sich auf den zur Cämmerey gehörigen sogenannten Hufen einen Hof erkauft hatte, dessen zur Hofwehr gehörenden Garten er in einen Englischen umschuf, so gut es die Lage des Ortes und seine Abneigung, viel auf dergleichen Dinge zu wenden, erlaubte. Auf diesen mehrentheils ganz einsamen Spaziergängen dachte er dann über seine Schriftstellerey, so entstanden hauptsächlich die „Handzeichnungen nach der Natur.“ — Der Abend war zwischen Schreiben und Lesen getheilt. Nur seitdem er mit Augenschmerzen behaftet war, ließ er sich vorlesen, besonders nachdem er durch eine gewaltsame Gesichtsanstrengung während der Organisation des Danziger Stadtwesens das eine Auge eingebüßt hatte, welchen Verlust er sich so sehr zu Gemüthe

kannt, unter welchen auch viele Extemporalia vorkommen.

müthe zog, daß er's äußerst ungern sah, wenn man es zu bemerken schien; selbst sein Arzt mußte ihm nie die Hoffnung benehmen, sein Auge, das in der That ganz verloren war, noch einst wieder zu bekommen. — Dieß Vorlesen besorgten häufig seine Neffen und Nichten, die sich in Königsberg aufhielten und ihn Abends besuchten, wo er sie dann zugleich in der richtigen Art vorzulesen übte; im Nothfall las auch sein Bedienter vor, zuletzt einige Subjecte aus der Kanzley. Sein glückliches Gedächtniß und die Gewohnheit, alles Merkwürdige zu notiren, führten ihm dann aus seiner verbreiteten Lectüre, in der mündlichen Unterhaltung und beym Schreiben die Fülle von Ideen und Kenntnissen herbey, durch welche beyde sich auszeichneten; ungewöhnliche und genialische Verbindungen bildeten sich in seinem Kopfe und erzeugten seine bewunderte Vielseitigkeit im Philosophiren über alle Hauptgegenstände des menschlichen Nachdenkens.

Es würde eine schwere Aufgabe seyn, einen gedrängten Abriß der philosophischen Ueberzeugungen dieses merkwürdigen Mannes zu geben. Sie liegen in seinen Schriften zerstreut; denn welche wichtige Angelegenheit des Menschen

hat

hat er wohl in diesen reichhaltigen Büchern unberührt gelassen! — Seine frühere religiös-philosophische Bildung hat er uns selbst geschildert. Die Erinnerung an seinen frommen Vater und Mutter, und ähnliche Personen, wirkte noch immer fort auf ihn. Er war in seiner Geburtsstadt Gerdauen von dem dasigen Prediger Keber in der Religion unterrichtet und confirmirt worden. Der bestimmte, feste, immer himmelwärts gerichtete Sinn dieses Mannes hatte unstreitig Einfluß auf die Bildung von Hippels Charakter. Dieser Prediger war dabey ehrgeizig, absprechend, freymüthig. Einst bey Hippel, wo mehrere Freymaurer zugegen waren, wurde er von Hippel gefragt: Was halten denn Sie von der FMrey? „Das, was Jesus von Euch halten würde: Ihr hasset das Licht, weil ihr das Böse thut.“ Solche feste, religiöse Charaktere erscheinen leicht dem Jünglinge edlerer Art als Heilige, und ihr kühnes Urtheil über die Schwäche der menschlichen Weisheit bewahrt ihn vor der strengen Anhänglichkeit an irgend eine philosophische Schule, läßt aber leicht auch einen Keim zur Mystik und Schwärmerey in dem kindlichbewundernden Gemüthe zurück. — Hippel

hatte in frühern Jahren ernstlich die Wolfische Philosophie studirt; dann wurde er durch Umgang vertraut mit Kantischen Ideen, und webte davon in die Lebensläufe so vieles ein, ehe noch der berühmte Verfasser sein System selbst öffentlich aufstellte. Als die Kantischen Schriften, die eine Revolution in der Philosophie bewirkt haben, erschienen, studirte er auch diese, und verschmolz die darinn vorgetragenen Ideen mit den schon in ihm durch seine mannichfaltige Lectüre und sein originelles Selbstdenken vorräthigen [1]). Er ehrte die Kantische Phi-

1) In einer Goldeswerthen Stelle über die nothwendig aufrecht zu erhaltende Freyheit der Untersuchung über alle möglichen Gegenstände, fährt Hippel so fort: (S. die Satyrische Schrift über Zimmermann 1790. S. 132.) „H. Kant ist und bleibt ein großer Denker; wer lebt indessen des philosophischen Glaubens, daß dieser vortreffliche Mann symbolische Bücher in der Philosophie geschrieben? Wer dem menschlichen Geschlechte sagt: so weit und weiter nicht! hat ihm den Kopf abgesprochen; und müßte nicht ein allgemeiner Stillstand der menschlichen Erkenntniß entstehen, wenn irgend eine weltweise Dogmatik (die Kantische, die alle Dogmatiken verdrängte oder zermalmete, wie der selige Moses Mendelssohn sich ausdrückte, nicht ausgenommen) ohne Polemik hinfort

Philosophie und nahm viele Wahrheiten davon in seine Ueberzeugung auf; aber mit der Freyheit eines Selbstdenkers, der mit diesem Reformator in freundschaftlichem Umgange lebte, und diese Grundsätze allmählig hatte entstehen und sich ausbilden sehen, — nicht mit jener Treue des jüngern Systematikers, der sich jeden Buchstaben der neuen, ihm als wichtig erscheinenden

fort triumphiren, und die Geschichte vom Hute, dem es bis jetzt wie der Philosophie ging, widerlegen wollte? — Kann der Gott lieben, den er nicht siehet, der seinen Bruder nicht liebet, den er siehet? Aus dem Kopf in die Hand, aus der Hand in den Mund, gehet des Menschen Wissen; was indessen drüber ist, ist darum nicht vom Uebel, vielmehr kann es ergötzen und auch — wirklich nutzen. Niemand sah Gott, und wer kann ihn, der ein Geist ist, sehen? Die ältesten Vorstellungen von Gott und dem, was man göttlich nannte, begriffen alles Große, Ungewöhnliche, Auffallende, Unerreichbare in sich, was eben daher Bewunderung, Erstaunen und Furcht erregte. Der Stifter der christlichen Religion stellte die Gottheit unter dem Bilde eines liebenden Vaters vor, der nur Menschenliebe verlangt, — und in der That, nicht Unbegreiflichkeit, sondern Gemeinnützigkeit ist das Kennzeichen der Wahrheit, und nicht stolze Verstandesaufgeblasenheit, sondern Tugendthätigkeit ist Aufklärung." —

Philosophie eigen zu machen sucht, und, da er noch wenig von andern Systemen kennt, mit jugendlicher Wärme und Hang zum Bewundern das ihm Neue als Unerhört und Unwidersprechlich umfaßt.

Kein Freund von systematischem Zusammenstellen seiner Meynungen in seinen Büchern, war er auch nicht vollkommen übereinstimmend in seinen Aeußerungen über dieselben Gegenstände zu verschiedenen Zeiten, welches daher rührte, weil überhaupt kein abgeschlossenes, festes System der Meynungen in seinem Gemüthe und in seinem Innern lag. Mit der Leichtigkeit, die großes Talent giebt, spielte er mehr mit manchen Untersuchungen und philosophischen Hypothesen, die weniger talentvolle Menschen mit trübem Ernste als ein mühsames Tagewerk betreiben, oder auch speculativere Köpfe und ruhigere Forscher strenger verfolgen und bis zur Evidenz zu bringen suchen; er nahm sie auf und ließ sie fallen, wie es eben der genialische Gang seiner Vorstellungen mit sich brachte. Die rhapsodische Art, wie ein so belasteter Geschäftsmann philosophische Untersuchungen anstellen konnte, gab ihnen diesen eklektischen Charakter noch mehr. Dazu war er

ein

ein Mann der Phantasie; diese überwog in ihm alle andern, freylich auch sehr reich und stark vorhandenen Seelenkräfte, und gab ihm in sittlicher und wissenschaftlicher Rücksicht den Charakter, den wir von ihm finden. Mit tiefdringendem Scharfsinn ausgestattet, erkannte er in den Stunden, wo er sich die Kräfte der menschlichen Seele, die Unsterblichkeit, die Gottheit, das Christenthum und dergleichen reichhaltige Theme zum Nachdenken nahm, — die Wahrheit so, wie sie sich ähnlich scharfsinnigen ruhigen Forschern darbietet; erwachte dann aber seine Phantasie, vergegenwärtigte sie ihm den Gegenstand isolirt, so machte ihn ihr Feuer zum Schwärmer, und ihre Eingebungen über dieselben Gegenstände und die daraus folgenden Aeußerungen standen mit den Resultaten jener ruhigen Stunden im Widerspruch. Seinem scharfen Blicke konnte diese Disharmonie seiner Vorstellungen nicht entgehen; dann versuchte er es, sie so gut als möglich in einige Uebereinstimmung zu setzen, und merkte er, daß sich dieß nicht bewirken ließ, so tröstete er sich, wie in andern Fällen mit dem sittlichen Unvermögen des Menschen, so hier mit dem intellectuellen, und fand sich auf diese Weise mit den Anforde-

rungen seines Innern, die der Natur der Seele nach auf Uebereinstimmung, auf Wahrheit, dringen, durch diesen Handel in Pausch und Bogen ab. Praktische Geschäfte, deren Wichtigkeit keinem Zweifel unterworfen war, und die eben dadurch so viel würdiger erschienen als jene Untersuchungen, verdrängten nun die Meditation und verwischten in etwas den unangenehmen Eindruck, den ihm dieß Schwanken hinterlassen mußte.

Sein Glaube an gewisse Ahndungen kann hiervon zum Beweis dienen. Philosophisches Nachdenken hatte ihn von dem Ungrunde derselben überzeugt, aber seine Phantasie machte sie ihm wieder glaublich. Wir haben oben gesehen, wie er sich in seiner Selbstbiographie und in dem Vermächtniß darüber ausdrückt; er glaubt über diese Punkte ganz aufs Reine zu seyn; und doch erzählt er mit sichtbarer Vorliebe jenen Fall, der seinen Eltern begegnet seyn soll; und so blieb zeitlebens eine Neigung in ihm, Vorbedeutungen und Ahndungen aufzuspüren und an sie zu glauben, so daß ihm dadurch viele, viele Lebensfreuden, die er hätte genießen können, verdorben wurden und ihm oft diese Grillen den Frieden aus seiner Brust

jag-

jagten. Als treusten Commentar seiner schwarzen und dunkeln Vorstellungen über diesen dunkeln Gegenstand kann man dasjenige ansehen, was er, übrigens mit unvergleichlicher ästhetischer Wirkung und bewundernswerther Darstellungsgabe, in den Lebensläufen von den sonderbaren Umständen beym Tode seiner Mutter erzählt. (IV, 65—96.)

In dem 1779 erschienenem zweyten Theil der Lebensläufe kömmt die Summe der Kantischen speculativen und praktischen Philosophie oft mit denselben Ausdrücken vor, worinn sie Kant späterhin (denn 1781 kam die erste Ausgabe der Kritik d. r. Vernunft heraus) aufstellte. Hiervon ein Mehreres weiter unten, wenn von Hippel dem Schriftsteller die Rede seyn wird. Diese Hauptsätze der Kantischen Philosophie scheinen in der That seine Ueberzeugung gewesen zu seyn; aber, wie schon erinnert ist, nicht ängstlich nachgesagt und nachgedacht, sondern mit Freyheit, und amalgamirt mit seinen vielen eignen Vorstellungen. Es war ihm im Reden und Schreiben über philosophische Gegenstände die Manier eigen, die Gründe für und wider eine Meynung vorzutragen; in seinen Schriften bediente er sich hierzu der dialogischen

Form

Form, oder er legt es einer seiner historischen Personen in den Mund, und entgeht so der Nothwendigkeit, sich für eine von zwey entgegengesetzten Meynungen zu entscheiden. So wie dieser Vortrag philosophischer Sätze, so war in vielen Punkten seine eigne Annahme; er betrachtete das Für und Wider, und schob es noch auf, ein Resultat als Ueberzeugung anzunehmen, ohne deshalb ein Skeptiker heißen zu wollen [m]).

Auf

m) Vergl. Lebensl. II, 241. „Große Köpfe stiften viel Gutes, allein auch wahrlich viel Unheil; denn sie werden verehrt und niemand untersteht sich weiter zu gehen. Sie sind ein Wall, den kein Remus zu ersteigen sich unterfängt. Jeder Mensch hat einen Hang, seine Meynungen andern mitzutheilen, und der Gelehrteste ist nicht gleichgültig gegen das Urtheil seiner Wäscherin und seines Ofenheizers. Die Methode ist dogmatisch über apodiktische Wahrheiten, und dieß ist die Methode der Unterweisung und Behauptung. Die Methode ist aber skeptisch-polemisch, wo man erst untersucht, ob etwas apodiktisch heißen kann; dieß ist die Methode der Untersuchung, Beprüfung oder Kritik. Die polemische Methode ist die Läuterung, das Sterben, die Verwesung in der Erkenntniß, ehe wir zum Licht und Leben kommen. Die skeptische Philosophie ist hiervon verschieden, von welcher wir

oben

Auf gleiche Weise war es mit seinen Ideen über Christenthum beschaffen. Er hatte sicher sehr gereinigte Vorstellungen darüber; aber zuweilen malte ihm die Phantasie die dunkeln Gefühle seiner Jugend vor, und dann spricht er so darüber, daß man seine Urtheile mit der ganz gewöhnlichen Anhänglichkeit ans Alte, und mit den Klagen, die so oft eine beschränkte Einsicht und Erfahrung über den Verfall der Religion führen, verwechseln könnte. Oft streift sein durch Phantasie verschönertes und belebtes philosophisches Räsonnement so leise auf dem Scheidepfad zwischen schwärmerischen Mysticismus und dem von Vernunft gerechtfertigten Gefühl lebhafter, poetischer Menschen hin, daß gerade diese seltenere Vorstellungsart und die glückliche Gabe, sie in passende Worte zu kleiden, es ist, die ihm den mehresten Beyfall erwarb, und bey der alle ähnlichgestimmte, das Unsichtbare auch liebende Seelen sympathetisch einklingen.

Um

oben loco congruo schon ein Wörtchen gewechselt haben. Zweifeln und sein Urtheil aufschieben ist so unterschieden, als vorurtheilen und nachurtheilen."

Um dieß zu vergegenwärtigen, mögen hier seine Ideen über das Gebet stehen, wie sie sich in den Kreuz- und Queerzügen (II, 129) finden. Es ist vom Genius des Socrates die Rede, gegen den einiges eingewendet wird; dann fährt er fort: „Darum ist indeß nicht allem Unbegreiflichen das Leben abgesprochen. Socrates ließ sich nicht in die Gäng- und Gäbe-mysterien einweihen; indeß machte er selbst Mysterien, wozu er keinem den Schlüssel gab. Vielleicht füllte dieser Umstand vorzüglich den Giftbecher, den er leeren mußte. — Ist die Gottheit ferne von einem jeglichen unter uns? Leben, weben und sind wir nicht in ihr? Können wir uns entbrechen, wenn wir Millionen und abermal Millionen Welten und ihre Sonnen am Himmel sehen, in diesem Anschauen verloren zum Schöpfer zu dringen und zu glauben, wir schauen auch ihn; können wir uns entbrechen, zu ihm zu beten und unsern Geist zu erheben zum Geiste der Geister? — Ists in dieser Begeisterung unmöglich, einer Art von Eingebung gewürdigt zu werden? und durch schnelle Einsicht, durch Ueberschauung einer Sache und ihrer Folgen eine Erscheinung zu haben? Von diesem Lichte, wie viel fehlt zum

wirk-

wirklichen Umgange unſers Geiſtes, wenn er gleich noch bekörpert iſt, mit unbekörperten Geiſtern? Jene Schnellkraft und Richtigkeit im Urtheil, iſt ſie von Prophetengabe und Wahrſage weit entfernt? Wenn man, heißt es, den Erfolg des Nachdenkens und der Weisheit oder eines glücklichen Zufalls, der zwar gemeinhin den Thoren begegnet, doch aber zuweilen auch den Weiſen aufſucht, auf die Rechnung einer übernatürlichen Wirkung ſetzet, ſey man ein Schwärmer. Wer kann aber ſicher in ſeinem Urtheil ſeyn, ob es Zufall, Erfolg des Nachdenkens und der Weisheit, oder — ob es was anders war? Ach Freund, in jeder reinen Tugend ſehen wir Gott! Sie ſtärket und kräftiget und gründet uns, um zu Weſen uns zu gewöhnen, denen dieſe durch Kämpfe und Aufopferungen errungenen Siege eine Wonne zu ſchauen ſind. Der kindliche Sinn, wozu dieſe hohe Weisheit ſich gewöhnt, verſteht die Kunſt, alles Fremdartige und jede Nebenumſtandſache zu entfernen und oft ſchon auf den erſten Blick zu finden, worauf es ankömmt; ſollten ſeine Vermuthungen, aus der reinſten Abſicht gefaßt, viel weniger als Vorherſagungen ſeyn?" —

Im

Immer spricht er so, als ob er bey aller Achtung für die Religion der Vernunft und für das moralische Christenthum sich damit noch nicht begnügen könne, und als ob aus einem höhern Christenthume dem Menschen auch eine noch höhere Tugend und Ruhe käme. Wer, wie er, in seiner Jugend Beyspiele guter und edler Menschen gekannt hat, die zugleich Fromme und Beter waren, und jenen Sieg über Leidenschaften, jenen Frieden Gottes so sichtbar mit sich herumtrugen, und das Gemeine und Alltägliche durch religiöse Sprache veredelten, — wer solche ehrwürdige Erscheinungen aus der Jugendzeit mit poetischem Sinn erhöht und zu heiligen Gestalten umbildet, — der bleibt immerfort mit Achtung gegen das Christenthum erfüllt, das jene Menschen zu einer solchen Lebensweise brachte. Besonders erwachen diese Gefühle wieder beym Anblick fremder Andacht oder alter frommer Gebräuche, und die angeschlagenen Saiten tönen dann lange fort. So sprach Hippel oft mit seinen Vertrauten über seinen Aufenthalt zu Herrenhut, die dortigen Gottesverehrungen und den Kirchhof, und jedesmal erschien sein Gesicht dabey in verklärter Gestalt und der Anflug von

Melan-

Melancholie, der selten fehlte, verschwand. Daher auch der Vorzug, den er in den Lebensläufen, (III, 162—231) da, wo der Gottgläubige und der Christ einander gegenüber gesetzt werden, diesem letztern ertheilt; daher (ebendas. S. 76) jene zugleich so tolerante und dadurch rührende Bemerkung des Todesgrafen, indem er eins seiner Sterbensbilder commentirt: „Sollten Sie denken, meine Herren, es ist ein bloßer Gottverehrer, der, wie er mir bekannt hat, den lieben Gott blos in seiner lieben gütigen Natur gesehen, gekannt und sich drob gefreut hat; denn Gott ist nicht ferne von einem jeglichen. Den feurigen Busch der Religion hat er nicht gesehen. Er blieb seinem Naturglauben und Vernunftskatechismus, der nur Einen Artikel hat, treu. ‘Ich kann nicht, sagte er, wenn ich gleich wollte; allein ich habe keinen in seinen drey Artikeln gestört, keinem seinen Katechismus im Spiel abgewonnen, keinem geschwindes Witz- oder langsam wirkendes Verstandsgift eingegeben, keinem in seinem Thun und Lassen einen Stein des Anstoßes in den Weg gelegt. Ich hielt viel für Gotteslästerung, was andere für Gottesverehrung hielten, — ich — ’ — Besonders war es,

bemerkte der Graf, daß er das ich unendlich oft und viel aussprach, und mit seinem ich hinten und vorn war. Er blieb auch im ich; er stieß sich das Herz daran ab. Mit dem lieben ich! — Die Herren Naturalisten im guten Sinne, dabey blieb' ich, fuhr der Graf fort, halten sich selbst für kein Kleines. Ihre Seele wenigstens ist ihnen ein Stücklein lieber Gott, wie wir Christen denn auch darinn nicht ganz in Abrede sind, allein wie? — Man könnte die Deisten Seelenverehrer nennen; bald hätt' ich Seelenabgötter gesagt; — allein seht nur die Miene des Gestorbenen? Ist da wohl Abgötterey drinn — ich mag keinen Stein aufheben wider ihn." —

Er besuchte den Gottesdienst regelmäßig; der kirchliche Gesang begeisterte ihn; schon den Sonnabend vorher ließ er sich nach den zu singenden Liedern erkundigen. — Nach seiner Rückkehr von Danzig schien in seinen religiösen Gesinnungen und Verhalten eine Veränderung vorgegangen zu seyn, ohne daß diejenigen, die auch dort immer um ihn waren, eine Veranlassung dazu oder einen Abschnitt entdecken konnten. Er hatte bis dahin regelmäßig den Pfarrer Fischer (den Verfasser der Homilien)

oder

oder den KR. Borowski predigen hören; nach seiner Zurückkunft geschah es nur noch wenigemale und unterblieb bald ganz. Ließen seine Freunde einen Wink darüber fallen, so wich er den Erörterungen aus. Er sprach zuweilen schwankend von der Fortdauer nach dem Tode, und in seinen letzten Tagen fühdte er die Gründe, die man dagegen geltend zu machen sucht, auf eine Art an, die ungewiß ließ, ob er ihnen beytrete. Aber eben, weil seine Aeußerungen unbestimmt waren, so läßt sich hiervon so wenig, als von der gleich vorher erwähnten, seit der Rückkehr von Danzig eingetretenen Veränderung etwas weiteres sagen. —

Herrschend war in seinen frühern Meditationen die Idee, daß endlich einmal das Menschengeschlecht einsehen würde, was zu seinem Frieden diene; daß Aberglaube, Selbstsucht und Laster verschwinden, und Duldung, Liebe und Genügsamkeit unter den Menschen allgemeiner seyn würden. Dieß Reich der Vernunft nannte er mit dem biblischen Ausdruck das Reich Gottes, und es sind immer schöne Stellen in seinen Büchern, wo er wünscht und betet, daß es kommen möge, dieß Reich Gottes.

tes n). Gleichwohl spricht er in einer andern Stelle, oder läßt vielmehr einen von ihm hochgestellten Charakter ganz so sprechen, wie die, welche an einem Fortschritte der Menschheit verzweifeln. (Kreuz- und Queerzüge, II, 283.) „Der

n) S. Lebensläufe III, 49. „Laßt uns also tolerant seyn, und in allem dem Geist, dem Wesen nachspüren, bis Ein Hirt und Eine Heerde wird. Hosianna, gelobet sey diese Zeit, die da kommt im Namen des Herrn. Das Christenthum ist die einfachste Religion auf Gottes weitem Erdboden, so wie der Geist einfach ist, u. s. w. — Ferner: III, 229. 264. — Reich Christi, IV, 241. — Ueber die hiermit leicht zu verbindende Vorstellung von verbesserten Staaten s. Lebensl. IV, 183. welcher Band im Jahr 1781 erschien: „Was ist glaublicher, als daß die Menschen über kurz oder lang zu allgemeinen Weltgesetzen kommen werden, wo jedem Staat sein bescheiden Theil angewiesen ist, und wo, wenn der eine weiter gehen will, er alle übrige vereinigte Staaten wider sich hat. Dieß verbesserte Völkerrecht, möcht' es doch bald kommen! Wie weit näher wären wir alsdann schon dem Ende des Vaterunsers, als jetzo! Man könnte von dieser körperlichen Theokratie, von dieser Welt-Regierungsform sagen: Es ist eine Heerde und ein Hirte! Allein auch selbst alsdann ist noch alles leiblich! Geistlich wird es seyn, wenn wir selbst diese allgemeinen Gesetze nicht mehr brau-

„Der Mensch ist collective kein Haar breit anders, als er von Anbeginn war; die Schminke ist verfeinert und ein wichtigerer Handlungsartikel geworden, auf den mit der größten Sicherheit zu speculiren ist.“ — War diese spätere geänderte Meynung etwa die Folge davon, daß sein Glaube an ein baldiges Reich Gottes durch so viele gestörte Hoffnungen kleinlaut zu werden anfing? —

In allem ging sein Denken und Philosophiren auf das Praktische und Nützliche. „Heißt Genie Weisheit?“ sagt er in seinem letzten Buche (Ueb. d. bürgerl. Verbesserung d.

brauchen, wenn der göttliche Codex eintritt, wenn der Glaube an Gott schon alles in allem ist! — Um sich die Sachen noch begreiflicher zu machen, kann man den Redegebrauch der Theologen beybehalten. So wie die Welt jetzt ist, könnte man sie das Reich der Allmacht nennen. Das Reich der Gnaden wäre die körperliche Theokratie, wenn die Menschen anfingen, allgemeine Weltgesetze zu machen, wohin es gewiß kommen müßte, wenn der gemeine Mann zu mehrern Kenntnissen käme, als er jetzt hat. Das Reich der Herrlichkeit wäre jenes Reich der Möglichkeit, wo wir alles um Gottes Willen thäten! — wo! — “

Weib. S. 247.) „Wörterkram und Sophisterey Vernunft? Alles, was nicht auf gesunden Menschenverstand und moralische Religion berechnet werden kann, ist nicht wahre Weisheit und ächte Vernunft.“ — Er stimmte überall und mit männlichem Muthe für die ganz freye Mittheilung jeder Meynung über Sachen der Religion und des Staats, und es ist erfreulich zu sehen, mit welcher Kraft und Wärme ein so tiefblickender, wohlwollender, die Menschen und den Staat liebender Mann, der übrigens aber doch so gern herrschte, es so gern sah, wenn andere sich nach ihm richten mußten, dennoch die Sache der Mittheilungsfreyheit vertritt. (Zimmermann der I. und Friedrich II. S. 164.) „Die Thoren, heißts in der Bibel, sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! Die Weisen reden ohne alle Heucheley öffentlich über diesen Gegenstand, sagen ihre Zweifel und ihre Wahrscheinlichkeiten, und wer von ihnen war je so frech, selbst in seinem Verstande zu sprechen: Es ist kein Gott! Kein Weltgrund! denn eben durch diese Behauptung würde er den Namen eines Weisen aufs Spiel setzen. Ueber die That findet man indessen heut zu Tage keine Bedenklichkeit, nur über den

den Namen wird man roth in dieser Wortwelt! Der Heuchler ist unter den praktischen Atheisten der erste und abscheulichste; denn wie wenig sind, die Durchsicht genug haben, ihn dieses Verbrechens zu zeihen, wenn er sich mit Worten wohl vorsieht und fein säuberlich ziert. Es ist gewiß ein unmenschlicher Gedanke des göttlichen Plato, wenn er in seiner geistigen Abderitenrepublik des Dafürhaltens ist, daß die Menschen ihres eignen Bestens wegen hintergangen werden könnten. Betrug ist Betrug! Dagegen ist der christliche Ausspruch des unchristlichen Königs Friedrichs des Zweyten unsterblich: Bey mir kann jeder glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Denn der Stifter der christlichen Religion sagt desgleichen: An ihren Früchten sollt' ihr sie erkennen, Nicht die Herr! Herr! sagen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel! — Aufs Handeln, aufs Thun und Lassen, auf den Lebens- oder lebendigen Glauben an Gott, der durch Liebe werkthätig ist, kommts an, und so wie Leidenschaften durch keine Gesetze erstiket werden können, da die menschliche Natur sich nicht umschaffen läßt, so besteht die christliche Tugend im beständigen Kampfe. Nicht

als ob ichs ergriffen hätte, sondern ich jage ihm nach, ob ichs auch ergreifen würde. Auch im Alter meldet sich der alte Adam, und wenn man nicht ein Tugendtaschenspieler seyn und die Mittel, welche uns Vernunft, Gewissen und Christenthum lehren, wodurch man zu Gott und zur Tugend kommen kann, für die Tugend selbst, vermittelst eines Hocuspocus, auszugeben die kunstreiche Dreistigkeit hat, so wird man bekennen, daß Menschen nie aufhören können, und ich setze hinzu, nach der Welteinrichtung nicht sollen, — Menschen zu seyn." — (Ebendas. S. 129.) „Was befürchtet ihr, Furchtsame, von der Seelen-Nahrung und Nothdurft, der Preßfreyheit? Betrift sie Sachen, so sey es jedem erlaubt, zu sagen, was er will. Die Religion hat gewiß, so wie alles, was groß war und zu werden verdiente, mehr durch Feinde als Freunde gewonnen, und so werden auch die Wächter des Staats aus jeder Schrift Vortheil ziehen, welche die Staatsverwaltung, es betreffe ein Fach, welches es wolle, angeht. Aus seinem Umgange wähnt man den Menschen beurtheilen zu wollen; allein ein weit sicherer und untrüglicherer Schlüssel zum Herzen des verschlossenen Mannes ist,

ihn

ihn aus seinen Feinden zu beurtheilen. Was müßte das für eine Wahrheit seyn, die das Licht nicht vertragen kann?" — — —

Hippel war durch eigne Kraft ein reicher und vornehmer Mann geworden. Er hatte sich seine Glücksumstände durch Talent und Fleiß selbst gebaut, und gewann die Idee, immer reicher zu werden und noch höher zu steigen, bis zur Leidenschaft lieb. So wie nun dieß nur durch ein fortgesetztes sehr planmäßiges Betragen möglich ward, so erhielt sein Charakter und sein Benehmen gegen andere dadurch seine Eigenthümlichkeiten. Wir sahen ihn als Jüngling mit dem Mangel kämpfen; bald aber, nachdem er in das bürgerliche Leben eingetreten war, fing er an, mehr einzunehmen, als er ausgab, gewann den Sammlergeist, und vermehrte nun sein Vermögen so schnell und so ansehnlich, daß er, der mit nichts anfing und durch außerordentliche Glücksfälle nichts zugeworfen bekam, mehr als 140,000 Thaler hinterließ. Schon als Advocat nämlich hatte er eine sehr ausgebreitete und noch mehr ansehnliche Praxis. Nicht die Processe, sondern die außergerichtlichen Geschäfte waren die Goldgruben, aus welchen er reichlich schöpfte.

Seine Praxis, besonders bey dem Commerzcollegio, und seine Bekanntschaften unter dem Handeltreibenden Theil des Publicums, hatten ihn mit einer Erwerbsquelle bekannt gemacht, die bey dem Anfange seiner Advocatur eine der ergiebigsten in jener Gegend war, und von Mehrern benutzt wurde; diese bestand in dem Ankauf Memelscher Reverse gegen ein Disconto von ansehnlichen Procenten. Dazu kam, daß er die strengste Ordnung bey seinen Einnahmen und Ausgaben hielt, besonders in den spätern Jahren; denn so wenig auch sonst Rechnen seine Sache war, so wußte er hier, wie in vielen andern Verhältnissen, die Beyhülfe Anderer, deren Ergebenheit an ihn, an sein Interesse, er genau kannte, zu benutzen. Er hatte selten 50 Thaler baar vorräthig; so bald eine Summe von diesem Betrag oder drüber einging, so wurde sie in die Bank geschickt. Sparsamkeit und Ordnung in allen übrigen Verhältnissen eines kleinen, für einen einzelnen Mann eingerichteten Haushaltes, thaten das Uebrige.

Eben so gelang es ihm auf dem Weg zu Ehrenstellen. Er suchte wichtige Aemter, und durch seine Talente, durch seine große Vorsichtigkeit

tigkeit und das bereits erworbene Vermögen stieg er von einem zum andern; selbst die höchsten Stellen in seinem Vaterlande schienen ihm nun erreichbar und reizten seinen Wunsch. Das Gelingen seines Strebens nach jenen beiden Zielen, nach Reichthum und politischer Wichtigkeit, gab ihm immer mehr Zutrauen zu seinen Kräften, so lange sie nicht getheilt wurden, und so wurde dadurch theils seine Ehelosigkeit bewirkt, theils eine sich immer gleichbleibende, künstlich geleitete und zum Theil verdeckte Verschlossenheit, zu welcher er schon durch sein cholerisch-melancholisches Temperament hinneigte, die aber durch seine im Grund isolirte Lage und durch sein planmäßiges Aufstreben noch vermehrt wurde.

Jene Denkweise nämlich hatte den übrigens so tieffühlenden, so richtig sehenden Mann verhindert, daß er nicht in den frohen, unbefangenen Jahren sich verheirathete, wo es im Durchschnitt genommen am besten gethan ist. Er hatte mit so einleuchtenden Gründen, mit so hinreißender Beredtsamkeit, die Verpflichtung zur Ehe und das Familienglück geschildert, mit so treffendem Spott den Hagestolz gegeißelt; aber für seine Person glaubte er hiervon

eine

eine Ausnahme machen zu dürfen, indem er wohl sah, daß eine Frau und Familie ihm auf dem Wege zu den beyden Zielen, die in glücklicher Annäherung zu denselben ihm so lieb geworden waren, mannichfaltig hinderlich seyn könnten. Ein Unverheiratheter, wenn auch anfangs in ihm das theilnehmende Herz eines Menschenfreundes schlug, trennt sich gemeiniglich im Handeln nach und nach von der Welt ab; liegt nun etwa noch ein ernster, die Schwächen Anderer durchschauender, selbstständiger Geist zum Grunde, kömmt das Gefühl von Unabhängigkeit, Reichthum und Macht hinzu: so entsteht sehr leicht ein Egoismus, der sich auch in der That dieses so geist- und gefühlvollen Mannes in hohem Grade bemeisterte. — Für Hippel hatte dieß unstreitig noch eine andere Folge, die seiner moralischen Natur und Weise und dadurch seiner Zufriedenheit nachtheilig wurde. Er, der mit einer Anschaulichkeit, wie kein Philosoph vor ihm, die Ehe und den Hausvaterstand als allgemeine Pflicht und Bestimmung des Menschen dargestellt hatte, öffnete sich durch klug ausgesonnene Spitzfindigkeiten eine Seitenthüre, um der von ihm anerkannten und so überströmend empfohlenen

Pflicht

Pflicht zu entkommen. Einmal gewohnt, sich einem allgemeinen Gesetz, welches noch dazu das Thema seiner mit Recht bewunderten Predigt ausmachte, durch feine Sophismen zu entziehen, wendete er das nun auf mehreres an, oder wurde es vielmehr gewohnt, daß ein Widerspruch zwischen seiner Theorie und seiner Handlungsweise entstand, und daß oft die schöne Harmonie zwischen Wort und That verlohren ging, die sonst diesen seltnen Mann zugleich auch zu einem der ehrwürdigsten unseres Geschlechts würde gemacht haben. — So denke dir es, du, sein Bewunderer und der du mit innigem Vergnügen seinem philosophirenden Genius horchst, — daß Hippel so manches lehrte und als Pflicht darstellte, das in seinem praktischen Leben von ihm nicht erfüllt wurde. Er sah die Palme der Seelenruhe und Tugend vor sich; in den Stunden der Meditation, wenn er sich und die Welt in seinen begeisterten Phantasieen betrachtete, und in dieser Ideenwelt weilte, wohnte, — da fühlte er die Würde und den hohen Beruf des Menschen und war entfesselt von den Banden der Erde. In diesen bessern Stunden seines moralischen Seyns und Webens unter jenen ideaIischen

lischen Gestalten war er überzeugt, durchdrungen von dem Werth der Tugend, der Herzensreinheit, der Selbstüberwindung, von der Nichtigkeit des Zeitlichen und Sichtbaren gegen das Ewige und Unsichtbare in uns; verlies aber der reizbare Mann die Einsamkeit des Nachdenkens und seinen Schreibtisch, kam er wieder in die bürgerliche, prosaische Welt, wo Gold, Ehre, Weiber auf seine Sinnlichkeit wirkten: so war diese zu sehr Despotin von seinem Ich und der bessere moralische Mensch unterlag ihr oft. Dabey aber gab seine innere Stimme doch der Tugend und Pflicht zu lautes Zeugniß, als daß er sie nicht hätte ehren und den Schein des Gegentheils vermeiden sollen. Man kann wohl sagen, sein ganzes Leben sey ein innerlicher Kampf gegen diesen, ihm ganz eigen gewordenen Hang zur Verstellung, den er in der That für böse hielt, gewesen. Dieses Ankämpfen kostete ihm manchen Seufzer, den seine Freunde bey seinem Leben auf andere Ursachen schoben, und ihm darüber ernsthaft und lachend manche Vorwürfe machten.

Einer solchen Seele, wie die seinige war, so tieffühlend, so für die Andacht, für jede erhabene Empfindung gestimmt, was mußte der

nicht

nicht die Freundschaft seyn, und wie hingerissen und hinreißend spricht er nicht von ihr in seinen Schriften! Sein gutes Schicksal hatte ihn in einen Kreis sehr geistreicher und edler Männer geführt. Hamann, dieser seltne hochpoetische Kopf, dieser ausgezeichnete Mensch gehörte darunter; der Umgang mit ihm hat auf die frühern Jahre Hippels einen Einfluß gehabt, den man vergebens demjenigen zu schildern suchen würde, der nicht ein Bild von Hamann aus dessen originellen Schriften schon in sich trägt; Scheffner, Kant, Jensch, Borowski, Deutsch, Fischer, Lauson *), und noch einige, waren

*) Joh. Georg Hamann, der durch viele kleine originelle Schriften bekannte ehemalige Packhofinspector zu Königsb., Vater des rühmlich aufgetretenen dortigen Schulrectors, Joh. Michael Hamann; — Joh. Georg Scheffner, Kriegsrath, Verf. der freundschaftlichen Poesien eines Soldaten, 2te Ausg. 1793. und mehrerer Gedichte und Schriften; — Immanuel Kant — hic nomen, fama ubique! — Jensch, Criminalrath; — Ludw. Ernst Borowski, Kirchenrath und Pfarrer an der Neurosgärtischen Kirche, ein verdienter vaterländischer Literator und Verf. vieler Schriften; — Deutsch, Kriegsrath. — Karl Gottlieb Fischer, Pfar-

ren Glieder eines Zirkels, den gegenseitige Achtung für Talente, den Geist und Vertraulichkeit unter sich und mit Hippel vereinigt hatte. Daß er unter seinen Freunden den Kriegsrath Scheffner ausgezeichnet hoch hielt, wissen wir schon aus seiner Selbstbiographie, wo er ihm so rührend huldigt; und auch in den Lebensläufen i. a. L. ist der Herzensverbindung zwischen diesen zwey vorzüglichen Menschen an mehrern Stellen ein schönes Denkmal gesetzt worden, aber nur Wenige wußten bis jetzt die leere Stelle mit dem wahren Namen auszufüllen. (Lebensl. B. II. p. 81)

„Noch

Pfarrer des kön. großen Hospitals zu Königsberg; gedruckt ist von diesem trefflichen Manne eine Preißschrift über die Synonymen (s. Schriften der deutschen Gesellsch. in Manheim, B. IX. S. 77—270. 1794.) und drey Bände Homilien, die mehr bekannt zu werden verdienen als hundert ähnliche Bücher. (Sein Name fehlt in der 5ten Ausg. von Meusels g. T.) — Joh. Friedr. Lauson, der schon in Hippels Jugendgeschichte erwähnte ehemal. Licenteinnehmer und Dichter in Königsberg. — Wie Schade, daß wir nun der ausführlichen Schilderung dieser Männer von seiner Hand, so wie er sie in der Fortsetzung seiner Selbstbiographie zu geben gedachte, entbehren müssen!

„Noch eins! Mein Vater sagte: wer einen Brief schreibt, muß glauben, er schriebe ihn an die Welt; und wer ein Buch, ich sag' ein Buch schreibt, schreib' es einem guten Freund, wenn man nicht in beyden Fällen alltäglich seyn will. Ich ergreife dieses Noch eins als eine erwünschte Gelegenheit, um meinem Leser auf Ehre zu versichern, daß ich dies Noch eins nicht aus den Augen gelassen und dieses Ganze an Einen gerichtet habe." — (pag. 83) „Mein Einer, an den ich dieses Buch geschrieben, ist mein lieber getreuer — —, den auch ich getreu lieben werde bis in den Tod. Dieses ganze Buch ist eine Dedication, eine Zuschrift in Rücksicht auf ihn, ein Brief mit einem cachet volant p)." — Am Schluß jener Handschrift, aus der oben das Vermächtniß an seine Familie mitgetheilt wurde, hatte Hippel noch auf einem Blatte notirt, daß dieses moralische Testament für seine Familie geschrieben sey, nennt aber zugleich auch diejenigen, denen es außerdem noch mitgetheilt werden könne; und so ist jene Stelle als ein Zeug-

p) Vergl. Lebensl. IV. 199. 591. 626. 643. und die Stelle im vorig. B. des Nekr. S. 249.

Zeugniß anzusehen, wer unter den Lebenden um die Zeit jener Abfassung (um d. J. 1789—90) ihm vorzüglich werth war: „Meinem Johannes, vulgo Johann Georg Scheffner, dessen ich in allem, was ich geschrieben, gedacht, habe ich diesen Aufsatz selbst behändigt, und würde auch kein Bedenken tragen, ihn meinen andern Kopf- und Herzensfreunden — ich gehe nach dem Alphabeth — Hrn. Deutsch, Hrn. Fischer, Hrn. Hamann, Hrn. Kant lesen zu lassen. Beym Schluß fiel es mir ein, daß ich schuldig sey, dieser meiner Freunde, denen ich in meinem Leben eine weitläuftigere Beschreibung widmen will, auch hier zu gedenken, hier an diesem Orte, wo ich ein Unter uns angerichtet, weil diese meine mir werthen Freunde so oft unter uns mit mir gewesen. Auch muß ich noch des mir unvergeßlichen Lauson gedenken, der, so wie Scheffner, alles gelesen hat, was ich geschrieben habe, der indessen nur vorzüglich auf Sprachrichtigkeit sah.“ — Gleichwohl war er — so hart dieß klingen mag — nur mit wenigen unter diesen Männern vertraut, und mit keinem Freund im engern Sinne, wie man es doch von einer so gefühlvollen Seele hätte erwarten sollen.

Sie

Sie gaben sich in That und Wahrheit ihm, dem reichen, mächtigen Geiste mit traulicher Offenheit hin, und in poetischen Stunden war sein Herz von den Gefühlen der Freundschaft durchdrungen, so wie seine Feder davon überfloß; aber in der Wirklichkeit, wo er gewohnt war, als ein kluger, berechnender, Vielen vorgesetzter, Viele lenkender Handler aufzutreten, behielt er eine solche vorsichtige Verschlossenheit gegen seine Vertrauteren bey, als sich mit der wahren Freundschaft nicht verträgt. Verwöhnt durch seine Amtsverhältnisse vertraute er sich, so sehr er sie alle schätzte, keinem ganz, suchte nur jeden in Absicht auf Unterhaltung und Ideentausch zu benutzen, und da er überdieß entschlossen war, das strengste Incognito als Schriftsteller zu beobachten, so gab dieß dem ganzen Benehmen gegen seine Freunde einen solchen Charakter von Künstlichkeit und dramatischer Anlage, daß, als dieß alles nach seinem Tode ihnen zuerst bekannt wurde, alle, auch seine Vertrautesten, es sahen und mit einer gewissen Empfindlichkeit sahen, wie er auf mannichfaltige Weise mit ihnen gespielt hatte, ohne von Herz und Seele ihr Freund zu seyn. So pflegte er jedem etwas Geheimes zu sagen, mit

dem Zusatz, daß es ihm allein anvertraut sey; indessen die andern dasselbe auch wußten, nur jeder es für sich behielt. Unter andern hatte er die Gewohnheit, sich einzelne Aeußerungen oder auch ganze Gespräche mit seinen Freunden und mit Andern zu notiren, wohl vorzüglich um gelegentlich Gebrauch davon bey seiner Schriftstellerey zu machen. (Von der Art, wie er seine Freunde bey seinen Autor-Arbeiten nutzte, noch einmal weiter unten.) Er, der so sorgfältig darüber wachte, daß ihm nichts, was er zurückhalten wollte, in der Unterhaltung entschlüpfte, merkte sich mit Datum und Ort auf, was hie und da einer seiner Freunde im Feuer der Unterhaltung Frappandes und stark-ausgedrücktes gesagt hatte, aus dem Zusammenhang gerissene freye Urtheile über Andere, u. dgl. Da sich solcher Notaten sehr viele unter seinen Papieren nach einem doch nicht plötzlich erfolgten Ende fanden, so erschrickt man bey dem Gedanken, was für mancherley Uebel er noch im Tode hätte veranlassen können, wenn durch die Umstände ein Mißbrauch hiervon gemacht worden wäre. Aber auch abgesehen von dieser Möglichkeit, so ist es schon etwas Peinliches, wenigstens mit ächter Ver-

trau-

traulichkeit Unverträgliches, wenn der eine Theil die größte, planmäßigste Klugheit und Vorsicht in seinen eignen Aeußerungen beobachtet, und dabey doch manches unbefangene Wort des Andern, wenn auch nicht mit dem Geist eines Venetianischen Polizeymeisters, niederschreibt. Er machte seinen Vertrauten zur Pflicht, alle seine Billette an sie, sie mochten seine Schriftstellerey oder einen andern Gegenstand betreffen, zu vernichten; ja einige seiner Freunde, die er doch sehr achtete und nur meynte, sie wären nicht ordentlich genug, mußten sie ihm in Natur wieder zurück schicken; so weit trieb er sein Mißtrauen und wollte selbst der Möglichkeit begegnen, ihn in Verlegenheit zu bringen, während er durch die Aufbewahrung aller und jeder Briefe, auch der kleinsten Zeddel, und durchs Aufschreiben gelegentlicher Aeußerungen alle seine, ihm so ergebenen Freunde möglichen sehr großen Verlegenheiten aussetzte. Man kann nicht sagen, daß er einen üblen Gebrauch davon machte; aber man darf sich auch nicht wundern, wenn seine Freunde durch diese Entdeckung nach seinem Tode nicht erfreut wurden. Vergebt ihm, ihr Edlen, diese Eigenheit seines Wesens! Sein Geist war nun ein-

mal ungewöhnlich; aber sein Wille ging doch nicht dahin, andern zu schaden. Erkannte er nicht auch wieder den Werth seiner trefflichen Freunde mit der ganzen Fülle seines starken Gefühls, mehr, wie ihn mittelmäßigere Menschen je erkennen und fühlen können? Was er in einer der Freundschaft heiligen Stunde einst niederschrieb (s. den vor. B. des Nekr. S. 249 und 50.), möge Euch versöhnen, damit ihr ihn liebet im Tode, wie im Leben! — „Ein Mensch, wie Hippel, (sagte jüngst ein Mann voll Weisheit und Mäßigung) erzeuget Fehler nicht wie gewöhnliche Menschen, wenn sie auch nach ihrer Geburt wie die Gebrechen der gewöhnlichsten Menschen erscheinen. Das Höchste auf Erden hängt mit dem Niedrigsten zusammen. Je höher der Baum himmelwärts seine herrliche Krone treibt, desto tiefer unterwärts liegt seine Herzwurzel. Wir andern haben unser Göttliches und Irdisches näher beysammen; in den Ungemeinen sind Fleisch und Blut mit Geist und Herz keine so nahe, gute, treue Nachbarn. Daher haben wir auch nicht nöthig, wenn sie uns ihr Schlechtes zeigen, uns mit unterthänigem Dank dagegen zu verbeugen, so gewiß wir auch den Gemeinen, die das Ungemei-

gemeine nicht einmal verstehen, es hingehen lassen werden, wenn sie mit erbärmlicher Schadenfreude bey dem Niedrigsten an dem Hohen verweilen. Unser bescheideneres schonendes Urtheil wächst auf dem nämlichen Boden, auf welchem unser Stolz ruht. Unsere Mittelmäßigkeit, welche die großen Menschen golden nennen, weil sie in ihrer Höhe und in ihrer Tiefe ihrer, oft schmerzlich, entbehren, führt uns schlecht und recht, in Wort und That durchs Leben, nicht ängstlich bekümmert, ob wir denen, die über uns wandeln, und denen, die unter uns stehen, es jederzeit nach Wohlgefallen machen." —

Mit jener erwähnten Verschlossenheit vereinigte Hippel eine große Zuverläßigkeit in Absicht auf gegebne Versprechungen, die einen Vorzug seines Charakters ausmachte. Freylich versprach er nichts, was er nicht nach seiner Klugheit vorher reiflich erwogen hatte; aber ausgezeichnet und rühmlich war der Muth, womit er dann seine Zusage gegen jeden, selbst gegen seine Obern, behauptete. Hatte er überhaupt für sich oder für andere einmal etwas übernommen, so konnte man darauf rechnen, daß er nichts unversucht lassen würde, es auszuführ-

führen. — In einer gewissen äußern Wahrhaftigkeit trieb er es bis zu einer Art von Pedanterey, über die seine engern Freunde manchen Streit mit ihm führten, indem sie nicht wußten, daß er sie bey seiner absichtlichen Verschlossenheit und durch den Contrast von Worten und Werken, den sie nach seinem Tode gewahr wurden, beständig hinterging. — Auch seinen Vertrautesten sagte er nie etwas von seinen häuslichen oder persönlichen Angelegenheiten und hörte es nicht an, wenn sie davon mit ihm sprechen wollten. „Dieß ist unter unsrer Freundschaft!“ unterbrach er sie dann. — Geld lieh er keinem Freunde. „Bey Leibe! Freunde müssen sich kein Geld schuldig seyn!“

Wie sehr er die Weiber achtete, beweisen seine Schriften, und namentlich das Buch, worinn er mit allen, ihm zu Gebote stehenden Waffen von Philosophie und Witz alle Rechte und Vorzüge der Männer ihnen zugetheilt wissen will. Er kannte einige vorzügliche Frauen von gebildetem Geist, und schätzte das reinste freundschaftliche Verhältniß und den Umgang mit ihnen sehr hoch; auch vermochten sie vieles zum Guten über ihn, wo seine Freunde nichts ausrichteten. Daneben war er aber nichts

weni-

weniger als unempfindlich gegen die sinnliche Liebe. Ganz gegen viele beredte Stellen in seinen Schriften strebte er im Verborgenen nach einem sehr rafinirten Genuß, und Neigung zur Sinnlichkeit, zur Ehre und zum Gelde waren am Ende die Leidenschaften, die seine rastlose Phantasie peinigten, sein reizbares Gefühl in beständigem Sturm erhielten und endlich ihn vor der Zeit aufrieben, da bey seiner sonstigen Mäßigkeit und Ordnungsliebe sein dauerhafter Körper, selbst unter großen Amtsarbeiten, ihn ein langes Leben hoffen ließ. Und so bewies sein eignes Beyspiel die Wahrheit und Unverletzbarkeit der Regeln, die er selbst so einfach giebt, und die man nie ungestraft übertritt: (Kreuz- und Qu.Züge, II, 327) „Je weniger Bedürfnisse, desto mehr Genuß. Hasse keinen, liebe die Menschen. Sey, wie ein Bischof, Eines Weibes Mann; Keines oder Vieler Mann seyn, ist schädlich an Leib und Seele. Erschrick nicht über jeden Knall, ärgere dich nicht über jedes Sandkorn, das unter deinen Sohlen knistert. Leidenschaften stecken an; sie sind Tyrannen, die alles stürzen, was ihnen im Wege ist. Vergrößere dich nicht auf Kosten Anderer. Der Neid genießt so wenig, wor-

nach er strebt, als der Geiz; er schadet, wenn er gleich sich selbst nicht nützen kann. Weiche vor ihm, wie vor einer Kohle, die, wenn sie nicht brennt, schwärzt." —

Die angesehene Würde, zu welcher er sich empor gehoben hatte, war ihm sehr werth, und er strebte, wie erwähnt, noch nach höhern. Es kränkte ihn tief, Andere, die vorher etwa mit ihm gleich waren, zu höhern Stellen befördert zu sehen; der Verdruß darüber nagte an seinem Innersten und beförderte seinen Tod. Wer sollte das von dem Philosophen denken, der so oft in seinen Schriften und noch in seinem Testamente das Glück des Mittelstandes preist! So besuchte ihn einst der Sohn eines Freundes, um zu melden, daß er vom juristischen zu dem seiner Neigung mehr angemessenen theologischen Studium übergegangen sey; der junge Mensch hatte einigemal der Wollust unterlegen, und sich deshalb der theologischen Laufbahn für unwürdig gehalten; jetzt hatte ein väterlicher Freund seine Bedenklichkeiten gehoben, und nun kam er zu Hippel, um ihm seinen Uebertritt zur Theologie bekannt zu machen. Hippel freute sich lebhaft darüber, und sagte gerade, wie oben in seinem Testamente:

mente: „O daß auch ich ein Pastor bey einer Dorfgemeinde geworden wäre!“ — Da, wo er sich der Betrachtung überließ und seinen oft so lebhaften religiösen Gefühlen nachhing, war dieß letzte auch seine aufrichtige Meynung; aber er selbst war durch die lange Gewohnheit und den glücklichen Erfolg seines Aufstrebens nun zu sehr in die politische Laufbahn eingeschlossen, um durch Geringachtung des Reichthums und der äußern Ehre jenen Ueberzeugungen gemäß zu handeln, und nicht mit unruhigem Geiste immer noch weiter zu wollen. — Aus diesem planmäßigen Bemühen um die Gunst Höherer entstand sein an einem sonst so gewandten, weltklugen Manne auffallendes ceremoniöses Wesen gegen dieselben. Wenn er auch manche darunter von Grund des Herzens verachtete, so beugte er sich doch immer tief vor ihnen, und sein Betragen gegen alle Vornehme war respectvoll, demüthig, schüchtern, weil er glaubte, daß man in der Regel auf diese Art solche Personen am leichtesten gewinnen und nach seinen Absichten benutzen könne. Er hatte sich zu dieser falschen Demuth so ge- und verwöhnt, daß es ihm unbegreiflich schien, wenn er einen Andern mit hohen Standespersonen

sonen auf eine unbefangene zutrauliche Weise umgehen sah; zu einem Vorgesetzten, wenn es sich eben so fügte, in Stiefeln zu gehen, kam ihm beynah als etwas Unnatürliches vor. — Einst lud ein Minister um eines Mannes willen, der eben bey ihm speiste, auch Hippeln ein, weil er wußte, daß diese beyden sonst lange Jahre in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt hatten, und beyden dadurch einen angenehmen Mittag zu machen glaubte. Aber Hippel war nur lediglich für den Minister Auge und Ohr. Sein Freund setzte ihn nachher darüber zur Rede. „Vor den Augen eines Großen, antwortete er, ist jedes Bemerkbarmachen eines freundschaftlichen Verhältnisses irrespectuös.“ — Er scheute auch die kleinste, nur irgend denkbare, oft nicht einmal denkbare Gefahr, die ihm auf seiner Höhe hätte nachtheilig werden können. Wie mußte dieß das Herz verengen, das in den Stunden der Meditation so hoch über den Erdentand des Reichthums und vornehmen Standes erhaben war! „Unglück! ist denn wirklich Unglück in der Welt? (Lebensl. IV, 224.) Die Künsteleyen, die Bedürfnisse, welche der Mensch so mühsam suchte, haben sein Unglück gemacht. Reichthum ist nichts

wesentliches; in der im Argen liegenden Welt siehet er zwar so aus, allein er ist es nicht. Gott der Herr würd' ihn sonst so nicht vertheilt haben. Wer hat denn den Reichthum? Gemeinhin Leute, mit denen wir nicht tauschen würden. Christus war ganz und gar nicht für den Reichthum, und da er wirklich an sich etwas Unnatürliches ist, wie schwer ist es, hier ein guter Amtmann Gottes zu seyn. Gott! wende den Reichthum, wend' ihn von mir, wenn ich die Buchhalterey nicht verstehe, die vor dir gilt!" — (Seite 239.) „Vornehm werden wollen, heißt darauf ausgehen, daß man bewundert oder beneidet wird; beydes taugt nicht. Sich Glück wünschen, heißt, andere kleiner verlangen, als man selber ist; andere auf seine Kosten unglücklich wissen wollen. Solche eigennützige, strafbare Wünsche sind gerades Weges dem Gnadenreiche Christi entgegen, wo kein Kronprinz, kein Königsbruder ist, u. s. w."

Bis gegen das Jahr 1786 war Hippel in der Theorie ein entschiedener und heftiger Republikaner. Noch bey der Huldigung des Königs Friedrich Wilhelm II. ergoß er sich mit bitterer Laune über die eben entstandenen

Neu-

Neuadlichen und über den Adel selbst. Gleichwohl suchte er kurz darauf die Erneurung seines Adels, wohl mit in der Absicht, den Seinigen die militärische Laufbahn zu eröffnen, ob er gleich in dem Herzenserguß seines Testamentes späterhin dieses Standes gar nicht besonders erwähnt, noch ihn begünstigt. Ein Freund hörte von dem Gerüchte, Hippel wolle sich adeln lassen, und hielt es, eingedenk seiner vielen gerade entgegengesetzten Aeußerungen, fast für unmöglich. Bey der ersten Zusammenkunft sagte ihm nun Hippel, „er sey jetzt über diesen Punkt anderer Meynung; es sey doch für ihn persönlich nützlich, niemanden schädlich, u. s. w.“ Derselbe Freund wünschte ihm nun scherzhaft in einem alt-canzleymäßig abgefaßten Schreiben Glück, auf der Rückseite aber stand eine Fabel über die veränderte Denkungsart. Diesen scherzhaften Einfall konnte Hippel seinem Freunde nicht vergeben, und gegen einen Dritten klagte er darüber, als über eine harte Behandlung; nach Hippels Tode fanden sich auch bey ihm, der alle Papiere aufzuheben pflegte, alle Briefe jenes Freundes, diesen Scherzbrief ausgenommen. — Als oberste Magistratsperson der Bürgerschaft hätte er nie

von

von ihr sich trennen, nie sich in den Adelstand erheben lassen sollen. Ihm konnte nicht verborgen seyn, daß er als ein Bürgerlicher ein festeres und größeres Vertrauen bey der Bürgerschaft besitze, also auch mehr Gutes stiften könne. Er ließ sich demnach seinetwegen und zum Nachtheil der Bürgerschaft adeln. Gegen diesen Tadel läßt sich sagen, daß Hippel als geadelter Bürgermeister doch viel mehr geleistet habe, als irgend einer vor ihm; und da der Adel noch immer so entschiedene Vortheile, besonders auch in Ostpreußen gewährt, wo der Unadliche nicht einmal, ohne außerordentliche Begünstigung, Eigenthümer jedes Landgutes werden kann: so ist es wenigstens sehr zu entschuldigen, daß er dieses Mittel, zu den genannten und noch andern Vortheilen zu gelangen, nicht von der Hand wies, als die Annahme desselben in seiner Gewalt stand. — Seine Aeußerungen über die Französische Revolution waren auch in diesem Stücke sehr freymüthig; aber nach aller Wahrscheinlichkeit schmerzte es ihn doch im Innersten, gerade zu der Zeit in den Adelstand getreten zu seyn, wo seiner eignen Ansicht nach eine Veränderung mit demselben vorging, und wo überdieß in seinem Vaterlande

gera-

gerade so mancher geadelt wurde, bey dem sich das Wort edel nicht wohl denken ließ. Lieset man die Kreuz- und Queerzüge, die mehrere Jahre später erschienen, so kann man sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß er doch in der That seine Adelschaft nicht als Standeserhöhung angesehen habe; und nimmt man dazu, daß er in dem herzlichen, oben mitgetheilten Testamente an die Seinigen dieses Schrittes gar nicht erwähnt, vielmehr sie zum geistlichen Stande aufmuntert, und es mit klaren Worten sagt, daß es ihm leid thue, nicht in diesen Stand getreten zu seyn: so wird man geneigt, anzunehmen, daß ihm dieser um das Jahr 1787 gethane Schritt einige Zeit später und in den Stunden der ernsten, unbestochenen Ueberlegung gereuet habe, als ein Opfer, von seiner Eitelkeit dem ruhigern Verstande dargebracht. Dann tröstete er sich mit seinem, dieser Biographie als Motto vorgesetzten Ausspruche, oder mit dem, was er in den Lebensläufen (IV, 230) sagt: „Wer kann den Geist allen äußern Antrieben entziehen? diesen Geist, wer kann ihn heiligen, so wie Gott heilig ist? Wer kann ihn gewöhnen, blos nach Grundsätzen der Vernunft zu handeln? Dieser Kampf

des

des Geistes und des Fleisches ist der gute Kampf, den wir alle kämpfen. Um mich indessen in einer für mich so höchst wichtigen Sache nicht in Ungewißheit zu lassen, und mich von der Sentenz zu unterrichten, die Gott von seinem Richterstuhl über jede meiner Handlungen ausspricht, gab er mir ein moralisches Gefühl. — Vor Gott sind die Himmel nicht rein, und eine ganz absolute Vollkommenheit kann in keinem endlichen Wesen seyn. Etwas, das über die Schranken der menschlichen Natur geht, kann der Schöpfer nicht fordern. Es giebt keinen allgemein guten, und keinen allgemein bösen Menschen.“

Für einen Mann von seiner Art mußte die Fräumaurerey vieles Anziehende haben. Auch dort finden sich Wünsche und Bestrebungen, die Welt zu bessern, Vorurtheile zu bekriegen, Toleranz zu üben, ein idealisches Verhältniß zu schaffen und innige Freundschaften zu stiften; dieß alles verwebt mit religiösen Ideen, mit Rührungen und Belebungen des Gefühls — wie sollte Er gleichgültig geblieben seyn bey dieser Erscheinung seines Zeitalters! — Daß er es nicht blieb, davon zeugen öffentlich die Reden, die er als Sprecher der Loge zu den

drey Kronen, welches er viele Jahre hindurch war, hat drucken lassen; noch mehr seine Zeitgenossen und Mitbürger, und besonders diejenigen, die mit ihm in jener Verbindung waren. „Als die Loge, so schreibt er, auf Peter des Dritten Thronbesteigung ein Gedicht haben und es keinem Profanen anvertrauen wollte, so nahm man mich zum M. auf. Ein schlechtes Omen, sollte man glauben; allein ich werde es nie verkennen, und gestehe es öffentlich, der Mrey meine Menschen- und Weltkenntniß zu verdanken; in den wenigen Logen, mit denen ich in Verbindung gestanden, treffliche Männer gefunden zu haben, die gewiß nicht aus Athen, sondern aus der Welt waren. Ich war äußerst jung, da mir das Licht gezeigt wurde." — Sein Hauptwunsch bey der FMrey war, die Mitglieder zu Menschen altioris indaginis zu machen; daher pflegte er sich über die häufigen Aufnahmen sehr zu ärgern, und that mehr als einmal Vorschläge, dem Orden seine einzig wahre, d. i. die moralische Richtung zu geben. Der überall einreißende Klubbgeist, der nur auf Zeitvertreib gerichtet war, wollte sich aber durch seine Ermahnungen nicht bannen lassen. Das Mißglücken seiner Versuche brachte ihn nun

nun zwar nicht zum völligen Aufgeben, indessen kam er späterhin doch nur selten in die gewöhnlichen Versammlungen. — Seine Theilnahme an der FMrey fiel gerade in die Periode (von 1764 an), wo, außer den drey Johannisgraden, in diesen Orden noch eine Menge höherer Weihungen gekommen waren, die namentlich auch in Königsberg Eingang fanden, an welchem Orte eine Zeitlang der thätige Beförderer der höhern FMrey, Hr. Oberhofpr. Stark, ansehnliche Aemter bekleidete und Freunde hatte. Um diese Zeit verflocht sich auch Hippel in den clericalischen Orden; doch sagte er: „Ich habe durch kein Stift den Faulen und Leichtsinnigen Hoffnung geben wollen, im Alter ernährt zu werden; Arbeit ist der Weg zur Tugend.“ Gegen einen seiner ältesten Freunde, einen Prediger, äußerte er hingegen einmal, da vom geistlichen Stande gesprochen ward, er sey eben so gut ein geweihter ordinirter Geistlicher, als sein Freund. Vielleicht war es halb im Scherz gesagt, wenigstens sollte man dieß denken, wenn man die Kr. und Qu. Züge gelesen hat, die übrigens der beste Beweis sind, wie viel Hippel sich mit dem Gedanken an geheime Gesellschaften und Ordens-

ceremonien beschäftigt und vertraut gemacht hatte. Seine Ideen über die Freyen waren nicht immer dieselben, und er selbst ging viele der Träume und Erwartungen durch, welche er den Helden in den Kr. und Qu. Zügen gehen läßt. Offenbar fand sich eine reiche Quelle seiner Anhänglichkeit an den Orden in seinem Hange zur Schwärmerey und in dem verwandten Gedanken, daß es doch wohl Menschen geben könne, die aus Eingebung mehr wüßten, als alle Künste und Wissenschaften lehren könnten. Mit dem Munde verläugnete er nun zwar diesen Glauben, in der That aber verschmähte er keine Gelegenheit, sich in einen neuen Grad aufnehmen zu lassen, und selbst, wenn er die Nichtigkeit des Gesehenen und Gehörten merkte, oder hie und da ein Bruder ihn aufmerksam darauf machte, ließ er sich doch nicht bewegen, förmlich Verzicht darauf zu thun: „Warum soll ich die Fäden abschneiden? Mögen sie immer hängen bleiben; ein Fremder sieht sie nicht und mich hindern sie nicht; und wer kann mir die Unmöglichkeit einer bessern und festeren Anknüpfung in der Folge beweisen?“ — Löste sich die Geschichte von selbst auf, so mochte er nicht weiter davon sprechen und erlaubte sich

nie,

nie, darüber zu spötteln. — Er bekam Anträge, in den Illuminaten-Orden zu treten, worauf er sich aber nicht einließ, so sehr er den Stifter schätzte und ihn bedauerte. Er las die Ordenspapiere mit tausend Vergnügen, und konnte nur nicht begreifen, wie ein so wohlwollender und scharfsehender Mann zugleich solche Mißgriffe habe thun können; denn natürlich war es ihm unbekannt, daß durch Knigge's tumultuarische Uebereilungen in eine einfache und preißwürdige Schule der Tugend ganz fremdartige und tadelnswerthe Zusätze gegen Wissen und Willen des Stifters gekommen waren. — So wie Hippel in allen Fächern sammelte, so war es auch im Fache der FMrey geschehen. Von ihm hätte derjenige, der die interessante Geschichte dieser Erscheinung unsers Jahrhunderts am Ende desselben hätte aufstellen wollen, sehr reichhaltige Beyträge erhalten können; aber seine voluminöse Collection wurde bald nach seinem Tode ohne die mindeste vorgängige Revision dem Feuer geopfert. Das sogenannte gute Wort beym Oeffnen und Schließen der K. Loge ist ihm vorzüglich gerathen, und erhält nebst einigen trefflichen Gesängen sein Andenken unter den Brüdern.

Der Leser weis es schon, (s. den vor. Bd. des Nekrol. S. 247) daß er, außer seiner Gewohnheit, sich alles in Lectüre oder Gespräch ihm Merkwürdiges zu notiren, auch eine Zeitlang ein Tagebuch hielt, von 1789 an, etwa drey Jahre hindurch; also gerade in der geschäftvollesten Periode seines männlichen Alters, da, wo andere Freunde vom Tagebuchhalten gemeiniglich damit aufhören. Er hatte es sicher für sich, zum eignen Besserwerden, geschrieben, und es ist der treuste Beweis, daß es ihm in heiligen Stunden mit guten Vorsätzen Ernst war. Hier der Anfang jener Tagesdenkzeddel, — Vorrede und Selbstrechenschaft, die er sich gab, warum er sie beginne; und dann noch hie und da etwas aus diesem An sich eines so ausgezeichnetsten Menschen; sonderbar ist es allerdings, daß er, hauptsächlich in dem Vorblatte, sich oft so ausdrückt, als setze er Leser voraus; die Folge hebt aber jeden Zweifel hierüber:

„Ganz Mode wird und kann es nie werden, sich in puris naturalibus, wie H. Bahrdt sagt, daß er sich gezeigt habe und in seiner Lebensgeschichte des mehrern zeigen werde, darzustellen; am wenigsten gedruckt oder am Weltpranger. Indessen ists nicht unrecht, wenn sich Menschen selbst auf die Anatomie bringen und sich

sich zerlegen. Außer dem großen Vergnügen, das sie erwecken, stiften sie auch wahrlich mehr Gutes, als Kranke, deren Uebel die Aerzte, die man ehrt und ehren soll, weil sie Gott geschaffen hat, dem Publikum per testamentum vermachen, dergestalt, daß sie post fata den Aerzten zum Spott und andern Kranken ejusdem argumenti zum recipe dienen sollen. — Man gehe indessen auch hier den Mittelweg. Man nehme sich nicht vor, man behaupte und verspreche nicht, sich so nackend, wie wir von der Mutter Natur kamen, zu zeigen, sondern gestehe selbst, daß man ein Feigenblatt hie und da angebracht habe, um damit hie und da eine Blöße zu decken. Joh. Jac. Rousseau hat einen ganzen großen Feigenbaum zum Behuf dieser Schürzen entblättert, und ich weis nicht, ob Hr. Bahrdt, wenn nicht solch großer, doch wenigstens kleinerer Blätter sich bedienen werde, um seine Selbstbiographie auszumeubliren; die nackten Wände wird er schwerlich überall zeigen. Den Semlerschen, den Büschingschen, den Moserschen u. a. Lebensläufen sieht man es ohne Vergrößerungs- und Verkleinerungsglas an, daß sie gefertiget sind, um in einem saubern Rähmchen aufgehangen zu werden, mittelst eines schwarzen Bändchens und einer gebundenen Schleife; und doch ist auch hier viel Wahrheit, wenn gleich nicht die Hauptmoralischen Gebrechen, selbst nicht alle literarische, in puris naturalibus an ihren Ort gestellt sind.

In der That, man würde schon viel an Menschenkenntniß gewinnen, wenn man nur den Ueberrock abziehen und sich der Wahrheit und dem Wesen des Menschen mehr nähern wollte; und wie ist dieß besser zu bewirken, als wenn man sich täglich abschreibt, wenn man sich so zu sagen täglich öffentlich Rock, Weste, Oberhemde, auszieht, wenn man sich in flagranti, auf frischer That, ertappt, wenn man bey sich auf die Jagd geht und sich auflauert; ich rede bildlich, allein ich glaube eben dadurch desto besser wider die bildliche Gewohnheit begriffen zu werden. Wenn sich der Mensch Zeit und Raum nimmt, die Sache zu überlegen und durchzudenken, so wird er, besonders wenn er kultivirt und an die moralische Toilette gewöhnt ist, die Wahrheit und die Natur aus den meisten Lebensvorfällen herauspomadiren und frisiren, und durch Bänder und falsche Locken verkünsteln. In puncto puncti hat noch kein Mensch von Herzen weggebeichtet. In der Ehe selbst, wo doch Mann und Weib nur Ein Leib sind, giebts Mysterien, und ists Wunder, daß außer dem Ehebette jedes Wort, was aus der Schule geplaudert wird, ein Verstoß wider Ehrbarkeit und gute Sitten ist. „Das gehört in ein Wirthshaus, in eine Tabagie, und nicht in eine Biographie," hab' ich irgendwo gelesen. Wohlgesprochen, Hr. Recens., wenn es Worte betrifft; übel gesprochen aber, mit eurer kunstrichterlichen Erlaubniß, wenn es Sachen angeht. Schon längst war meine Idee, ein Tagesprotokoll oder ein Protokoll von Einem Tage

zu

zu ediren, und auch noch bin ich Willens, diesen Gedanken auszuführen, — so rein, wie der Tag vorfiel. Natürlich aber werd' ich einen Tag dazu aussuchen, und gewiß nicht Einen wählen, der mir zu nachtheilig ist. Gewiß wird es, wo nicht der längste oder kürzeste Tag im Lebensjahre, doch ein hoher Fest- ein Buß-tag oder des etwas seyn, wo Geist und Leib in pontificalibus sich befinden. Es so mit dem Leben zu machen, ist ganz und gar unmöglich; Hr. Kant pflegt oft zu sagen, daß, wenn der Mensch alles, was er dächte, sagen und schreiben wollte, nichts Schrecklicheres auf Gottes Erdboden wäre, als der Mensch. Gewiß ist das, was man Welt nennt, eine gewisse Lebensart, dem Menschen höchst nützlich und nothwendig. Auch der größeste Geradezu hat noch seinen Rückhalt. — Wahrlich es ist gut, daß der Mensch sich nicht ganz offenbaret, daß ein Weib gegen den Mann, ein Kind gegen die Mutter — Geheimnisse hat. Der Mensch würde vor dem andern laufen, wenn er ihn in puris naturalibus kennen sollte. Schon jetzt kann er seinen werthgeschätzten Nächsten, den er doch lieben soll, als sich selbst, nicht ausstehen, wenn dieser Nächste dann und wann einen unverdauten Bissen von Selbstlob herausvomirt, — oder wenn er einen Bemerkungsblick hat, und ihn in das Herz und die Seele des Andern, wie ein Fischer die Angel, werfen kann — denn was zieht er heraus? — — Wo gerathe ich hin? zum Hauptfundament, zum Grundstein der Lehre Jesu: reines Herzens

zu seyn; denn nur die werden Gott schauen. — Vater der Menschen, du kennst mich; du weist, ob ich an mir arbeite und ob diese Arbeit vergebens sey? — Du kennest meine Erhebungen zu Dir und wie gern ich will! —

Das probateste beste Mittel ist, fleißig zu seyn. Denn wer an sich zu viel denkt, mit sich zu viel umgeht, verdirbt nicht nur die Zeit als ein Spieler, sondern ist auch wahrlich in keiner guten Gesellschaft. „Besser allein, als bey schlechter Gemein," ist des Reimes wegen nicht übel, und kann auch wohl in vielen Fällen die hellste reinste Wahrheit seyn; allein auch in uns wohnet, wie St. Paulus spricht, nichts Gutes. — Wer nicht durchaus fleißig seyn, das heißt, sich von sich entfernen kann, thut tausendmal besser, in Gesellschaft zu gehen, als zu Hause zu bleiben. Die Einsamkeit hat sonach die größten Männer, die größten Narren und die größten Bösewichte erzeugt, empfangen und geboren, und die Gesellschaftsmenschen sind noch, caeteris paribus, die leidlichsten. Es würde aus manchem ein Cartouche worden seyn, der jetzt höchstens ein Leutschänder ist. Ich diene vorzüglich mit aus dieser Reflexion, weil der Dienst das leichteste ist, womit man sich beschäftigen kann, — Habergrütze, wenn anderes Studium ein Rindbraten heißen könnte. — Freund S. hat mir noch ein Mittel gesagt, das er in dieser Hinsicht gebraucht, und das auch bey seinem weisen Humor, womit er zur Welt gekommen ist, für ihn ganz gut seyn mag, ganz und gar an nichts zu denken. Unmög-

möglich ists denn nur nach meiner Meynung in alle Wege, alles Denken von sich zu entfernen; allein ich stelle es mir so vor: er wird wo einem Verschen nachjagen, einer leichten Idee, einer Haus-, Garten- und Wirthschafts-Verbesserung. Wohl ihm, daß er damit bey sich Selbst abkommt! Wohl ihm, dem lieben braven Johannes! Ich kauf es mir so wohlfeil nicht; ich muß alles im Superlativ haben, so daß ich von jeher vor Schwärmereyen mich nicht sicher geglaubt.

Nun will ich schließen — und wenn ich alles in Erwägung nehme (denn wer kann für seine Erben und Erbnehmer stehen! sind es denn nicht auch Menschen?), so werd' ich, wenn ich noch einmal diese Selbstpostille gelesen und vielleicht hie und da ein Körnlein ausgelesen habe, das ganze Werk verbrennen 9) — nicht dessentwegen, was von mir, sondern was wegen anderer darin vorkömmt. Dieser Gedanke krönt, wie ich glaube, das ganze Werk!" —

(So weit die Vorrede, die er niederschrieb, als er diese Tagesblätter anfing. Was darin enthalten war, kann man sich denken; Winke, die sich auf individuelle Verhältnisse beziehen, Neuigkeiten, die in der Gesellschaft mitgetheilt wor-

9) Dies hat nun schon einer seiner Freunde gewissenhaft verrichtet. Das, was noch andern nützen kann, oder zur treuen Charakterisirung des merkwürdigen Schreibers beyträgt, ist in dieser Biographie benutzt. Das Uebrige war nur für ihn geschrieben, und ist nun, was er ist, Asche.

worden waren, Gespräche, Tischreden, Bemerkungen des scharfsinnigen Mannes, die dadurch veranlaßt wurden, und dgl., alles im unbefangenen, traulichen Ton, sich, wie er oben sagte, größtentheils auf andere beziehend, weniger auf ihn selbst. Hier noch einige gerettete Worte aus jenen der Vergessenheit gewidmeten Blättern:)

„d. 13. Jan. 90. Bey der Gräfin N. ward an der Tafel von der Lebensweise der Engländer gesprochen. Des Abends um 5 Uhr geht man in England (muß heißen, in London) zu Tische und des Mittags um 12 Uhr sind noch viele Häuser zu, wie bey uns des Nachts. Wahrlich verkehrte Welt! wie ists möglich, daß eine so kluge Nation so umgekehrt verfahren, und sich Gottes Licht auslöschen und ihr eignes Licht anzünden kann! — — Jetzt bin ich zu Hause und zähle nach, wie weit ich schon getagebuchet habe. Es geht in den fünften Monat. Ich habe große Lust, dieß Tagebuch immer fortzusetzen. — Zuweilen mache ich mir noch den Vorwurf: Tagebuch! Allein warum denn nicht? Der Mensch, der aus Leib und Seele besteht, stellt immer zwey Personen dar, und schwerlich wird man in dieser Kladde mehr finden, als dazu gehört, um mir nach Ablauf einiger Zeit eine Lebenswiederhohlung zu machen. Confessions- und Beichtandachten sinds nicht. Oft eine erbauliche Betrachtung überm Besenstiel r), oft ein Promemoria, oft ein Weg-

r) Bezieht sich auf eine Anekdote von Swift.

Wegweiser, ein Wecker! — Freylich glaub' ich, wer in seinen geheimen und allergeheimsten Tagebüchern sich schöner schildert, als er ist, — wer ein Maler ist, der die schöne Natur sich zum Gegenstande gesetzt hat, und nicht den Menschen mit Leib und Seele, sondern den Geist des Menschen, den göttlichen Athem darstellt, wo zwar allerdings einige Lineamente getroffen sind, allein bey weitem der ganze Mensch nicht lebt, webt und ist — der betrügt, wo nicht sich selbst, so doch den, der nach seinem geheimen Tagebuch schatzgräbt. So ist, denk' ich, mein Tagebuch nicht; es ist, wie ichs oben nannte, eine Kladde, kein Hauptbuch. Es soll (ist dieß stolz, nun so sey es) mir Dinge im Andenken erhalten, die ich sonst vergessen haben würde. Ich will weniger mich, als Andere beobachten und aus Factis mir in der Folge meines Lebens ein Ganzes, wenns Glück gut ist, abstrahiren; ich will manche Tischrede nicht wie leichtsinnige, übermüthige, ungezogene Menschen auf die Erde fallen lassen, sondern ein Körblein von diesen Brocken sammeln; ich will mich freuen, daß manche unzeitige Angst ein Ende genommen, daß ichs konnte ertragen; — ich will, wenn ich einmal Alters halben unthätig werden soll, mich an meiner vorigen Thätigkeit erwärmen, oder mich trösten, daß auch jene alsdann verlaufene, thätige Jahre ein elend jämmerlich Ding waren u. s. w. Da sagte z. B. Kant bey Tafel, der verstorbene Hamann hätte eine solche Gabe gehabt, sich die Sachen im Allgemeinen zu denken, nur

hätte

hätte er es nicht in seiner Gewalt gehabt, diese Principia selbst deutlich anzuzeigen, am wenigsten aus diesem en gros Handel etwas zu detailliren — den Montesquieu hätte er gar nicht verstehen können. — Wie doch das kömmt, daß die besten Köpfe Sachen nicht fassen können: 1) sie sind vielleicht zuweilen seelenfaul; 2) achten dergleichen Sachen nicht oder geben nicht darauf acht; 3) die Sachen sind auch von der Art, daß sie nicht natürlich aus einander folgen. — Sollte dieß der Fall mit Montesquieu seyn? Fast glaub' ichs; denn er scheint mir nicht von Principiis ausgegangen zu seyn, sondern sich welche erschrieben zu haben. Er ging vielleicht im Schreiben auf Principien-Jagd; und machen es nicht viele Schriftsteller so? Wo Gott und mein Pferd hin will, sagte ein Feldprediger; und sollte nicht mancher Schriftsteller sagen können: Wo Gott und meine Feder hin will. — Hr. Kant sagte auch, daß er den Montesquieu nicht verstehen könnte. Es kann, wie Young ni fallor sagt, die theure Zeit oder hohe Preiße aus Ueberfluß oder aus Mangel kommen; im ersten Fall ists Segen, im zweyten ists Fluch für Stadt und Land. Kant sagt öfters: „Ich verstehe den Katechismus nicht, verstand ihn aber ehmals." — „Ew. Exc. (so hörte ich ihn neulich zu einer Dame sagen) werden ihn auch nicht verstehen." — Die Antwort war ein allgemeines Lachen; und was deutet dieß an? Wenn nicht einen deutlichen Beytritt, so doch Vergnügen an dieser Frage.

Ich

Ich bin heute nicht sonderlich aufgelegt; indessen hat mich die Gesellschaft doch aufgemuntert; aufgeregt, wäre besser gesagt. — Hundertmal dacht' ich, wenn Scheffner bey mir war, ihm von diesem Tagebuch zu sagen — und hundertmal giengs wieder über. Dem will ichs, wenn es noch ein paar Monate älter geworden, doch wohl zum Lesen anbieten.

d. 15. Jan. 90. Ich ward im Lesen so schwindlicht, daß ich alles stehen und liegen lassen und ausgehen mußte. Meine Kinder (seine Anverwandten) und Hr. P. u. W. waren bey mir; Abends ward Menschenhaß und Reue von Kotzebue gelesen.

d. 17. Jan. Ich aß bey M.; der N. declamirte gegen Kotzebue und zwar sowohl wider seine Indianer in England, als auch seinen Menschenhaß und Reue. Es sey nicht die Sprache der großen Welt, der Natur darin. Ich erwiderte, daß es eine Natur des gemeinen Lebens und eine Natur des Theaters gebe, die von einander außerordentlich verschieden wären. — Um 4 Uhr fuhr ich in die Obere Loge, wo ausgemacht wurde . . . .

d. 20. Jan. 90. Meine Kinder waren bey mir; ich gar nicht vergnügt; ich ging indessen aufs Land, id est auf mein Land, kam heim, arbeitete etwas, und las ein Stück in Iflands Jägern. Man kann nicht leugnen, daß Ifland ein Menschenkenner, ein Treffer einer gewissen Menschenklasse ist, nämlich der bürgerlichen — und wie gewöhnlich ein Feind der Justiz, ein Freund einer gewissen Geradheit oder Starrheit,

heit, nach welcher man mit dem Kopf durch die Wand will, und sich natürlich stößt. Dieß sind Beweise, daß die guten Herrn Theaterdichter bis jetzt noch eine andere Natur haben, als wir ehrliche Leute, die wir die Natur schlechtweg wandeln. Große theatralische Dichter haben das wirklich gefühlt und eben daher über ihren Stand gegriffen, wenn sie theatralische Stoffe suchten.

d. 21. Jan. Zu Hause. Ich hatte Hrn. . . . gebeten, ging auf die Hufen, las die ehrlichen Jäger vollends zu Ende, arbeitete und ging schlafen.

d. 22. Jan. Hr. B. war bey mir, ein gewiß guter Mensch, der nicht aufhören kann, Gutes vom kleinen G. zu sagen; er zeichnete mir seinen und den Charakter des kleinen H.; dieser sagt alles heraus, was er will und thut; jener geht auch muthig seinen Weg und arbeitet im Stillen. Wir sprachen von der lieben Gesellschaft, in die man Kinder durchaus so gern bringen will, und wir beyde waren der Meynung, daß sie nichts tauge. Man sage, denk ich, den Kindern, alle Menschen sind gut; nur sind sie böse, ungezogen, plump, schädlich ꝛc. wenn sie von Leidenschaften übel geplagt werden. — Er sagte mir (ich hatte ein wenig den Husten) daß er einen sehr schweren Husten durch Gummi von Kirschbäumen vertrieben hätte, von welchem er immer ein wenig in den Mund genommen. Hactenus bene; er setzte aber hinzu, daß er dieß Mittel selbst erfunden hätte.

hätte. — — Meine Kinder waren bey mir. Victorine von Schröder ward gelesen.

d. 23. Jan. Ich aß bey .... Das Gespräch kam auf den freyen Handel, den die beyden H. H. für die Seele des ganzen Staates hielten, und das mit einer holländisch-englischen Zudringlichkeit, daß der ganze Tisch stille ward. Dieser Tag war eine Comödie für die Armen. Hr.... der sich zuerst sehr weit und breit über die Pflicht, den Armen Gutes zu thun auslies, welches sich, wenn nämlich der freye Handel ans Licht kommen würde, von selbst verstehe, schien es nahe zu legen, an dem heutigen Tage der Armen zu gedenken. Hr. v. .., nahm nach einiger Zeit einen Hut, ging um den Tisch herum, und sammelte ein." (Bemerkung charakteristischer Züge der Gebenden.)

Noch das letzte Blatt aus dem Jahr 1790. d. 31. Dec. „Gott weiß, wie ich das alte Jahr beschließe. N. N. kam zu mir, um mit mir von der — schen Sache zu sprechen, und das bewegte mein Herz auf eine sehr empfindliche Weise; ich konnte es nicht los werden. Zu dem communicirte mir Hr. .... Etwas zu lesen, das mir auch nicht schmeckte. Und so ist denn der Schluß des alten Jahres kein Jo! Jo! sondern eher eine Jeremiade. — Gott sey alles heimgestellt; er hat bis hieher geholfen, er helfe weiter — und schenke mir ein frohes neues Jahr. Amen! (um 9 Uhr Abends) N. erzählte mir, daß Scheffner nicht kommen würde; den hab ich sonach umsonst erwartet. — An den ... habe ich das

Gewöhnliche gesandt. — In deine Hände, Vater! in deine Hände! Amen!

Ich bin recht niedergeschlagen! Gott wird alles wohl machen, Amen! Hiermit schließe ich denn diese Tages-Notata oder Glossen, die ich jetzt eben fünf Vierteljahre fortgesetzt habe. Ich wollte ihnen ohne Zweifel eine andere Wendung geben; indessen war vorzüglich der Mangel an Zeit schuld, daß sie so und nicht anders geworden sind. Sie sollen mir dazu dienen, mich so mancher Vorfälle zu erinnern, die in dieser Zeit sich zugetragen haben, und schwerlich kann und werd ich mich entschließen, diese Tages-Glossen auf die Art, wie ich diese anlegte, fortzusetzen. Man verliert auch den gegenwärtigen Augenblick, wenn man zu sehr an den vorigen gedenkt. Sorget nicht für den andern Morgen, ist eine weise, wahrlich eine weise Lehre; allein: denkt nicht ans Vergangene, vertieft euch nicht in die vorige Zeit! — ist diese Lehre weniger Weisheitsreich? — Ich kann diese fünf Vierteljahre mit zu den merkwürdigsten zählen, die ich lebte; desto mehr verdienten sie, daß sie aufgezeichnet wurden." — — —

Indeß setzte er diese Notata, wie erwähnt, noch eben so lange, nämlich bis in die Mitte des J. 1792 fort, wo ihm dann wegen hinzugekommener neuer Geschäfte, Zeit und Lust gebrach. Bey dieser Gelegenheit noch: Seine

Hand-

Handschrift war groß, überaus flüchtig und sehr unleserlich. Er schrieb gewöhnlich, wie Geschäftsmänner pflegen, auf ganzen Bogen mit einem breiten Rande; oft beschrieb er nur die zwey äußern Seiten des Bogens, die innern blieben leer; so konnte er noch corrigiren und selbst die Seiten zerschneiden. Gewöhnlich schrieb er sehr schnell und alles stand auf dem ersten Wurf da; in weniger glücklichen Stunden aber oder wenn er einmal ein Concept zu einem Briefe machte, strich er viel aus und corrigirte das Corrigirte.

In der Kleidung machte Hippel keinen Aufwand; er ging immer äußerst einfach; für vornehme Tafeln putzte er sich bestmöglichst und fing dann immer bey dem Kopfe an. — Die Mahlzeiten, die er kleinen Zirkeln gab (den Besuchen der Höhern beugte er gern aus), waren hinlänglich, nie verschwenderisch. Selbst in den Tischverzierungen zeigte sich sein besonderer Genius. Er überlegte förmlich den Küchenzeddel und hielt über die Ueberbleibsel noch genaue Rechnung mit seinen Leuten, wie Friedrich II.

Sein Ansehn war angenehm, und wenn er eben repräsentiren wollte, voller Würde; ge-

meinhin aber war er über diesen Punkt, so wie im Gange, sehr nachläßig. Man hat mehrere Abbildungen von ihm. Mehr als zehnmal ließ er sich malen, und einmal durch einen geschickten Modelleur Mathesberger in Thon abbilden; sehr ähnlich ist ihm ein kleines Basrelief von dem nun auch schon verstorb. Mäckler Collin, von dem man auch ein treues Bild Kants hat.

Erwähnungswerth sind die Einrichtungen, die er nach ganz eignen Ideen in seinem Hause und Garten getroffen hatte. Sein Haus war in der That ein Raritäten-Cabinet; es war mit Meublen, Gemälden, Tischen, Vasen und mancherley Seltenheiten bis zur Ueberladung decorirt. Jede Verzierung hatte ihre Bedeutung; er dachte sich immer etwas dabey und wußte über jedes Stückchen eine Rechenschaft zu geben, die sich wenigstens hören ließ, so wunderlich Zusammenstellungen und Anlagen auch oft aussahen. Der Leser seiner Schriften denke an die Verzierungen im Hause des Grafen (Lebensl. III, 51. ff.) wodurch man eine Vorstellung von seiner eignen Manier in dergleichen Anlagen bekömmt.

Die

Die Bibliothek war das schlechteste unter seinem Hausgeräthe; sie zeichnete sich durch nichts aus, als durch einige zum Theil seltene Werke über Vaterlandsgeschichte. Er hielt sie in dichtverschlossenen Schränken; viele Bücher waren incomplet. Neu kaufte er fast gar nichts und in Auctionen gab er die allerwohlfeilsten Preiße. Daß er bey einem so ansehnlichen Vermögen eine so wenig bedeutende Bücher-sammlung hatte, kam daher, weil es ihm bey seinen Amtsgeschäften und seinem Autorfleiße wirklich an Zeit zur Lectüre und noch mehr zum eigentlichen Studieren gebrach. Wie viel er indeß dennoch gelesen hatte und noch las, weis man aus dem Obigen und aus seinen Schriften. Er hatte einen aufmerksamen Blick auf die Blätter und Erscheinungen des Tages, welches unter andern aus seinem Büchelchen über Zimmermann deutlich hervorgeht.

Kein musikalisches Instrument war in seinem Hause, außer einem alten Flügel, auf dem er sich beym einsamen Singen geistlicher Lieder, welches er sehr liebte, mit der einen Hand accompagnirte; in den letzten Jahren ließ er ihn in sein Gartenhaus bringen. Er hatte Neigung zur Musik, aber er fürchtete,

diese Neigung könnte ihn bey mehrerer Befriedigung zu weit von Schriftstellerey und Amtspflicht abführen. Von seinem großen Gefallen am einsamen Absingen alter Liederverse rührt die genialische Einmischung derselben in die Lebensläufe her. Ueberraschend ist es, daß er diese Vorliebe mit einem andern Humoristen, dem treflichen Lichtenberg, so wie mehreres, gemein hatte.

Großen Werth legte er auf seine Gemäldesammlung. Sie sollte nebst der Bibliothek auf dem für seinen Haupterben als ein Fideicommiß anzukaufenden Guthe aufbewahrt bleiben und mit zu dem Majorate gehören. Kenner von Gemälden erkannten ihn nicht für einen Ihresgleichen; seine Phantasie trug einen Werth in manche seiner Stücke über, den sie nach anderer Meynung nicht hatten. Er glaubte mehr an viele seiner Gemälde, als er sie kannte; sein Geschmack war nicht sicher, und daher suchte er aus eignem innern Mißtrauen in denselben immer nur nach wohlfeilen Einkäufen.

Sein Garten auf den Hufen war mit seinem gewöhnlichen beziehungsreichen Verstande angelegt und mit einer bis ins Kleinste gehenden

den Aufmerksamkeit verschönert und verziert. Des Bauerhäuschen darinn ist schon oben erwähnt (Nekrol. 96. II, 191.), und ihm war es also mehr als bloße Gartendecoration; er knüpfte daran rührende Erinnerungen. Zuweilen bewirthete er einige Freunde darinn, unter andern um das Jahr 83. den Bauernfreund Becker, den nachmaligen Verfasser des Noth- und Hülfs-Buchs, der damals eine Reise nach Königsberg gemacht hatte s). Aus seinem

s) „Die Erinnerung," schrieb ihm Becker von Gotha aus im Jun. 1794, „an den Tag, den ich in Ihrem Bauerhause zugebracht habe, ist jetzt eine meiner liebsten Tröstungen, wenn es die Menschen nicht so mit mir machen, wie es seyn sollte. Die Auswahl von Männern, die ich da sah und hörte, und der innige Ton des seelenvollen Gesprächs, unter dem der Tag wie eine Stunde vorüberging, sind mir unvergeßlich. Auch schienen Sie mir auf die kurze Zeit unsrer Bekanntschaft gut geworden zu seyn, und ich liebe Sie, wie einen meiner ältesten Freunde, weil Sie an allem, was mir eigentlich im Leben des Redens und Handelns werth scheint, mit so viel Wärme Theil nehmen, und weil wir uns auf den ersten Blick verstunden. Seitdem habe ich erfahren, daß die Lebensläufe nach aufsteigender Linie Ihr Werk sind, und der Wunsch ist immer lebhafter geworden, daß ich Sie unter die Meinigen zählen

Garten, so wie aus den Decorationen seines Wohnhauses, sprachen den Besuchenden mancherley Erinnerungen des Todes an. Die eine Par-

zählen dürfte, die sich mit mir freuen und mit mir leiden" u. s. w. Hippel antwortete den Monat darauf: „Daß mir Ihr lieber Brief mehr als Eine frohe Stunde gemacht, bedarf keiner Versicherung. Ihr Andenken ist und bleibt hier im Seegen. Denn wahrlich, es mußte mir und meinen Freunden, die Sie in meiner Gesellschaft kennen gelernt haben, außerordentlich angenehm seyn, in Ihnen einen Mann aus der unsichtbaren Kirche zu finden. Wir haben zu wenig über . . . . . gesprochen; indeß ist so viel gewiß, daß man zu weit ausholt, um zu treffen, und lange nicht nahe genug sucht, um zu finden. Mich muß die Sache interessiren, da sie Aufklärung und Menschlichkeit befördern soll. Wenn man die Welt nur ein wenig kennt, so wird man sich überzeugen, daß der Zeitpunkt nicht gekommen ist, um mit einem Hosianna hervorzutreten. Noch ist nicht erschienen, was der Mensch seyn könnte und sollte, und es ist nothwendig, in sein Kämmerlein zu gehen, und die Thüre hinter sich zu verschliessen! — Mein Garten, der nicht in Menschenhände gefallen ist und nur blos die Natur als Landesmutter verehret, läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn Sie ihn im Sommer, und nicht just da er sich zu Bette legen wollte, in Augenschein genommen hätten. Indeß hat eine Nachtmütze auch ihre Schönheit.

Parthie desselben ahmte einen Kirchhof nach, der mit Leichensteinen, Schädeln, aufgeworfenen Hügeln und Grabesblumen besäet war. Vorn stand auf einer Steinplatte: „Ich, du, er, wir, ihr, sie.“ — In der Mitte dieses Todtenackers las man auf einem Steine:

Hier ist all' Eines
Herr und sein Knecht
Großes und Kleines
Adel und Schlecht.

heit. Wo gute Menschen sind, da ist alles sehr gut. — Mit den Lebensläufen hat mich ein hiesiger Anekdotenfischer öffentlich proclamirt; ohnfehlbar ist der Schall davon auch zu Ihren Ohren gedrungen. Indessen hat dieser Ehrenmann sein Wort zurück genommen und den Herrn von Treyden als Verfasser gedruckt angegeben. Ich will nicht hoffen, daß mir der Hr. von Treyden bey Ihnen Schaden thun werde; denn man kann, dünkt mich, ohne Lebensläufe zu schreiben und Autor zu seyn, am Weinberge des Herrn arbeiten und sein Werk befördern helfen. Das bloße Lesen und Schreiben thuts ohnehin nicht, u. s. w.“ — — Man sieht hier zugleich die Art, wie er die Sage von seiner Autorschaft durch einen täuschenden Anschein von Treuherzigkeit zu entkräften wußte; weiter unten mehr davon.

Und so auch droben
im Himmelreich,
Unten und oben
ist alles gleich.
Glückliches Leben
ohn Mein und Dein!
Lern, Wandrer, streben
Deß werth zu seyn.

An dem Anfange eines langen Ganges im Garten stand auf der Seite an einem Baume:

Dieß Leben ist ein
Gang
Er sey kurz oder
lang
In beyden Fällen
Dank.

An einer Stelle, wo drey Wege, der eine in die Tiefe des Waldes, der andere höher hinauf, der dritte über eine Brücke führen, steht dieses: „Verliebte gehn im Thal, und Denker suchen Höhen; die Wahl hat ihre Qual, wir gehen, wo wir gehen.“ — Auf dem höhern Theile des Gartens, wo ein Getraidefeld ist, kann man von der Bank unter einer Silber-

pappel

pappel den ganzen Garten selbst, die umliegende schöne Gegend, den größten Theil der Stadt Königsberg und des Pregels übersehen. Wahrscheinlich wird von der Anlage, die Hippel diesem Garten gab, bald nichts mehr übrig seyn, als einige wildverwachsene Parthieen, aus welchen die häufig vorhandenen Trauerweiden die gesenkten Aeste hervortreiben.

Wahres Bestreben war es bey ihm, lange vorher, ehe er starb, sich mit dem Tode zu familiarisiren; seine Schriften, seine Haus- und Gartenverzierungen sind Zeuge davon. Aber es wollte ihm nicht gelingen, hierdurch sich zu einem muthvollen Erwarten seines Abschiedes von der Welt zu erheben. Die übermäßige Anstrengung des Geistes, in der er sich gewöhnlich befand, besonders der innere Kampf der Leidenschaften unter einander und wieder der Leidenschaften und Pflichtgefühle in ihm, der nie nachließ, — rieb ihn vor der Zeit auf. Wie beneidete er ausdrücklich manchen seiner Bekannten um den frohen genügsamen Sinn, mit dem sie durch das Leben und dem Ende desselben entgegen gingen! Und sie hinwieder, so sehr sie seine großen Talente anerkannten und ehrten, sagten ihm in vertraulichen Stunden,

den, daß sie doch nicht tauschen möchten mit ihm, dem stets gegen innern Sturm und Drang anstrebenden Mann, der so kraftvoll und so schwach zugleich war. — Er hatte immer geahndet, sein Leben wenigstens bis auf 70 Jahre zu bringen; aber seine, in diesem Fall ihn beglückende Ahndung trog ihn. Die übermäßigen Anstrengungen bey dem erwähnten Aufenthalt in Danzig konnte sein durch jene unruhige Thätigkeit und zugleich durch große physische Zumuthungen allmählich geschwächter Körper nicht mehr ertragen. Eine heftige Krankheit und der Verlust des einen Auges war die Folge davon, und seitdem ergriff ihn die Todesfurcht doppelt mächtig. Es folgte ein Hinschwinden seiner Kräfte und eine Auszehrung; er aber suchte sich immer noch die Gefahr zu verbergen. Er starb, wie es vielen geht, weil er sterben mußte, aber mit widerstrebenden Sinn. In seinen letzten Lebenstagen äußerte er gegen einen Freund den Wunsch, nur noch sechs Wochen leben zu können, und hielt einen solchen Aufschub für etwas sehr Wichtiges und Wünschenswerthes; als sein Freund ihm die Nichtigkeit einer solchen Frist vorstellte, sagte er: „Freund, Sie sind zu gesund, um zu begrei-

fen,

sen, wie lang sechs Wochen Leben sind.“ — Die Krankheit hindurch saß er immer auf dem Stuhle, vermied das Bette durchaus, hatte Acten vor sich, und voll Lebenshoffnung hauchte er sein Leben aus, das er zum Greisesalter zu bringen geahndet hatte.

In einem Königsberger Blatte (Kritischer Anzeiger der neuesten Liter. 1796. S. 141) meldete sein Scheffner dem Publikum den Tod desselben: „Den 23. April d. J. gegen fünf Uhr Nachmittags starb allhier an einer Brustwassersucht im 55sten Jahre Theodor Gottlieb von Hippel, Kön. Preuß. Geh. Kriegesrath, Stadtpräsident, Oberbürgermeister, Hofhalsrichter ꝛc. Für seine Dauer in der gelehrten Welt bürgen seine Schriften über die Ehe, die Lebensläufe ꝛc. Das Andenken seiner Freunde erhält ihm ihre Anhänglichkeit an ihn, die er durch seinen Verstand, sein Herz und seine Urbanität gegen sie sich zu erwerben wußte; seine Mitbürger werden seinen Verlust immer lebhafter fühlen, jemehr die Zeit sie überzeugen wird, daß er auf ihr wahres Bestes mit klugem, anhaltendem Eifer auch dann dachte, wenn er dem Willen Einzelner entgegenstrebte. Jeder, der ihn kannte, wird zugestehen,

daß

daß er einen Plan- und Central-Kopf hatte, daß er Künste und Wissenschaften aufrichtig liebte und auf alle Art zu befördern suchte, daß sein Umgang lehrreich, unterhaltend und munter war, daß er gern gefällig wurde, und daß bey eigner oft zu hochgetriebener Verschlossenheit und merklichem Hange zu Rücksichten auf Zeit und Umstände, Wahrheit, mithin Freyheit und Recht ihm am Herzen lagen. Seine Verdienste in jedem Fache der Gedanken, Worte und Werke würden gewiß allgemeine Betrübniß über seinen Tod erregen, wenn das Publikum nicht stets geneigter wäre, die kleinen und großen Fehler öffentlicher Menschen bloß zu zählen, ohne das Uebergewicht ihres Guten im Großen und Kleinen richtig auszusprechen; oder wenn es bis jetzt irgend einem Propheten in der Welt geglückt hätte, im Vaterlande ganz nach seinem wahren Werthe zu gelten. Bey dem, der dieses schrieb, bleibt Er bis an das Ende des Lebens, dem — die Sonn- und Festtage seine mehr als dreyßigjährige Freundschaft bezeichnete.“

Er ruht auf dem Neuroßgärtenschen Kirchhofe vor dem Steindammschen Thore, den er selbst eingerichtet und verschönert hatte, (denn

immer

immer liebte er Gottesäcker, und trug sich mit Ideen zu ihrer zweckmäßigen Verschönerung (vergl. Lebensl. III, 266) und bey dem erwachenslang fast täglich bis zu seinem Erkranken vorbeyging. Ein Leichenstein ohne Wortprunk und andere Zierden sagt blos seinen Namen und seine Aemter. Einige Bäume umschatten sein über die Erde etwas erhöhetes Grab.

Sein beträchtliches Vermögen ward größtentheils, außer einigen Legaten, auf den Güter-Ankauf für seinen Brudersohn verwandt, welche dieser als Fideicommiß benutzt. Seine andern, so bestimmt entworfenen Plane in Absicht auf seinen Nachlaß wurden nicht ausgeführt, und als wenn das Schicksal den Contrast, der so mannichfaltig in seinem Leben sich zeigte, auch nach seinem Tode fortsetzen wollte, geschah vielmehr davon das gerade Gegentheil. Der größte Lobpreiser der Ehe, lebte nicht in der Ehe; der Verfasser des Mannes nach der Uhr ging immer ohne Uhr, und der das Geld liebte, größtentheils ohne Geld; der rund um sich Embleme des Todes gesammelt hatte, und so oft von ihm sprach und schrieb, fürchtete den Tod; der das Leben abgeschmackt fand, mochte es nicht verlassen. Seine geräumige Wohnung

in

in der Junkerstraße, worinn, so lang er lebte, eine wirklich klösterliche Stille herrschte, ist jetzt ein lärmendes Posthaus; seine ländliche Wohnung auf den Hufen und sein Garten, der ehmals die Nachahmung eines stillen Gottesackers in sich schloß, wird jetzt zum Sommergebrauch an den Meistgebenden vermiethet. Rührendes Bild der Schwäche und Beschränktheit unseres ärmen Geschlechts, und seiner Plane und Wünsche! Die Geschichte jedes hochstrebenden Menschen im Kleinen!

Die Brüdergesellschaft, zu welcher er gehört hatte, feyerte sein Andenken, und der Redner, ein junger Mann, den er sehr schätzte und befördert hatte, hielt ihm eine Parentation. — Noch ist mir eine andere Rede in die Hände gekommen, die der Vertrauteste seines Lebens zu gleichem Zweck entworfen hatte. Sie ist zu schätzbar durch den eignen Werth, den ihr der philosophische Verfasser gab, und zu wichtig in Absicht auf den Gegenstand, dem es hier gilt, als daß sie nicht ganz hier stehen sollte. Die Wiederholungen des schon Bemerkten, die man darinn antreffen wird, sind wohl keinem Leser unwillkommen; sie bestätigen durch ein vollgültiges Zeugniß die Treue des Erzählten,

so

so wie diese Rede überhaupt die zerstreuten Züge noch einmal zu einem Ganz einigt, von der berufensten Hand entworfen, die nur immer zu finden war:

„Ohne Uebung in der Redekunst, und in einem Alter, in dem man selbst in junggeübten Künsten nichts Vorzügliches mehr zu leisten vermag, wag' ich es unter Ihnen über einen Mann zu reden, den Sie alle kannten und einige ganz genau. Wie bald und oft spricht man aber nicht von bekannten Dingen langweilig! Doch es sey drum! — Ich halte mich nicht berufen, nicht geschickt zu einer Trauerrede, und bin nicht Willens als Todter einen Todten zu begraben, sondern mich mit Brüdern über einen Bruder zu unterhalten.

Als Glieder eines Ordens, der von jeher die Menschenrechte, diesen Inbegriff vom: Jedem das Seine! — diesen im Schweistuch des trägsten Positivismus lang verborgen gelegenen Schatz wieder in Umlauf zu bringen suchte, der die Menschen entkleidet, zum Zeichen, daß er ihre wahre und feinste Organisation kennen zu lernen und prüfen zu können sich bemüht, — als Glieder eines Menschheits-Committee, bey der überall Dinge vorkommen, die auf Tod und Sterbensweisheit, das ist, auf Unsterblichkeit Bezug haben, um uns Lebensweisheit zu lehren und uns in ihr zu befestigen, — lassen Sie unsre Todtenfeyer sich ihrer ursprünglichen Stiftungsursache nähern, der Betrach-

trachtung des Lebens eines Gestorbenen zum Selbstleben und Sterbenlernen, und auf diese Art zu eignem Frommen das Andenken eines Freundes unter uns feyern, der Leben und Tod von allen möglichen Seiten untersuchte, der dem Leben in Stunden, deren Schwierigkeit die Anstrengung der ganzen Lebenskraft erforderten, oft seinen hochgepriesenen Werth absprach, und der dennoch bey der Annäherung des Todes Unmuth verrieth, wenigstens mit einer Art von Mißmüthigkeit sich ihm überließ, und, bis zum letzten Hauch, zu leben hoffte, wünschte, sich anstrengte!

Woher diese Art von Widerspruch in der Seele eines Mannes, der Verstandsübergewicht über viele Tausende besaß, der allen Lebensvortheilen mit Muße und Schärfe nachgespürt hatte, der das Bild des Todes als Schlafesbruder, überall dachte und anbrachte, mit der Idee des künftigen Lebens sich äußerst vertraut gemacht zu haben glaubte und in gesunden Tagen versicherte?

Sollte diese Disharmonie in dem Bewußtseyn des Geistes von seiner großen Kraft, verbunden mit dem Gefühl des ihr nicht gnug entsprechenden Organisationsvermögens liegen, und aus der Muthmaßung entstehen, daß man bey der Erhaltung des Körpers durch Stärkung seiner Kräfte dem Geist alles wegräumen werde, was ihn an Aeußerung seiner eigenthümlichen unerschöpflichen Stärke hindern könnte? Oder ist ihre Quelle, besonders bey denen, deren

Ta-

Talente durch Ehrgeiz gespannt werden, die Ungewißheit über die künftige Fortdauer, gepaart mit der von Natur uns anklebenden Vorliebe für das Seyn und Bleiben, aus welchen wechselseitigen Gegenwirkungen der Ungewißheit und Vorliebe der Wunsch entspringen könnte, daß wenigstens unser Name, auch wenn unser wirkliches Seyn aufhört, doch sich bey der Nachwelt durch die Erinnerung an unsre Handlungen fortpflanzen möge, und die wir daher durch ein möglichst langes Leben zu vermehren suchen müssen? — Vielleicht liegt sie in einer angebornen Furcht vor dem Tode, der man, weils ihm zu entgehen unmöglich ist, dadurch Bitterkeit und Erschütterungskraft zu benehmen wünscht, daß man sich mit aller Todesökonomie und allen Todesbildern bekannt zu machen sucht, die aber, wenn es wirklich zum letzten Stündlein kömmt, sich wieder äußert und dem dringenden Greifen nach Leben alsdann ein noch zweydeutigeres Ansehen giebt. Condorcet sagt in dem Buch, das er in seinen letzten angstvollen Lebenstagen schrieb: „Wenn Worte einer recht bestimmten Idee nicht entsprechen, so können sie nach und nach von einander abweichende Begriffe in einem und demselben Kopfe erwecken, und so entsteht die ergiebigste Quelle unsrer Irrthümer.“

Nicht um das Gesagte zu beweisen, nein, um es durch Beyspiele zu erläutern und anschaulich zu machen, lassen Sie uns beym Leben unseres Verstorbenen weilen; vielleicht führt die nähere Zusammenstellung der Bemerkungen,

die ein jeder von Ihnen, wiewohl nur von Zeit zu Zeit und einzeln über ihn anstellte, Sie auf treffendere Beweise von der Richtigkeit, als ich Ihnen zu geben vermag.

Der Verstorbene war ein Mann von überwiegender Geisteskraft, der schon in seinen Jünglingsjahren Anlage und Wünsche zum Herrschen und ein gewisses Hochgefühl äußerte, das mit seiner damaligen Verfassung ziemlich contrastirte. Aus einem Uebergewichts-Bewußtseyn erwartete er von seinen Mitstudirenden Dienste und Pflichten, ohne sie zu fordern, und erhielt sie. Selbst in der Liebe wählte er einen Gegenstand, der so ziemlich außer seinem bürgerlichen Kreise lag. Mit dreuster Nichtachtung der Umstände ging er vom vollendeten Studio der Theologie, das ihm gute Aussichten öffnete, zur Justiz über, wo andre keine Aussicht für ihn sahen; — er war ein Centralmensch, wie ihn unser Geistseher Kant selbst nannte, — den die Leichtigkeit, mit der er Plane entwarf, die reichhaltige Simplicität, mit der er sie ausarbeitete, und die Beharrlichkeit, die er bey ihrer Ausführung äußerte, zu und bey dem Emporstreben stählten, dem er alles zu verdanken hatte, was er ward; denn sein Anfang begann, wie die meisten unter uns wissen, keinesweges vorzüglich und besonders ohne alle Beyhülfe der oft zu mächtigen Hebel von Geburt und Vermögen. Scharfsicht, mit der er die Brauchbarkeit der Zeitereignisse zu erkennen, Schnellkraft, mit der er sie zu ergreifen und zu nutzen, und Kunst, mit der er bald die

Schwä-

Schwächen, bald den Egoismus anderer sich dienstbar zu machen oder sich an Menschen zu halten wußte, die Menschenwerth verstanden, — halfen ihm bald von den untern Dienststufen zu allem, was er sich zu erreichen vorsetzte; so wie sie ihn lehrten, sich gleich, oder doch bald in seine neue Lage zu finden, so unverhofft sie ihm kam, von welcher Gabe zur Selbstanstelligkeit er in den ersten Tagen seiner ihm so ganz unerwartet übertragenen Policeydirectorschaft einen vollen Beweis ablegte.

Seiner Natur gemäs begann er alles mit Leidenschaft und Phantasie; da es aber seinem Verstande einleuchtete, daß man bey den Ausführungen keine Phantasie oder Leidenschaft äußern müsse, so suchte er beyde jederzeit unter den Verstand gefangen zu nehmen. Auf einer Seite half ihm dieser immer fortwährende Krieg, in dem er selten unterlag, zum geduldigen Ausharren, erlaubte ihm nicht, zudringlich zu werden, und lehrte ihn, seine Plane für sich selbst mit hellen reizenden Farben ausmalen, sie in diesem Colorit auch andern Augen angenehm, wenigstens behaglich zu machen und sie von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um endlich doch den glücklichen Ausführungsmoment zu erhaschen. Allein auf der andern Seite legte er auch den Grund zu einer innerlichen Selbstaufreizung schlafender Gefühle, zur Ausspürung mancher nicht so existirender Fehler und Schönheiten, zu einer an Mißtrauen gränzenden Vorsichtigkeit, besonders aber zu der Verschlossenheit, die mit den Jahren und mit seinen

Dienstfortschritten zunahm, nicht selten in falsches Urtheil ausartete, und obgleich die Krankheit zu errathen nur selten den Kunstgerechtesten Aerzten glückt und den Geist des Menschen niemand kennt, als der Geist, der in ihm ist: so glaub' ich doch kaum zu irren, wenn ich in diesen seinen Kämpfen der Phantasie und Leidenschaft gegen den Verstand, in dieser Verschlossenheitsanstrengung die verborgene Ursache seiner Gesundheitszerrüttung und selbst seine Todesbeschleunigung finde.

Die Erfahrung, daß Verstand, Achtsamkeit, Beharrlichkeit und sorgfältige Benutzung der Nebenumstände, das fast Unmögliche möglich machen, trieb ihn an, sein Ziel immer vorwärts und gewiß weiter, als er es sich anfänglich zutraute, hinauszurücken. Auf Verstand kam bey ihm alles an, und nie hab' ich ihn in unsern vertrautesten Stunden empfindlicher gegen Menschen überhaupt, besonders aber gegen Dienstmenschen gesehen, als wenn er von ihnen glaubte oder merkte, daß sie dem Verstande volles Recht und Zutrauen widerfahren zu lassen zu unverständig, zu furchtsam oder zu neidisch waren. Durch die Länge der Zeit war er so sehr Staatsdiener geworden, daß Ereignisse der Politik, der Justiz und des Dienstes überhaupt seine Conversation vorzugsweise belebten; ich glaube sogar, daß die Liebe zu raschen Dienstfortschritten die eigentliche Liebe in seinem Herzen unterdrückt und zur Subalternität gezwungen hatte; wenigstens hat er mündlich und schriftlich geäußert, ein Verheiratheter lebe

nur

nur halb für sich. Ob er recht gehabt hat? Sollten vielleicht Griechen und Römer es in der Staatsbürgerkunst darum höher gebracht haben, weil sie im Genuß der feinen und herrlichen häuslichen Glückseligkeit auf einer niedrigern Stufe standen, wie wir jetzt stehen? Muß der, der sein Haus recht verwalten und genießen will, sich nicht gewissermaßen isoliren? Sind nicht Staats- und Hausleben blos durch eine schwache Brücke verbunden, die dem unter den Füßen zu brechen droht, der Lasten aus dem einen ins andere Gebiet überzutragen wagt?

Bey aller Kenntniß und Liebe zum Dienst glaubte er indeß nur von sehr wenigen Staatsämtern, daß sie den ganzen Verstand eines guten Kopfes beschäftigen könnten, und hielt für alle übrige Posten die Hälfte hinlänglich. Nicht minder hielt er alle Klagen über Zeitmangel, die zur Dienstetikette zu gehören scheinen, für ungegründet, weil er bey seinen eignen, wahrlich nicht engbegränzten Dienstbarkeiten immer noch recht viel Zeit für häusliche Einrichtungen, für Schriftstellerey und für freundschaftlichen Lebensgenuß übrig hatte.

Seine Ideen von Freyheit und Recht waren sehr geläutert; je mehr man aber diese läutert, je mehr man die Menschen beobachtet, je mehr man ihre Fähigkeiten, ihre Freyheit und ihr Recht zu genießen untersucht, desto behutsamer wird man in den Aeußerungen über Freyheit und Recht, desto eher findet man, daß alle nur Freyheit und Recht haben und nehmen, aber nicht eben so uneingeschränkt andern auch lassen und geben

wollen. Ja, wer für sich selbst nach Grundsätzen handelt, wird bald entdecken, daß diese allein das Wohl der Menschen en gros und en detail machen, daß im Wahn der Pflichteneinseitigkeit die Quelle des Verderbens liege, welches an Bürger- und Fürsten-Herzen so scharf nagt, und daß die Mittel, die Frankreich zu seiner dauerhaften Kur ausgesonnen zu haben sich rühmt, bis jetzt nicht viel zuverläßiger gewesen seyen, wie die Recepte, die in der Ekstase des Somnambulismus ausgesprochen werden. — Unser verstorbener Bruder war fest überzeugt, daß Recht und Freyheit die zwey Säulen wären, auf denen das Reich Gottes ruht, nach welchen alle zuerst trachten müßten, damit ihnen alles Andre zufalle; aber eben so fest war er auch überzeugt, daß Menschen größtentheils Roß und Mäuler sind, die eines Gebisses bedürfen. Sein utinam war: unverletzbare Beobachtung wechselseitiger Pflichten zwischen Volk und Regierung, die aber leider noch nicht einmal in Amerika besteht. Wer unter uns auch nur wenige Jahre nicht blos in den Tag hinein gelebt hat, wird schon erfahren haben, wie schwer es sey, den Willen, alles gut und durchs Gute glücklich zu machen, zu eigner Befriedigung zu erfüllen, und wie unendlich schwerer, sogar zur Zufriedenheit anderer. Welch ein Umschauen, welch ein Streiten und Widerstreben erfordert nicht das Wandeln auf dieser Ausführungsbahn! Welcher Muth, welche gute Laune sind unerschöpflich genug, um bey so mancherley Fehlschlagungen vor Verdruß

und

und Herzenstrockenheit bewahren zu können! Denn Unerkenntlichkeit und schiefes Urtheil werden leicht dem, den sie treffen, ein Medium, durch das auch er vieles auf mancherley Art gebrochen sieht, was ihm sonst so gerad erschienen wäre, als es wirklich war und bleibt.

Solche Erfahrungen, die unser Bruder im Leben nicht selten machte, veranlaßten ihn, den Werth des Lebens oft sehr herabzusetzen, und sobald man das Leben nicht achtet, verliert auch das Menschengeschlecht viel von seinem Werthe in unsern Augen, und der Keim der Egoismuspflanze, den beynah jeder im Herzen trägt, wenn er gleich auf seine Entwickelung nicht eben Bedacht nimmt, beginnt alsdenn schneller fortzuwachsen, ja oft so viel Saamen um sich her zu streuen, daß endlich das ganze Herz, wo nicht von ihren Fasern durchzogen, so doch von ihren Blättern undurchschaubar überschattet wird. Dann rechnet man dem Menschengeschlecht die Dienste, die man ihm leistet, höher an, als man es thun würde, wenn man in diesem Augenblicke recht an sich selbst dächte, und verkennt, im Bestreben seine Selbstsucht zu verfeinern oder zu verbergen, oft sein wahres Interesse, das im zufriedenen Leben besteht. Dürfen wir uns nun noch so sehr wundern, daß der Verstorbene, als er sich noch nicht durch- und aus-erfahren, und die Kunst und den Erfolg der Palliative an sich und andern ausversucht hatte, eine recht herzliche Freundschaft gegen den Tod äußerte, und ihn für den bewährtesten Ausspanner aus dem Lebenspfluge ansah?

Aber so wie fehlgeschlagene Bemühungen den Muth niederschlagen, so wecken glücklich errungene Vorsätze zu demselben wieder auf, und so entspringt aus diesen zugleich neuer Eifer zu allen und noch größern Wagnissen, und da man nur wirken kann, wenn es und so lange es Tag ist: so ist nichts natürlicher, als Anhänglichkeit ans Leben, und Wünsche, auch nur Stunden von ihm zu erkaufen, so bald man es sich nicht mehr ableugnen darf: es sey am Ende.

Unserm Freunde waren sehr viele Plane geglückt, an denen er persönlichen Antheil hatte; mit vielen andern hatte es ihm hingegen bey Anwendung aller Verstandesmittel nicht glücken wollen, bevor ihm nicht die Zeit zu Hülfe gekommen war. Hieraus lernte er auf die Zeit viel, sehr viel rechnen. Sollten ihm eben diese Bemerkungen nicht mit veranlaßt haben, den Lebensfaden selbst da noch fest zu halten und auf sein auch nur etwas längeres Ausspinnen zu denken, als er sich durch alle Kunst seiner klugen und treuen Aerzte nicht mehr vor seinem Abreißen gesichert hielt? Sollte er nicht darum sich gescheut haben, zu erfahren oder zu bekennen, daß er im Sterben wäre, weil er nicht wußte, ob er aus dieser Zeit in eine andere Zeit käme und durch Zeitgewinnst wieder alles gewinnen könnte? — An Unsterblichkeit glaubte er nur, aber er wußte, daß er lebte. Wenn man aber das, was man gewiß weis, gegen das, was man nur glaubt und hofft, vertauschen soll, wer hält sich dann nicht gern an seine Erfahrung

und

und schiebt die Erfüllungen bloßer Hofnungen so weit als möglich hinaus? —

Im Wort Ende liegt wahrlich mehr Trauriges als Freudiges, und das eifrigste Streben nach dem Ende einer Sache scheint mir öfterer ein Beweiß von einer größern Neigung zu unthätiger Ruhe, als von Freude über die Vollendung zu seyn. Mehr als einmal hat mich der Verstorbene versichert, daß er nur mit dem gern zu Ende eile, was andere Menschen betreffe, weil er wisse, daß die mehresten nur aufs Ende sähen und nach diesem urtheilten. Betraf ein Geschäft nur ihn allein, so hielt er sich freywillig damit selbst auf, vermuthlich darum, weil er allem, was er unternahm, ein Ideal zur Seite stellte und wußte, wie schwer es war, auch nur ein selbstentworfenes Ideal zu erreichen, — wie leicht man Vollkommenheit verfehlt, wenn man rasch zum Schluß eilt, und wie man sich durch Weilen manches Mittel verschafft, immer zu bessern und seinem Ideal näher zu kommen.

Da das Wesentliche einer Todtenfeyer nicht im Lobpreisen, sondern in der Unpartheylichkeit bey Lob und Tadel besteht, so muß ich auch anführen, daß obige Gesinnungen unsers Bruders ihm nicht nur oft einen Anschein von Mangel an Theilnahme gaben, sondern daß sie ihn auch manchmal veranlaßten, bey einer Sache mehr zu thun, als die Sache tragen konnte. Er hielt oft eine unnöthige Quarantaine und sammelte aus Sorge vor Mangel, wenn er ganz dreust die laufende Einnahme

hätte

hätte vertheilen können. Seine Liebe zum Planmachen und Idealisiren verursachte manchmal, daß sein Betragen ins Eigensinnige und Absprechende überging, ob er gleich beym Rathertheilen sich jener Eigenheit höchst selten überließ, um dem andern desto mehr Spielraum zum Selbstrath zu lassen, der meistens, so wie Selbsttrost, der beste ist.

Aus seiner Meynung, daß man Dienst- und gemeines Leben sehr unterscheiden und mit Rücksicht auf diesen Unterschied die hohe und niedre Menschenklasse behandeln müsse, floß seine Zurückhaltung gegen alles, was im Dienst über ihn gestellt war; ein gewisses Umständemachen oft selbst mit denen, die in frühern Jahren seine theils Umgangs- theils sogar Herzensfreunde gewesen, auch noch waren, und nun eine volle Erwiederung ihres Zutrauens zu ihm von seiner Seite erwarteten. Vielleicht lag die Ursache dieser ihm, trotz aller Weltgebrauchsfeile, immer anklebenden Pein- und Höflichkeit in seiner ersten Erziehung, vielleicht auch in der illiberalen Art, mit der man ihn bey seinem Eintritt in die Welt angesehen und behandelt hatte; so wie ich mir aus der Differenz zwischen der Eingeschränktheit seiner Einnahme als Jüngling und ihrer Reichlichkeit in männlichen Jahren seine Vorliebe und fleißige Sorgfalt für alle und jede Arten von Zierlichkeit und Aufputz erkläre. — Ueberhaupt legte er dem Dienst beynah immer eine Feyerlichkeitsfolie unter und einen Ernst, den er zwar durch Ton und feine Wendung zu mildern

suchte,

suchte, wirklich aber jederzeit für eine Haupt-directortugend hielt. Von seinen Untergebenen wünschte er zwar nicht gefürchtet zu werden, blos auf ihre Liebe zu bauen hielt er aber für mißlich und suchte daher ihre Ehrfurcht zu erhalten, und da er die Mittel dazu auf Antrieb seines cholerisch-melancholischen Temperaments con amore aufsuchte, so brachte er es hierin ungewöhnlich weit, obs gleich nicht an Leuten gefehlt haben mag, die ihm Gehorsam und Ergebenheit bloß vorspiegelten, ohne jenen zu leisten, diese zu fühlen; denn wo giebt es nicht viele der Menschen, die aus Empfindlichkeit über das Mißtrauen ihrer Vorgesetzten Anlaß nehmen, sie zu hintergehen? Mißtrauen ist ein lästiger Herr, dem die Defraudation zur Seite geht oder auf dem Fuße nachfolgt; so wie ich glaube, daß ein Charakter fast immer als falsch oder doch zweydeutig erscheint, wenn man in seinem Betragen zu oft Heftigkeit und Gelassenheit wechseln, letztre zu schnell auf erstere folgen, und Hitze des Tons und Gesichts zu rasch ins Kalte und Sanfte übergehen läßt, indem die Correctur alsdann gemeinhin für bloß erkünstelt gehalten wird und ohne Eindruck bleibt. Gelassenheit ist der Friede, der alles ernähret; Heftigkeit stiftet den Unfrieden, der, wenn er auch nicht alles verzehret, doch stets auf Kosten anderer lebt und wirkt.

Unser Bruder wand gewiß alle Mühe an, seiner natürlichen Hitze Meister und durch Gelassenheit populairer zu werden, und da ihn sein Verstand jederzeit begleitete, so war er

auch

auch jederzeit Herr des zweyten Moments — und wohl jedem, der nur Einen Moment fällt, im zweyten aber schon wieder aufgerichtet da steht! — Außer diesem Dämpfer auf die stählernen Saiten seines Temperaments besaß er eine vorzügliche Biegsamkeit, die ihm hals, besonders den gemeinen Mann auch nach einem Auffahren und wenn er ihm nicht helfen konnte, doch getröstet hinab zu schicken. Gefängniß bleibt freylich Gefängniß, auch wenn man seine Aussicht täglich abändern wollte oder könnte; freylich läßt sich ein solches Hinhalten nicht mit haltbaren Gründen vertheidigen; er hielt es aber nothwendig besonders im Dienst, und fand es am Arzt unverzeihlich, wenn er einem unheilbaren Kranken die Unmöglichkeit seiner Genesung ankündigen wollte.

Doch lassen Sie uns, m. Br., zu den Licht- und Glanzparthieen seines Lebens zurückkehren, und da ich den Fleiß für eine Haupttugend, besonders des Geschäftsmannes halte, weil bey seiner Vernachläßigung selbst der größte Verstand keine Früchte bringt, und Tausenden von Klagen über obrigkeitliche und bürgerliche Mängel und Gebrechen ohne ihn nicht abgeholfen werden kann: so wäre es eine Ungerechtigkeit, des unermüdeten und fast unübertreflichen Fleißes unseres verstorbenen Bruders nicht eingedenk zu seyn. Acht Stunden abgerechnet, die er im Durchschnitt dem Tisch und Schlaf widmete, gehörten alle übrige dem Studieren und dem Dienst. Schwer dürfte sich ein zweyter finden, der über seine Zeit so

genau

genau auf Etat und Rechnung hielt wie er, der schriftstellerische Arbeit so mit Amtsarbeit zu verbinden wußte, daß letztere über erstere weder gering geschätzt noch nachläßiger betrieben ward. Denn Amtsgeschäfte blos im Momente des Geniedranges treiben, und sie bis zu seiner Erscheinung, wie wohl oft zum Deckmantel der Nachläßigkeit vorgewendet wird, aussetzen wollen, scheint mir eine Versündigung am öffentlichen und Privatwohl. —

Verstand offenbarte sich bey ihm überall. Nicht das kleinste Kämmerchen seines Hauses, nicht der verborgenste Winkel seines Gartens, kein Blatt seiner Schriften, war angelegt, verziert, hingeschrieben ohne Ueberlegung, Absicht und besonderes Ur- und Vorbild entweder der Natur oder seiner Phantasie. Freylich schien manchem Kaltblütigen vieles ein wenig überladen und mit Schwärmerey tingirt; allein wo so viel Verstand ist, da ist Schwärmerey kein Fehler oder bringt wenigstens keinen Schaden, und unser Freund hätte nicht nöthig gehabt, seinen ihm angebornen Hang zur Schwärmerey so sorgfältig zu verbergen, da doch verschiedene Fälle theils in seinem Ordens- theils in seinem Privatleben, besonders auch sein Glaube an Ahndungen, auf die er vieles hielt, die er zu haben glaubte und die ihm auch oft eintrafen, diesen Hang sichtbar machten.

Seine Spatziergänge waren sicher kein Zeitverlust; denn auf ihnen verglich er die Natur im engern Verstande mit der sittlichen des Menschen, und da er die Fragkunst in hohem

Grade

Grade verstand, so fragte er der Natur, dem Menschen, und so zu sagen allem, was er sah und genoß, die besten Künste ab, und zog Vortheile aus ihren Antworten, besonders zum Gebrauch seiner Schriften. Bruchstücke solcher innern Gespräche sind seine Handzeichnungen nach der Natur.

Freundschaft hielt er für das Summum der menschlichen Natur, glaubte aber die Zuflucht zum Freunde müßte immer die letzte seyn; bis zum Eintritt der höchsten Noth müßte man den Freund schonen, dieser aber müßte auch durchaus helfen, wenn sonst keiner helfen wollte oder könnte. Zwar läßt sich dieser Exaltationsbegriff der Freundschaft sehr mißbrauchen und zum Deckmantel für Hartherzigkeit und unwillige Geberhand anwenden; es läßt sich vermittelst seiner der Nothleidende entfernen, abhalten, verscheuchen, zum Ergreifen der gefährlichsten Mittel verleiten — er setzt die Freundschaft über die Gränzen der menschlichen, wenigstens der bürgerlichen Welt, indem er aufs Mein und Dein zu viel und zu wenig Werth in Einem Athem setzt.

Seine Art zu denken und zu schreiben kann jeder aus seinen Schriften, besonders aus dem Buch über die Ehe, den Lebensläufen nach aufsteigender Linie, und den Kreuz- und Queerzügen kennen lernen. Diese drey sind besonders Gewebe der treffendsten Bemerkungen über idealische und wirkliche Welt und enthalten alles, was er über menschliches und bürgerliches Leben und über Religion dachte und

wünschte.

wünschte. Hätte er länger gelebt, so würde er außer einigen andern theils nur kurz entworfenen, theils schon angefangenen Schriften, noch sein Dienstleben geschrieben haben, wozu er seit vielen Jahren Materialien sammelte; diese unterbliebene Arbeit ist ein wahrer Verlust, weil ihre Ausführung gewiß zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung gedient hätte jedem anwendungsfähigem Leser.

Während seines Lebens machte er aus seiner Schriftstellerey ein hohes Geheimniß, so oft und viel auch die dawider sprachen, die um dieß Mysterium wußten, — so groß auch der Beyfall war, den die mehresten seiner Bücher mit allgemeiner Einstimmung erhielten. Vermuthlich erlaubte ihm seine Neigung zur Verschlossenheit nicht, der Welt gedruckte Bekenntnisse abzulegen. — Das Eigenthümliche seiner Schreibart konnte er beynah nirgend unkenntlich machen; es herrscht in seinen Briefen, in seinen Dienstaufsätzen, in den verschiedenen Aufsätzen und Bemerkungen über den Landrechtsentwurf, für die er mehrmalen die Preißmedaillen erhielt. — In seinen jüngern Jahren hatte er viel den Seneca, in den spätern erst den Montaigne gelesen. Die Eigenheit seines Styls bestand daher oft in zu vieler Würze.

Einsamkeit war, zu Folge seines Hanges zur Verschlossenheit, zur Ueberlassung an die Kreuz- und Quergänge der Phantasie, zur Grübellust über Dinge, die sich vielleicht gar nicht ergrübeln lassen und in denen er es doch

so gern bis zur wahrscheinlichen Ahndung gebracht hätte. — Einsamkeit war sein Element; die von seinem Amte unabtrennbare Unruhe machte sie ihm immer theurer und jede Stöhrung in ihrem Genuß, außer durch seine innigsten Freunde, unangenehm.

Da es leichter ist, Geld zu berechnen, als Verdienste zu würdigen, so ist der beträchtliche Nachlaß unsers Bruders ein allgemeinerer Gesprächsstoff geworden, wie das natürliche und erworbene Große und Edle seines Kopfs und Herzens; auch über diesen Punkt müssen wir uns einverstehen und berichtigen. Die Bemühung, sein Vermögen zu bessern, interessirte ihn nur in so fern, als die Verbesserung seiner Anverwandten in geistiger und häuslicher Rücksicht ihm äußerst angelegen war. Ich und mehrere unter uns wissen es, daß er für das Emporbringen der Seinigen nicht Zeit, nicht Kosten, nicht saure Mühe sparte. Für seine Person war er sehr frugal und führte überhaupt eine so strenge Oekonomie, als sich nur immer mit seinem Triebe, die schönen Künste zu fördern und mit dem Anstande vertrug, den er überall sorgfältigst beobachtete, der ihn daher oft zu einem gewissen Aufwande nöthigte, ja der ihn sogar in große Gesellschaften führte, die ihm in eben dem Maaße mißfielen, als ihm kleine Kreise, in denen Verstand und Heiterkeit herrschte, lieb waren. Ja auch diese Wohlstandsausgaben wußte er durch sein Raffinement, durch Mittel, die ihm sein Amt darbot, zu mindern und doch in die Augen fallen-

der

der zu machen, als sie es in der That waren; sogar den Ruf, in dem sein Kopf und sein Geschmack standen, wußte er den Künstlern, die für ihn arbeiteten, und den mitgenießenden Freunden in Anschlag zu bringen.

Nachdem ich Sie, m. Br., mit der Inventur der Eigenschaften unseres heimgegangenen Bruders vielleicht zu lange unterhalten, so kürz' ich die Aufzählung von Hippel's Verdiensten um dieses Haus ab und beziehe mich blos auf Ihre Mitwissenschaft von seiner wirksamen Theilnehmung an jeder Veränderung dieses Hauses beynah von seiner Stiftung an. Seine Arbeiten, einst als Redner und in der Folge als Vorsteher, zeichnen sich gewiß merklich aus. Die Directionsgeschäfte nahm er sehr zu Herzen, ob er gleich, besonders in den letzten Jahren, kein fleißiger Logengänger war, indem es auch in diesem Stück mit Recht wie bey der Taufe heißen kann: Wasser thuts freylich nicht. An guten Vorschlägen ließ es ihm nie fehlen; allein die Logen haben kein Privilegium vor andern Stiftungen; auch in ihnen wandelt die Pluralität nicht immer auf der Straße, die da heißet die richtige; viele seiner Vorschläge sind indessen doch gedeihlich durchgedrungen, tragen noch jetzt gute Früchte und müssen sein Andenken unter uns in Seegen halten, oder wenn man dieses vergäße, zum schlimmen Zeichen der Zeit werden.

Zum Schluß nur noch ein paar Bemerkungen über das Trauren um die Gestorbenen und

die Hinsicht während des Lebens auf die Beurtheilung nach dem Tode.

Wenn sich zu dem Bewußtseyn, daß wir selbst noch wirklich leben, der Gedanke gesellt, daß ein anderes menschliches Wesen, welches wir neben uns in einer der unsrigen ganz gleichen Thätigkeit gesehen, nicht mehr neben uns existirt, so entsteht zuförderst eine Art von Zweifel an dem Tode des Gestorbenen, und wenn wir den ersten Grabschaufelwurf auf seinen Sarg vernehmen, so überfällt uns ein Schauer, indem dieser Schall uns seine Trennung von uns, die wir seine zweyte Hälfte waren, seinen Eingang in die Verwesung unwiderleglich ankündigt, bestätigt und versinnlicht. Das Resultat dieser innern und äußern Wahrnehmung erzeugt ein Gefühl des Todes, über den man sonst keine eigne Erfahrung machen kann und von dem man also durchaus bloß vom Hörensagen so lange spricht, bis uns ein Freund stirbt, der mit uns in der innigsten Verbindung stand; dann erst wird unsre Todesbekanntschaft minder oberflächlich. Wird aber nicht jeder, der solchem Verlust nicht bloß nachweint, sondern auch nachdenkt, finden, daß alles Trauren um den Todten selbstsüchtig sey und mehr aus Besorgniß vor dem eignen Sterben, als aus Empfindung über den Gestorbnen entstehe?

Von vielen, besonders von öffentlichen oder sonst ausgezeichneten Männern schreiben denkende Zeitgenossen sich vieles auf, schreiben es aber mit sympathetischer Tinte, die, so lange der Mann lebt, unleserlich bleibt, selbst für

den

den Aufschreiber; — stirbt er, so macht sein Tod jene Buchstaben alle wieder sichtbar; dann wird sein Leben verlesen und jeder richtet, ohne sich durch das menschenfreundlich warnende: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, abschrecken zu lassen. Wir, m. Br., wollen nicht richten — aber auch nicht trauren gleich denen, die keine Hoffnung haben."

Es ist noch übrig, von Hippel als Schriftsteller zu reden. Hierüber erhielten wir gleich im Jahr nach seinem Tode einige Bogen von seinem Freunde, dem Kirch. Rath Borowski, welche mit dem größten Interesse gelesen wurden; „Ueber das Autorschicksal des Verfassers des Buchs über die Ehe, der Lebensläufe in aufst. Linie u. a. m. Eine Beylage zu den benannten Schriften. Königsb. 1797. bey Hartung. 72 S. 8." — Diese Schrift benutzt hier der Nekrolog, indem er das noch beyfügt, was ihr Verf. selbst und andere Freunde Hippels ihm hierüber mittheilten, besonders was sich dazu noch aus der spätern Untersuchung seiner Papiere geben ließ. Es folgt also hier ein Verzeichniß der gedruckten Schriften von Hippel, nebst Angabe ihres Inhaltes; — dann über seine Anonymität,

ihre Ursachen u. s. w.; — über den Streit ob er alleiniger Verfasser dieser Schriften sey; — endlich über das, was sich Ungedrucktes unter seinen Papieren gefunden, Entwürfe, fragmentarische Materialien und über schriftstellerische Plane, die er noch auszuführen gedachte.

Schon aus der von ihm selbst erzählten Jugendgeschichte wissen wir, daß er kurz nach der Zurückkunft von Petersburg, im zwanzigsten Jahre, seine erste Schrift drucken ließ. Es waren

1. Gedanken über die Unzufriedenheit der Hr. v. W. Nebst Zuschrift, Vorrede und Motto. Zuschrift an Hrn. * O daß der Himmel mir das Glück im Tode gönnte, daß meine Asche sich mit deiner mischen könnte. von Haller. — Vorrede. Vale! Cicero. — Motto: Nackt fall ich in der Weisheit Arme. Ulz. 1761. Ein Quartbogen.

So ist der, die humoristische Anlage des Verf. und seine Neigung zum Ungewöhnlichen schon jetzt verrathende Titel dieses in Alexandrinern abgefaßten kleinen Lehrgedichts. Der Buchstabe W. bezeichnet den damaligen Aufenthalt des Verf., Wesselshöfen bey Königsberg, wo

er

er Hauslehrer war und einen Sommer durchlebte. Zuerst war es in den Königsberger Intelligenzblättern, nachher besonders abgedruckt. Gewidmet ist es seinem Kayser, eben so wie das folgende:

2. Rhapsodie. Facit indignatio versus. Iuv. Königsb. b. J. J. Kanter. 1763. 30 S. 8.

Wir kennen aus seiner Schilderung den Unmuth, mit welchem er zu kämpfen hatte, als nach seiner so frohen, so aufmunternden nordischen Reise er sein vortheilhaftes Verhältniß zu seinem Gönner Woyt zerstört fand und zugleich in der Unruhe seines Gemüthes den Schritt that, vom theologischen zum juristischen Studium überzugehen. Hier schildert der schwermüthige Jüngling in übertreibenden Phrasen seinen Gram und wünscht sich den Tod. (Eine Beurtheilung davon siehe in der Thorner gel. Zeit. 1764. S. 54.)

Auch die kleinern Gelegenheitsgedichte von ihm aus dieser Periode sollen hier im Vorbeygehen genennt werden; so unbedeutend sie an sich sind, so gehören sie doch mit zur literärischen Geschichte Hippels: „Das christliche

Ehepaar. 1760.“ welches Hochzeitlied also, genau genommen, der eigentliche Erstling seiner Druckschachen ist. — „Das schöne Herz. 1761.“ auch bey einer Verbindungsfeyer. — „Auf die Abreise des Feldpred. Preyß nach Potsdam. 1763.“ — „Zur Verbindung seines Freundes R. mit Marianen. 1764.“ — „Der Funkschen Gruft im Namen einiger Freunde. 1764.“ — — Hieher gehören auch noch, außer manchen Recensionen, jene poetischen Versuche, in den Königsberger gel. und polit. Zeitungen, in welche noch andere nachmals berühmte Männer, z. B. Herder, die Erstlinge ihrer Arbeiten einst einrücken ließen. Dort stehen von ihm: Ländliche Empfindungen. 1764. S. 174. — Ode am Geburtstag des Königs. 1765. S. 15. — Bey der Wiederkehr vom Lande. Eb. das. S. 296. — In allen diesen sind hie und da Funken eines aufkeimenden vorzüglichen Talents; doch würden sie in der Literaturgeschichte keine Erwähnung verdienen, wenn der Verf. nicht durch seine spätern Schriften einen so großen Ruhm erlangt hätte.

Die beyden nächsten größern literarischen Arbeiten Hippels sind:

3. Der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann. Ein Lustspiel in Einem Aufzug. Königsb. 1765. 96 S. 8. und
4. Die ungewöhnlichen Nebenbuhler. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Königsb. 1768. 140 S. Duod.

Zu ihrer Zeit waren diese Stücke willkommene Bereicherungen unserer eben beginnenden dramatischen Literatur, und besonders das erste ist ehmals mit Beyfall aufgeführt worden. Aber einen bleibenden ästhetischen Werth haben sie nicht; man trift darin nur wenige Spuren von der witzigen, eigenthümlichen Manier des Verfas. Seine Darstellungsart hat in den Lebensläuf. u. a. immer so viel Dramatisches, Lebendiges, daß man, wenn er nun eigentlich als dramatischer Dichter auftritt, vielleicht noch mehr erwartet, als man hier findet. Es war eine Jugendarbeit. H. behielt Liebhaberey für diese Gattung bis in seine spätern Jahre. Fragmente dieser Art fanden sich noch unter seinen Papieren. Hätte er in spätern Jahren etwas dramatisches wirklich ausgearbeitet, und vollendet, so würde es jene gedruckten Stücke gewiß weit übertroffen haben.

5. Freymäurerreden. Visu carentem magna pars veri latet. Sen. Königsb. 1768. 168 S. 8.

Dieß Büchelchen hat sich bereits selten gemacht. Es handeln diese zehn Reden: 1. Ueber den Ruf des FM. — 2. Der FM. studirt für das Herz. — 3. Einfluß der FMrey auf die schönen K. u. Wiss. — 4. Daß ein FM. auch außer der Loge ein Bruder seyn müsse. — 5. Von den erlaubten Geheimnissen der Tugend. — 6. Die Ehre der Tugend im Verborgenen. — 7. Trostgründe des FM. im Unglück. — 8. Von den Gesinnungen des FM. über sein Ende. — 9. Von den Pflichten des FM. gegen das schöne Geschlecht. — 10. Wünsche sind überflüßig. — Diese sind nicht allein von ihm, wenigstens nicht Num. 3. 6. u. 9.

6. Auf die Frage: Ist es rathsam, Missethäter durch Geistliche zum Tode vorbereiten und zur Hinrichtung begleiten zu lassen. Königsb. 1769. 29 S. 8.

Veranlaßt durch eine kleine anonyme Schrift des D. Steinbart über denselben Gegenstand, worin Steinbart sich gegen alles Begleiten durch Geistliche zur Richtstätte erklärt,

und

und das Geschäfte des Predigers in Vorbereitung und moralischer Bearbeitung der Gefangenen setzt. (S. All. d. Bibl. B. 14, 167.) Hippel, damals schon in einem richterlichen Amte, las dieß mit großer Theilnahme; er ist in dem Hauptpunct der Vorbereitung, mit dem Verf. übereinstimmend, aber er stimmt für die Begleitung, und daß der Prediger von der Richtstätte aus sogleich noch eine Vermahnung an das Volk halten solle. Besonders aber hat er es mit dem Vorschlag Steinarts zu thun, die Geistlichen sollten eine psychologische Geschichte des Verbrechers aufsetzen, auf die dann selbst der Criminalrichter bey Fällung des Urtheils Rücksicht nehmen müßte. Da nimmt er sich der Würde der Criminaluntersuchung an, in welcher er freylich musterhaft verfuhr; wer über das Leben eines Menschen urtheilen solle, müsse selbst untersuchen. — Diese Blätter sind schon ganz in seiner eigenthümlichen, humoristischen Manier. Er widmete sie dem damaligen Kanzler Preußens v. Korff, einem allgemein verehrten Manne, ohne auch diesem sich namentlich zu entdecken. „Es ist dieses, sagt er, vielleicht die erste Zueignungsschrift in der Welt, wobey der, dem sie gewidmet ist, den

Namen

Namen des Autors nicht weiß und ihn, allem Vermuthen nach, auch nie erfahren dürfte." Steinbart gab bald nachher seine Schrift heraus: Was für einen Werth kann man nach der Schrift und Vernunft den schnellen Bekehrungen zueignen ꝛc., deren Inhalt mit jener erstern zusammenhängt, ohne auf manches wichtige Wort, das Hippel ihm hier gesagt hatte, Rücksicht zu nehmen; der satyrische Ton der Hippelschen Schrift konnte ihm mißfallen haben.

7. Geistliche Lieder. Berlin, b. Haude u. Spener. 1772. 8. 93 S.

Es sind dieselben Versuche, die er einst, wie man sich aus seiner Biographie erinnert, handschriftlich an Gellert schickte; jetzt gedruckt, widmete er sie Klopstock. Viele davon sind mit Veränderungen in neuere Gesangbücher (in das der reform. Gemeinde in Preussen 1784. — Koppenhager allg. Gesangb. 1782. — Churpfälzisches Gesangbuch.) übergegangen. Es herrschen in ihnen, so wie sie Hippel herausgegeben hat, die gewöhnlichen dogmatischen Vorstellungen jener Zeit; oft ist gegen die Sprache und das Mechanische der Poesie gefehlt und kaum hie und da eine Spur

von

von der Kraft des Ausdrucks, die ihn sonst auszeichnet. Hippel behielt aber immer eine Vorliebe für jene Versuche, besserte daran mit Benutzung des Urtheils seiner Freunde, und verfertigte zu diesen 32 Liedern noch weit mehrere. Aus diesen noch ungedruckten giebt in der Schrift über Hippels Autorschicksal (S. 24) Borowski eins zur Probe, das voller Wahrheit, Stärke und hoher Einfachheit der Gedanken und voll Kraft und Leben im Ausdruck ist, obgleich nicht frey von Härten und Sprachunrichtigkeiten. Nach dieser Probe zu schließen müßte eine Auswahl aus diesem Liedernachlaß vielen ein willkommenes Geschenk seyn.

8. Ueber die Ehe. Berlin, b. Chr. Fr. Voß. 1774. 229 S. 8. — Zweyte Aufl. 1775. 319 S. — Dritte Aufl. 1792. 426 S. — Vierte Aufl. 1793. 501 S.

Gleich bey seiner Erscheinung wurde dieß Buch von der philosophischen Lesewelt mit dem lebhaftesten Beyfall aufgenommen; in dem damals gelesensten anzeigenden Journal (Allg. d. Bibl. 28, 37.) heißt der Verf. „ein Mann von seltnen Kenntnissen, von einer ausgebreite-

ten

ten Gelehrsamkeit, ein Meister in der Schreibart, — Eigenschaften, welche machen, daß man sein Werk nicht aus den Händen legen kann, bis man es ausgelesen hat, weil es wirklich unter die wenigen vortrefflichen Bücher gehört, die jeden Leser Vergnügen machen und den edlern darunter zum Nachdenken Gelegenheit geben. — Zwey Auflagen brachten es gleich Anfangs in viele tausend Hände in Deutschland. Hamann, der auch nicht wußte, wer eigentlich Verfasser davon sey, ließ auf Veranlassung dieses Buchs, bey einer Eheverbindung in seinem Zirkel, einen Aufsatz drucken: „Versuch einer Sibylle über die Ehe. Komm ich einst als Geist zu Dir, so erschrick mir nicht vor mir. 1775. 8. — ganz in Hamanns Art! Ein Versuch, der selbst so wundervoll als die Liebe, und so geheimnißreich als die Ehe ist. Seine Sibylle will, nach S. 9, zwar demjenigen nicht nachbuhlen, was ein gelehrter und witziger Kauz ihres Vaterlandes vor kurzem über diesen Gegenstand geschrieben; aber sie nimmt Rücksicht auf jene Ideen, und sucht sie hie und da zu berichtigen. Sie vergrößert ihren Versuch nicht durch ein Postscript, dieses Wahrzeichen ihres Geschlechts, (s. Ueber die Ehe. 1. Aufl. S. 140.

3te

3te Aufl. S. 305.) gesteht aber offenherzig, „daß dieses ihr Geschriebenes nur ein Gericht Irrlichter sey, das sie aus dem faulen Graben ihrer benachbarten Wiesen gefischet habe.“ Die Königsberger Leser wissen sich den letztern Ausdruck aus der damaligen Wohnung Hamanns und der Benennung jener Stadtgegend zu erklären. — Im J. 1792 war eine dritte Auflage nöthig, die der Verfasser, wie man schon aus der vermehrten Bogenzahl sieht, reichlich mit Zusätzen beschenkte. Das merkwürdigste dabey ist, daß der Verf., der durch Ernst und Witz in den ersten Ausgaben dem Manne das Regiment im Hause gesichert hatte, nun der Frau die vollkommene Mitherrschaft zuspricht, ja die Weiber zu Staatsämtern zugezogen verlangt. Diese dritte Auflage fand in der A. Lit. Zeit. (1793. II, 521.) einen dem Gegenstand gewachsenen Recens., der die Vorzüge dieses vortrefflichen Buches auseinandersetzt, ohne seine Schwächen zu verdecken, die vornämlich in Ueberladung des Witzes, zu allgemein aufgestellten Behauptungen und oft nicht genug sicherm Geschmack bestehen. „Das strengste Incognito, das der Vf. des berühmten Buchs über die Ehe nunmehr fast zwanzig

Jahre

Jahre lang beobachtet, hat die ungeduldige Neugierde der literärischen Anekdotenkrämer auf das Aeußerste gebracht. Bey Gelegenheit gegenwärtiger neuen Auflage erwachte sie von neuem mit dem größten Ungestüm, und alles wurde zur Befriedigung dieser kindischen Leidenschaft aufgefordert. Alles aber umsonst; man hat dem Vf. sein Geheimniß weder ablauschen, noch abcomplimentiren können. — Es ist in dieser geistreichen Schrift über die Ehe keine systematische vollständige Behandlung dieser wichtigen Materie nach ihrem ganzen Umfange zu suchen, sondern eine Sammlung neuer, feiner und witziger Beobachtungen, Ideen, Paradoxen in dem lebhaftesten, geistreichsten Tone vorgetragen, die Resultate der Forschungen eines gelehrten und philosophischen Menschenbeobachters in der anmuthigsten Hülle, mit den lachendsten Blumen des Witzes verziert." (Andere Anzeigen dieses Buches s. Neue A. d. B. 2, 466. — Leipz. gel. Zeit. 91, 827. — N. B. d. sch. W. 46, 246) — Die vierte Ausgabe hatte noch mehr von den neuen Vorstellungen des Verf. über die Rechte der Weiber, wie er sie nachher in einer eignen Schrift ausführte. Die große Verehrung, welche

welche er für die Kaiserin Catharina II. von Rußland hatte, und die er ihr an mehrern Stellen seiner Schriften bezeugt, trug zu seiner Meynung bey, das weibliche Geschlecht sey zu allen Geschäften und Aemtern fähig. Hippel schickte ein Exemplar der vierten Auflage des Buchs über die Ehe an den General-Lieut. Grafen von Anhalt in Petersburg, um es der Kaiserin, deren darinn auf eine sehr schmeichelhafte Art gedacht wird, zu überreichen; er hatte aber nicht die Genugthuung, von dem Grafen Anhalt eine Antwort zu bekommen, noch zu erfahren, ob es in die Hände der Kaiserin gekommen sey. — Uebrigens ist dieses Buch unter allen Schriften Hippels am mehresten gelesen worden, wird es auch künftig werden, und würde allein schon seinen Ruhm auf die Nachwelt bringen.

9. Pflichten eines Maurers bey dem Grabe eines Bruders. Eine Freymaurerrede in der Loge zu den drey Kronen in Königsberg; von B. E — Vale, vale, vale, nos te ordine, quo natura permiserit, sequemur cuncti. Danzig, bey Flörke. 1777. 62 S. 8.

Nach dem Tode des Kirchen-Raths, D. und Prof. Lindner gehalten. Hippel hatte diesen vor acht Jahren zum Redner in der Loge eingeführt; jetzt war die Stelle wieder ledig. Er hatte Lindnern das Versprechen gegeben, sein Grab öffentlich zu ehren. So spricht nun Hippel hier über die Art der Todtenfeyer bey den ält. Völkern, über das Seligpreisen der Verstorbenen f. f. „Der Maurer aber macht nicht aus Natur — Künsteley; aus Herz — Redekunst, oder aus Empfindungen — ausgelernte Tropen. Er treibt die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel der Menschheit, aus der hohen Schule der Weisheit und vom Grabe seines Bruders. Er, der sich nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal von den Schlakken der Vorurtheile reiniget, tritt mit unbestechbarem Gefühl an die Gruft seines Bruders, um — Wahrheit von ihm zu sagen, aber auch den Gedanken aufs neue lebhaft zu machen: Wir wandeln alle zum Grabe; wir müssen uns selige Augenblicke auf unser Sterbelager sammeln und Kühlungen auf heiße Prüfungsstunden; müssen säen auf den Tag der Erndte, auf unsere Sterbestunde, diesen heiligen

Abend

Abend vor dem Tage der Vergeltung.“ Dann führt er den neuerwählten Bruder Redner ein.

10. Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Nebst Beylagen A. B. C. Erster Theil. 1778. 526 S. — Zweyter Theil. 1779. 660 S. — Dritten Theils erster Band. 1781. 452 S. — Zweyter Band t). 1781. 652 S. mit Kupfern von Chodowiecki. Berlin, b. Chn. Fr. Voß. 8.

Die ganze Biographie Hippels im Nekrol. ist ein Commentar zu den Lebensläufen (wiewohl man es auch umgekehrt sagen könnte), und es ist unnöthig, das zu wiederholen, was darüber zerstreut hier gesagt worden ist. In Absicht des Beyfalls der Welt haben sie das Schicksal erfahren, was alle humoristische Schriften mit einander gemein haben, — ein Theil hat sie sehr erhoben und hat das, was ein gebildeter Geschmack darinn anstößig findet, gegen das viele Erhabene, Geistvolle, Scharfsinnige und Witzige übersehen, worinn sie so

t) Dieser zweyte Band des dritten Theils in dieser ganzen Biographie immer der Kürze wegen als vierter Band citirt.

reich sind; ein anderer Theil hat gerade das Gegentheil gethan. Bey ihrer Erscheinung sagte eine Stimme: (Allg. d. Bibl. 41, 468.) „Der Vf. besitzt die Gabe, in den gemeinsten Dingen besonders zu seyn; wir entlehnen diesen Ausdruck aus dem Buche selbst, weil wir gleich keinen schicklichern finden, den Gang des Witzes und der Laune des Vf., auch selbst der historischen Grundlage des Buchs im Ganzen zu charakterisiren. Unter unsern Humoristen nach Sterne's Manier wüßten wir keinen, dem es in dieser Art der Composition, ohne Yoriks Nachtreter zu seyn, so gelungen wäre. Er überläßt sich, eben so wie dieser, den Ergießungen seiner Laune, aber über andere Gegenstände als solche, die nur unter die Rubrik der Empfindsamkeit gehören; speculative Philosophie und Lebenspraktik begegnen einander hier wechselsweise unter den zufälligsten, doch ohne Zwang herbeyeilenden Veranlassungen; jedoch nicht in der Amtskleidung des langschleppenden theoretischen Talars, sondern in dem Farbenkleide des Witzes, unter dem Aufputz kekker Metaphern und eines allegorischen Schwunges; zuweilen, dünkt uns, sind der aufgetragenen Farben eher zu viel, als zu wenig." —

Alle

Alle Menschen, in denen lebhafte Einbildungskraft sich mit edlem Streben nach Wahrheit paarte, wie im Vf. selbst, lasen sie mit Enthusiasmus, und bey den oft räthselhaften Winken und genialischen Wendungen glaubte selbst der Mystiker einen Gotterleuchteten Verwandten in dem unbekannten Verf. zu erblicken. Ein Gespräch mit einem solchen hat Hippel 1785 aufgeschrieben; es folgt am Ende dieses Schriftenverzeichnisses. — Seinem Freunde Borowski (s. Autorschicksal, S. 30) sagte H. einst selbst, daß sein Zweck in diesem Buche gewesen sey, manche aus Kants Schule und aus den Heften desselben aufgefaßte Idee mehr zu populariſiren und sie so weiter zu verbreiten, als sie damals, da Kant sein System noch nicht öffentlich durch den Druck aufgestellt hatte, verbreitet waren. Hippel ahndete es damals nicht, daß ihm dieß Bestreben einst nach den Vorwurf eines Plagiats zuziehen würde! — Merkwürdig bleibt es, daß man den Verf. der Lebensläufe nicht gleich bestimmt in Königsberg suchte und auffand, da so viele Stellen die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Local verriethen. — — Nicht leicht hat Chodowiecki glücklicher mit seiner Kunst für ein deutsches

Buch gearbeitet, als für dieses. Die Blätter, mit denen er es bereichert hat, sind voll Geist und Leben, wie das Buch selbst. — Sollte es in der Zukunft noch einmal gedruckt werden, so ist zu wünschen, daß die Direction der Ausgabe in verständige Hände falle; durch genauere Interpunction, bessere Unterscheidung der Absätze, und überhaupt durch Sorge auf das Aeußere der Einrichtung, kann viel für den erleichterten Genuß gewirkt werden.

11. Bedenken über die historisch-critische Beleuchtung der Frage: Hat die Preußische Ritterschaft das Recht, ein beständiges Corps zu formiren und durch solches über allgemeine Landessachen Berathschlagungen anzustellen, und worauf gründet sich dasselbe? 1787. 120 (und 68 Seiten, welche die hier mit abgedruckte Schrift des Gegners einnimmt.) 8.

Die Veranlassung zu diesen Bogen war das im J. 1786 zum Throne König Friedr. Wilhelm II. gebrachte Gesuch der Preuß. Ritterschaft, „daß ihr nach alter Sitte und Gerechtsame erlaubt werden möge, in ein beständiges Corps zusammenzutreten, und durch eine Art

von

von immerwährendem Rath über das Beste und die Rechte ihres Standes wachen zu lassen ꝛc. Ein Ungenannter beleuchtete auf historisch-critische Art dieses Gesuch der Ritterschaft, und stellt es als unstatthaft dar. Hippel untersucht die Gründe desselben und tritt ganz auf die Seite der Ritterschaft und Stände. Da sah man, was er bis jetzt zu zeigen noch keine Gelegenheit gehabt hatte, seine sehr genaue Kenntniß der Preuß. Landesgeschichte und dabey seine große Freymüthigkeit in Ansehung des Urtheils über Landescollegien und Landesverfassung. Noch nach Jahrhunderten wird in dem Vaterlande des Verf. diese Schrift bey historischen oder statistischen Untersuchungen nachgesehen werden. — Für den Leser der Hippelschen Schriften ist es angenehm zu bemerken, wie bey dieser trocknen Materie doch der Witz des Verf. in eigenthümlichen Wendungen und glücklichen Wortspielen durchblitzt. Z. B. S. 13. Mein Gegner, der dem Werk des Montesquieu, das für mich eine solidarische Bürgschaft übernommen, selbst sein Siegel des Beyfalls aufdrückt, indem er am Ende das erste Capitel des ersten Buches dieses Geistes citirt, hätte sehr wohl gethan, sich

näher bey diesem Schriftsteller über den monarchischen Staat zu erkundigen, oder auch nur bey der Schrift unsers so verdienstvollen Ministers von Herzberg (über die beste Regierungsform) sich Raths zu erholen, der Abhandlung eines Mannes, den er selbst einen großen Cabinetsminister nennt; las er aber dieses herrliche Cabinetsstück ꝛc.

12. Zimmermann der I. und Friedrich der II. von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. In ritterlicher Assistenz eines Leipziger Magisters. — Qui se mirantur, in illos virus habe. Martial. London, gedruckt in der Einsamkeit. (Berlin, bey Fr. Lagarde) 1790. 222 S. 8.

Mit juvenalischer Satyre wird hier der prätensionsvolle Mann gezüchtigt, der, verblendet von einer fast unbegreiflichen Eitelkeit, in seiner Schrift über den großen König des Stoffes nur allzuviel darbietet, um sein Geschreibsel als lächerlich, anmaßend und thöricht darzustellen. Mit überzeugender Beredtsamkeit sind zugleich die trefflichsten Räsonnements über Preßfreyheit, Censur, Religionszwang, eingeflochten.

13.

13. Handzeichnungen nach der Natur. Berlin, b. Chn. Fr. Voß und Sohn. 1790. 182 S. 8.

Auf seinen einsamen, fast täglichen Spazliergängen nach den Häfen entstanden diese idyllenartigen Monologe über die Natur — überraschende Vergleichungen zwischen der leblosen und vernünftigen Natur. Manche Leser von regsamer, poetischer Empfindsamkeit haben sie sehr erhoben.

14. Das Königsbergische Stapelrecht. Eine Geschichts- und Rechtserzählung mit Urkunden. Berlin, b. Lagarde. 124 S. 8.

Von der Geschichte, Literatur und Theorie des Stapelrechts ist hier nur das Nöthigste berührt. Dann folgen von den Zeiten des Hohemeisters Winrich von Kniprode an, welcher Königsberg die Stapelgerechtigkeit verlieh, die erheblichsten Privilegien und Verträge, in welchen dieses Rechts gedacht, solches erneuert oder bestätiget ward, bis auf die neuesten Zeiten. Der Verf. giebt alle Gründe, welche jede Parthey (denn Memel wollte sich zum Nach-

theil der Hauptstadt hierin gleiche Rechte anmaßen) für sich beybringen konnte, genau an, und legt dieser an sich trocknen Sache durch Ueberguß von Witz und Laune so vielen Reiz bey, daß dadurch jeder Leser interessirt wird.

15. Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin, in der Voss. Buchh. 1792. 429 S. 8. (s. Allg. Lit. Z. 1794. IV, 557.)

Dieß Buch sucht zu beweisen, daß man den Weibern alle Rechte der Männer im Staate einräumen solle, und führt es im Einzelnen durch, in Staatsgeschäften, in der Gelehrsamkeit, Arzneywissenschaft ꝛc. Manche nahmen das Ganze für Ironie, so viel Paradoxen sind darinn; aber es war Hippels völliger Ernst, und er zeigte sich empfindlich gegen den vielen Tadel, den er hierbey erfuhr. Scheffner stimmte seinen Behauptungen in der Allgemeinheit, die er ihnen gegeben hatte, gleichfalls nicht bey, als Hippel ihm das Mscpt zur Durchsicht gab. Er hatte hernach diesem seinen Herzensfreund ein Exemplar davon geschenkt, nahm es ihm aber nach einer Dispüte über den Inhalt desselben, und Scheffner bekam es

nicht

nicht wieder. — Durch die Schriften der Madam Wolstonekraft und andere, sind ähnliche Behauptungen und Wünsche neuerer Zeit wieder in Anregung gekommen. S. Gutsmuths Bibl. der pädagog. Lit. B. 1. St. 1. 2. 4.

16. Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen und Zierrathen. Berlin, bey Voß. 1792. 72 S. 8.

Hippel hatte als Stadtpräsident mehrmals den Verdruß, auch bey seinen Anlagen von Spazierörtern, besonders bey seiner so fleißigen Verschönerung des sogenannten philosophischen Ganges in der Nähe der Vestung Friedrichsburg, die Wirkungen der Zerstörungssucht an Bäumen, Alleen, Bänken u. dgl. bemerken zu müssen. Die Aufgabe der K. Societät der W. zu Göttingen von 1791, den Ursachen dieses Muthwillens in Deutschland nachzuspüren und ihn zu hemmen, veranlaßte ihn, das Resultat seines Nachdenkens und seiner Beobachtung mitzutheilen. Er hatte nicht die Absicht, mit um den Preis zu concurriren; seinen Aufsatz endete er gerade an dem Tage, wo in Göttin-

gen

gen über die eingegangenen Schriften abgesprochen wurde.

17. Nachricht die von K*sche Untersuchung betreffend. Ein Beytrag über Verbrechen und Strafen. Königsb. b. Nicolov. 1792. 134 S. 8.

Fräulein von Kawatschinska hatte ihre zwey unehelichen Kinder umgebracht; das eine Criminalgericht sprach ihr nach dem letzten Verbrechen Staupenschlag und beständiges Gefängniß zu; das andere reformirte dieß Urtheil in Hinrichtung mit dem Schwerdte. Hr. von Sp. erbot sich, das Fräulein zu heirathen und dadurch von der Strafe zu befreyen; aber bey der höchsten Behörde in Berlin ward auch dieß verworfen und es blieb bey der Hinrichtung. — Hippel erzählt hier den Gang der Untersuchung vor dem Criminalgericht, in welchem er selbst präsidirte, und webt nach seiner Weise geistvolle Betrachtungen über Verbrechen, Leibes- und Lebensstrafen ein. Erzählung und Räsonnement machen diese kleine Schrift sehr anziehend; sie giebt dem Richter und Philosophen Stoff zu mannichfaltigen Betrachtungen.

S. 70. „Die menschliche Strafgerechtigkeit ist ein beflecktes Kleid, und da positive Strafen kein Vorbild in der Natur finden, welche blos durch die Folgen der Vergehungen straft oder eigentlich erzieht, so ist die Materie über Strafen und über den Gipfel derselben, die Todesstrafen, eine der mißlichsten und schwersten Aufgaben, die man eher zerhauen, als auflösen kann. Es ist Schwachheit, wenn Richter glauben, jeder Verbrecher thue aus Vorsatz Böses, und begehe das Verbrechen blos in der Absicht, Böses zu thun; denn thut er es nicht aus Irrthum, weil er seine Handlung als ein Mittel ansieht, einen eingebildeten Vortheil zu erreichen?“ — „Schamhaftigkeit ist ein Umstand, der mir wenigstens unüberwindlich zu seyn scheint; sie ist die Physiognomie der Unschuld, obgleich allerdings viel Feinheit zur Bestimmung gehört, ob nicht mit Schminke nachgeholfen worden. Oft gerathe ich in Versuchung, eine Unglückliche, welche ihre mütterliche Liebe zum Kinde dieser Schaam halben verleugnete, so wenig verächtlich zu finden, daß ich vielmehr eine Halbschwester der Tugend in ihr verehre. Soll sie gestraft werden, so verdient sie eine Strafe, die noch nicht erfunden ist. Hebt man Schande und Schaam im Staat auf, so sind seine Grundpfeiler erschüttert, sein Wesen und sein Nervensystem ist in Unordnung; Schaamlosigkeit einführen, heißt dem Staate Opium verschreiben. Ant. Giuliani schreibt die Ursache der franzöſ. Revolution der Schaamlosigkeit und Liederlichkeit der Pariser Damen

zu;

zu; ich möchte nicht die Revolution an sich, sondern jene Kleinigkeitskrämerey, jenen Pfennigsgewinnst und Thalerverlust, und den Jacobinerorden auf jene Rechnung setzen. Freylich mag es in Paris wenig Kindermorde gegeben haben; aber was gab es nicht sonst! Sittenlosigkeit ist Seelenmord, und wenn mittelst derselben und der Findelhäuser, (gemeinhin privilegirte Mördergruben) dort keine Kindermörderin ist, so wäre zwar dieß Verbrechen besiegt; hat aber die Moralität hiebey Palmen gebrochen? Mit nichten. Es giebt Siege in der bürgerlichen und moralischen Welt, über die man Blut weinen sollte." —

18. Kreuz- und Queerzüge des Ritters A bis Z. Von dem Vf. der Lebensl. nach aufst. Linie. 1. B. 577. — 2. B. 584 S. Berlin, b. Voß. 1793 u. 94. 8. (A. L. Z. 94. IV, 509. — N. A. d. Bibl. 28, 519. — Gothaische g. Z. 93, 755. — O. deutsch. A. L. Z. 93. II, 327. 1186. — Der Zusatz auf dem Titel: Von dem Verf. der Lebensl. wurde auf wiederholtes Ansuchen des Verlegers beygefügt.)

Eine ganz unbedeutende Geschichte ist hier, wie in den Lebensl., mit der größten Darstellungsgabe dazu benutzt, uns eine Reihe trefflichgezeichneter Charaktere vorzuführen, lachen-

den

den und ernsten Spott über Ahnenstolz, wilde Freyheitsschwärmerey, Sucht nach Ordensverbindungen und Geheimnißkrämerey auszugießen und die erhabensten Vorschriften der Weisheit einzuflechten. Mancher Leser wird schwanken, ob er den Lebensl. oder diesen Kreuzzügen den Rang geben soll; aber die größere Zahl dürfte doch wohl die Lebensl. vorziehen, da in ihnen die Charakterschilderung wenigstens eben so bestimmt ist, und hingegen die allzuhäufige Einmischung von Ordenswesen und die Satyre auf die Thorheiten der Zeit in dergleichen Verbindungen, das allgemeinere Interesse vor den Kreuzzügen verhindert. Uebrigens entgeht es dem aufmerksamen Leser nicht, daß auch dieses letzte Buch Hippels, so wie überhaupt seine spätern Schriften, viel freyer von Sprachfehlern und im Ganzen correcter ist, als die frühern.

*

Ungeachtet seiner Anonymität war er doch sehr empfindlich gegen harte und tadelnde Urtheile über seine Bücher. Eine scharfe Recension konnte ihn auf viele Tage verstimmen und in bittern Mißmuth versetzen, welches ihm bey

der

der letzten Auflage seines Ehebuchs und bey den Kreuz- und Qu. Zügen besonders begegnete. Am tiefsten verwundete ihn die Recens. in der Leipz. Neuen Bibl. d. sch. Wiss. 46, 246 und gegen diesen Critiker, für den er fälschlich den edlen Weiße hielt, geht vorzüglich sein Unmuth am Schlusse des Buchs über die bürgerl. Verbess. der Weiber. Daher seine öftern Ausfälle auf die Recensenten. Wurde er von manchen kältern und regelrechtern Menschen zu sehr getadelt, das Genialische seiner Schriften zu wenig erkannt und gerühmt, so hätte er sich damit trösten sollen, daß er von andern wieder zu hoch angesetzt und zu unbedingt gepriesen wurde. Seine in aller Hinsicht so reichhaltige Schriften und seine originelle Manier bieten dem Lob und Tadel so vielen Stoff dar, ja den sonderbarsten und unerhörtesten Auslegungen. Es ist oben eines angesehenen Mannes erwähnt worden, der einst, verleitet durch die damals am Hofe herrschende Denkungsweise, über die Lebensläufe die wunderlichsten Auslegungen gegen Hippel äußerte, so daß dieser die ganze Unterhaltung notirte, — ein Beytrag, den Geist einer Klasse von Menschen zu charakterisiren, die am Ende des 18ten Jahrhunderts

eine

eine merkwürdige Erscheinung für den Beobachter des Zeitgeistes waren; und zugleich ein sprechender Beweis von der Wärme und Innigkeit, mit der Hippels Herz erfüllt wurde, wenn er, obgleich klüglich seinen Unmuth verbergend, Zeuge der Thorheit oder des Uebelwollens seiner Zeitgenossen seyn mußte. Hier folgt diese Unterredung:

„Gespräch, den 20. und 22. Jul. 1785. über die Lebensläufe.

Den 20. Jul.

S. Ich hätte wohl eine Gewissensfrage an Sie.

Ich. Warum Gewissensfrage?

S. Nun so Frage ohne Gewissen. Haben Sie nicht die Lebensl. n. aufst. L. geschrieben?

Ich. Wie kommen Sie auf diesen Gedanken, den schon mehrere gehabt haben und nicht haben sollten.

S. Man hat es mir versichert.

Ich. Was wird nicht alles versichert.

S. Scheffner, dem ich allen Verstand zutraue, kann nicht Verfasser davon seyn.

Ich. Doch hat man auch ihn dafür gehalten.

S. Nur ich nicht, weil er die ⊙ Kenntnisse nicht besitzet, welche dieses Buch enthält.

Der erste Theil hat mir nicht gefallen, aber desto mehr die folgenden.

Ich. Ich bin so sehr entfernt, mir ⊙Kenntnisse beyzulegen, als Scheffner —

S. Nun da sind Sie auch nicht Verfasser. Aber gelesen haben Sie doch das Buch?

Ich. Sollt' ich nicht?

S. Haben Sie den Mann von Geist und Kraft in der Mrey darinn gefunden?

Ich. Einige Stellen athmen Mrey, wie mich dünkt.

S. Hohe, tiefe, praktische Mrey.

Ich. Praktische?

S. Daran zweifeln Sie, ein so vieljähriger Mrer? Sie kommen mir durch diese Frage vor, als gingen Sie zurück in unserer göttlichen Wissenschaft.

Ich. In der göttlichen wünscht' ich nicht. Was aber menschliche Kenntniß betrifft, so gestehe ich gern meine Schwächen, und bin noch obenein überzeugt, daß in gewissem Nichtwissen, in einer gewissen Einfalt, Einsicht und Kenntniß liegen könne. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, allein er sucht viele Künste.

S. Was nennen Sie denn göttliche und was menschliche Wissenschaft?

Ich. Göttliche, die ich begreifen kann; menschliche, die sich mancher zu begreifen einbildet, allein sie weder selbst deutlich gefaßt hat, noch

doch sie andern deutlich machen kann; Göttliche, die ich vermittelst der höhern, menschliche, die ich mittelst der niedern Seelenkräfte mir eigen mache.

S. Geht denn das auf ⊙Wissenschaft auch?

Ich. Auf Alles.

S. Kann es denn nicht Dinge geben, die nur Einige, nur Einer weis?

Ich. Unbedenklich, Ja! — Allein sobald diese Einige, oder dieser Einer sie mir sagt und ich sie fassen will, d. h. ich mich bemühe, sie zu fassen, und Fassungsvermögen, d. h. Menschenverstand besitze: so muß ich sie auch begreifen. Die Religion Jesu begreife ich so, und so ist mir sie auch Gottes Werk. Auch meine zweyte Definition paßt auf sie — ich darf mir hier nichts einbilden und die Imagination aufwiegeln; mein Verstand faßt sie, mein Wille wird gereizt. —

S. Jesus und Gott ist Eins, m. Br.! Aus dem Hammer, den die Mrer haben, wird ein Kreuz, wenn ich oben noch den Stiel verlängere. (Er machte mir es mit Theelöffelchen vor.) Gott hat die Welt in seinem Sohn gesegnet, und so mußte sie bearbeitet werden, wenn sie aus dem Fluch herauskommen und in Seegens-Erde, oder, wie die Schrift sagt, in Saamen Abrahams übergehen sollte. Dieß, mein Bruder, lehrt uns der ⊙— Sie haben, hör' ich, jetzt die Chemie bey Hagen gehört?

Ich. Ich nicht; das Blutwenige, das ich davon weis, ist noch akademisches Ueberbleibsel —

S. Gemeine Chemie ist auch nichts; sie schadet mehr. Die Dummköpfe eifern über das, was sie nicht fassen können. Ich habe den Hrn. Klaproth in Berlin gehört, der gewiß stärker ist, wie irgend einer; allein ich habe nichts von ihm gelernt. Die höhere Chemie ist das Gegentheil von der gemeinen. —

Ich. Ich dächte, wenn je eine Wissenschaft auf Erfahrung sich gründet, so ists Chemie, und so ist ja der Beweis auch von der gemeinen Chemie untrüglich. Was mir die äußeren Sinnen am Tage, und wenn ich gesund bin, lehren, das ist doch nicht zu bezweifeln.

S. Sinne? Nichts betrüglicher. Ja, gestärkte Sinne; aber wer hat die, und wer kann die geben?

Ich. Diät an Leib und Seele giebt sie. Gute Gläser helfen dem Auge.

S. ⊙ Kenntniß giebt Wunderkraft, und die hatten im alten Test. nur wenige, und im neuen die Apostel und die in ihre Stelle traten in Wundergaben.

Ich. Wundergaben, dächt' ich, hätten aufgehört.

S. Da denken Sie unrecht und ohne alle ⊙ Kenntniß. Ueberhaupt sind Sie zurück, das sehe ich nun wohl.

Ich. Das habe ich Ihnen schon gebeichtet; allein die Beichte schließt — „ich will mein Leben bessern" — und wahrlich, kein Mensch will mehr als ich belehrt seyn; allein belehrt nicht in Worten, sondern im Geist. Mit Worten

ten wird schrecklicher Betrug getrieben; an die glauben heißt aberglauben. Lehren Sie mich nähere Kenntnisse von Gott, meiner Seele — öffnen Sie mir eine nähere Thür zu den Hoffnungen jenseit des Menschen (im Geist und in der Wahrheit), und Sie sollen an mir einen treuen Schüler haben. Daß ich wenig von diesen Dingen weis, darf mir niemand sagen, da ich es nicht leugne. Allein ich getraue mir zu behaupten, daß weder Jesus Christus, noch irgend ein anderer Bote Gottes, dem menschlichen Geschlechte mehr lehren wollen, als ich weis —

S. Mein Bruder, Kenntnisse dieser Art vertragen sich mit keiner Zerstreuung und öffentlichen Aemtern —

Ich. Die meinigen leg ich sogleich in Ihre Hände. Ich halte nicht allein Wort, sondern ganz gerne! Nun —

S. Es gehört Empfänglichkeit dazu,

Ich. — wenn ich mich magnetisiren lassen will.

S. Immer auch eine wunderbare Sache! — Ich habe nur die zwey Jahre gelebt, die ich in Berlin zugebracht, ohne Geschäfte —

Ich. Ohne Geschäfte?

S. Ohne —

Ich. Da muß ich Ihnen geradezu sagen, daß ich ein Stoiker bin, daß ich just glaube, Geschäfte sind dem guten Werk, das Gott durch Christum angefangen hat, nicht hinderlich, viel-

mehr können sie förderlich werden. So lange Geschäfte, weltliche Geschäfte, Staatsgeschäfte existiren, so ists ja gut, daß wenigstens hie und da Menschen Aemter bekleiden, die dem Kayser, was des Kaysers ist, allein auch Gott, was Gottes ist, zu geben verstehen. Heut nehm' ich meinen Abschied, und heut setz' ich mich in andere Geschäfte, die zu diesem Zweck führen, wozu wir berufen sind. — Ich sehe wohl ein, daß wir nicht ganz stimmen; allein nach meinem so aufrichtigen Bekenntniß sollten Sie mir doch wenigstens gleiche Aufrichtigkeit erweisen, und einen Tropfen von Ihrer Weisheit, wenn auch nicht auf Zucker geträufelt, zurücklassen; ich will schon mit essentia amara zufrieden seyn. —

S. Kennen Sie W — r?

Ich. Ja.

S. Er ist mein Freund!

Ich. Ob er der meinige ist, weis ich nicht.

S. Den Mann hätten Sie in B. suchen und finden sollen. Sie haben ihn vernachlässiget.

Ich. Ich suche nicht mehr Menschen, sondern mich selbst.

S. Aber man braucht Menschen, die uns aufrichten (Meistergrad).

Ich. Wenn man gefallen oder niedergeworfen ist.

S. Das sind wir.

Ich.

Ich. Leider! Allein warum wollen Sie mir jetzt eine Assignation auf W — r geben; ich dächte, Sie sollten doch wohl selbst so viel christliche Liebe haben und die fünf Punkte an mir berühren, (Anspielung auf den Meistergrad). Nur verständlich; sonst wissen Sie, daß ich allen Unterricht weit, weit, weit von mir entferne; ich hasse, was menschlich ist, Worte; ehre und liebe Geist und Wahrheit.

S. Lesen Sie nicht den Welling v)?

Ich. Ich habs angefangen; allein wenn einer ein Wörtling ist, so ist Ers. Ich versteh ihn nicht —

S. Mir gings auch so; allein durch Gebet und Fleiß versteh ich jetzt, was ich erst nicht verstand, und so gehts immer.

Ich. Nicht immer; denn ich wollte wetten, daß ich Ihnen deutsche Sachen vorlegen könnte, die Sie alles Gebets unerachtet nicht verstehen würden. Gebete sind vorbereitende Verstandsglocken. Sie werden mir zugestehen, daß ich mich sammeln, d. h. beten kann; allein ich versteh den Welling nicht.

S. Das wäre! Was meynen Sie denn, z. B. was der Verf. der Lebensläufe unter dem Spargel in seinem Buche verstanden habe? — um eine Probe zu machen.

Ich. Ich denke Spargel.

v) Verfasser eines Magisch-Cabbalistischen Werks.

S. Das denk ich nicht.

Ich. Aber warum nicht?

S. Erwegen Sie nur die Figur, die der Spargel hat — und kommen Sie noch nicht auf den eigentlichen Sinn des Verfassers?

Ich. Ich denk' mir den gewöhnlichen Spargel.

S. Behüte! — Und was wollte er wohl durch Curland sagen?

Ich. Curland — ich denke Curland — Curland denk ich.

S. Ich denke es nicht. Curland, ein curirendes Land. Ach, mein Bester, wir müssen curirt werden, ehe wir auf Ordensmenschen Anspruch machen können, ehe wir empfänglich sind.

Ich. Nun so curir' uns denn der liebe Gott alle zusammen. Amen!

S. Das hat er gethan durch sich selbst und durch Adam, und will es noch thun.

Ich. Durch Adam? der fiel ja!

S. Ja; aber wer war die Schlange?

Ich. Da sind die Gelehrten sehr uneins.

S. Ich nicht. Das war Lucifer.

Ich. Der Teufel also?

S. Lucifer, der die Vorwelt regierte und die neue Schöpfung auch unter Fuß bringen wollte. — Kommt Zeit, kommt Rath, m. Bruder! Wir werden gelegentlich weiter darüber sprechen. Wir haben gute Aussichten, daß unser

unser künftiger Landesherr religiös denken und alles, was nicht glaubt, es empfinden lassen wird. — Da hoff' ich, wird der FMrer einsehen, daß er nicht ein Freydenker seyn könne und seyn müsse. — — Mir sind davon Particularia bekannt. —

Fortsetzung, am 22. Jul.

S. — — Die Zinnendorfer haben vierzehn Grade; die sieben letztern sind die Belohnungsgrade. Wir gehen mehr der Natur nach; die Zinnendorfer fangen mehr von vorn an, warten auf göttliche Eingebung und erhalten sie. Sie wollen sich nicht mit uns vereinigen. Der künftige Herr wirds ihnen wohl befehlen, und das ist auch das beste. — — — Luther hat das Kind mit dem Bade ausgegossen und ist viel, viel zu weit gegangen. Alles hätte bleiben müssen, Licht, Priesteranzug ꝛc. Alles dieß hat seine Bedeutung und ist Hieroglyphe. — (Mein Gott! Luther zu weit? Er zu weit? —) Der gemeine Pfaffe versteht diese Hieroglyphe nicht; aber — — die Welt ward von Lucifer beherrscht, da Gott sie umschuf, und den Lucifer durch das Licht stürzte —

Ich. Ey, Kind, Gott ist ja allmächtig.

S. Gut; allein will er seine Allmacht ausüben bey Geschöpfen, die er frey geschaffen hat. — — Die Lebensläufe werd' ich noch in M. recht studiren und 20 Meilen würd' ich heut noch zu Fuß antreten, obgleich meine Extrapost schon bläßt — um diesen Mann aufzufinden.

Ists nicht einer der Unsrigen, so ist er ein Gottvertrauter, und Heil sey Ihm! —

Ich. — und Freude, lieber S., und Seelen-Ruhe (für sich: — die ihm durch diese Vorfälle auf wenigstens 24 Stunden geraubt sind) sey und bleibe mit allen, welche die reine Wahrheit der einfachen Kinderlehre Jesu Christi suchen und sie gefunden haben! — * — —

„Was will das werden? Doch wer hat des Herrn Sinn erkannt oder wer ist sein Rathgeber gewesen! Dein, Vater, ist das Reich, das dein Sohn stiften wollte und wobey er in der Lehre blieb! — Dein ist auch Zeit und Stunde, wenn der gewiß göttliche Sinn dieser Stiftung erkannt werden soll!

O Herr, behüt für fremder Lehr,
daß wir nicht Meister suchen mehr,
denn Jesum Christ in rechtem Glauben
und ihm aus ganzer Macht vertrauen —

Tröste, Vater, tröste du selbst, die bey der redlichsten Bemühung, soviel an ihnen ist, dieß Reich verbreiten zu wollen, die Hindernisse sehen und vor ihnen zurückbeben, Hindernisse, die man ihrer so geraden Bahn in den Weg legt! — Amen! — Laß keinen der Deinen, die dich und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen, ermüden, Licht auf Erden anzuzünden! Du bist der Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, und auch unser Gott und Vater bist du! Du hast in uns angefangen das

gute

gute Werk; Du wolleſt es auch durch deinen heiligen Geiſt in uns beſtätigen und vollführen bis auf den Lichttag unſers Herrn J. Chriſti, da eine größere Heerde und eine größere Gemeinde deines Sohnes mit uns zuſammen ſchmecken und ſehen wird, wie freundlich du biſt, und wie wohl denen iſt, die auf dich trauen. Amen! Ja, komm, Herr Jeſu, Amen! —

Mit ſchwerem Herzen niedergeſchrieben den 31. Jul. Dom. X. poſt Trinit., von der Zerſtörung Jeruſalems, da Jeſus weinte." —

*

Treffender als durch jede andere Schilderung von dem Eigenthümlichen in Hippels Schriftſteller-Charakter, wird es durch das bezeichnet, was er zerſtreut in ſeinen Büchern über Vortrag, Styl, Autorſchaft, Poeſie, Beredtſamkeit ꝛc. ſagt. Hier eine Blumenleſe einiger ſolcher Stellen:

„Ein poetiſcher Kopf darf nur vieles durchbildern; von allem nimmt er Zoll. In der ganzen Natur ſchreibt er Schatzung aus. Er befindet ſich in den Wiſſenſchaften auf Reiſen, wo ihn oft was aufhält, worauf der Eingebohrne, das Landeskind, der Philoſoph, nicht kommt. Ein denkender Kopf weis weniger; allein

allein seine Aecker kennt er auf ein Haar. Es thut, wenn ich so sagen darf, was der Dichter weis. Ein großer Kopf ist eine Mischung von beyden. Seelig sind, die wissen; seeliger, die thun; und am seeligsten, die wissen und thun! So viel Köpfe, so viel Sinnen; so viel Alexanders, so viel Welten; so viel Planeten, so viel Bahnen; so viel Genies, so viel Methoden." (Lebensl. I, 194). — „Jemanden mit weinenden Augen lachen sehen, ist ein schöner Anblick, — ein Regenbogen ists. Schriftsteller, die Thränen mit dem Lachen kämpfen lassen, so daß keines die Oberherrschaft erhält, treffen das Leben eines Weisen." (I, 407.) — „Vernunft nannte meine Mutter Unterfutter; Oberzeug, sagte sie, muß Dichtkunst seyn, wenn es kleiden soll." (IV, 139.) — „Sollte hie und da ein Kunstrichter von meinem Kopfe zu behaupten für bequem finden, daß er zuweilen besterbe, so mag er wissen, wie man der Erde nicht ansehe, daß sie spornstreichs laufe. Sieh da! ich reise Extrapost und scheine nicht von der Stelle zu kommen! — Fürs Kleinkauen bin ich nicht, guter Freund, so gesund es übrigens deinem schwachen Magen seyn mag! — Alles was ist, hat Geist und

Leib.

Leib. Ich liebe von allem nur den Geist, vom Buch, vom Trank, vom Essen." (IV, 23.) — „Eine wohlgesetzte Red' ist nie zum Behalten eingerichtet; man will sie ganz und hat nichts. Es ist ein regelmäßiger Garten, wo es recht hübsch und fein aussieht; allein was kannst du heimführen? Blumen? Blumen in der Hand, von der Wurzel gerissen, was sollen die? Nimm den ganzen Garten mit, was hast du? ein ganz richtiggerechnetes Exempel zusammt der Probe! — Wildniß, Berg und Thal, aus dem Vollen gehauene Gänge, Parke, die machen Eindruck und lassen ihn auch. So vortrefflich unordentlich war diese Rede. Es war kein Kunst- sondern ein Naturstück; und was ist, pflegte mein Vater zu sagen, was ist es denn, das die künstlichgezogene Wortschleuße und die daher rauschenden Fluthen des Redners, die all an seinen Text schlagen, erzeugen? Schaum, und wenn auch eine Venus daraus würde; nicht jedem ist mit dieser Schaumgöttin gedient." (III, 200.)

So seine Grundsätze, so seine Schreibart. Rede, schreibe, daß ich dich sehe! war seine Regel; er schreibt, und man sieht ihn. Es ist ein lebendiger Vortrag; es ist das Gespräch

eines

eines geistvollen, kenntnißreichen Mannes, dem Heere von Ideen bey jeder Veranlassung zuströmen, und der im Feuer der Unterhaltung seltne und gemeine Gedanken, Winke und weitere Ausführungen, Scherz und Ernst, ohne große Wahl herausjagt. Kömmt ein solcher beredter Mann einmal ins Feuer der Rede, so kann er nicht aufhören. Ist eben eine Idee vorübergegangen, so hat sie schon, wie die tanzenden Horen, an ihrer Hand eine andere halb mit heraufgeführt, die nun auch nicht zurückbleiben will. — Aus seiner Gewohnheit, alles zu notiren, lassen sich die Ungleichheiten in der Composition und im Styl erklären, so wie das ewige Witzeln, welches die scharfsinnigsten Bemerkungen unterbricht, und dem Leser nicht wohl thut, sondern peinlich wird. — Bibelstellen und Bibelausdrücke mischte er gern aller Orten ein, selbst in seiner Schrift für die Ostpreußische Ritterschaft. Es gab eine Zeit, wo die biblischen Ausdrücke in profanen Aufsätzen für Witz galten; und wenn Hippel durch den Seneca zu schimmernden Antitheſen verleitet wurde, so verführte ihn sein Freund und Landsmann Hamann gewiß zu diesem Gebrauch der Bibelsprache, der zuweilen Mißfal-

len

len erregt, freylich aber auch oft wieder durch die Nebenideen, die damit verbunden sind, zum Feyerlichen und zur humoristischen Mischung von Scherz und Ernst wunderbar viel beyträgt. Ueberhaupt mußte einen so poetischen Kopf, wie er war, der bilderreiche Ausdruck des Morgenlandes und Luthers kraftvolle Uebersetzung desselben nothwendig anziehen; dazu war er im Anfange seiner Laufbahn Theolog, und blieb bis an sein Ende ein sehr fleißiger Kirchengänger, wodurch er in der Vertraulichkeit mit dieser Ausdrucksart erhalten wurde.

Eine geordnete, leichte Folge der Ideen ist selten in seinen Schriften; er mochte das selbst fühlen, und darum spricht er auch in so vielen Stellen gegen die Beobachtung der Ordnung im Vortrage und gegen das Regelmäßige x). — Seine Bücher, besonders die Lebensläufe, werden oft dadurch schwer zu verstehen, daß die gewöhnliche Interpunction sehr vernachläßigt ist und

x) Die verschiedenen Recensionen seiner Schriften in der A. Lit. Z. beurtheilen das Eigenthümliche derselben, ihre großen Vorzüge und ihre Fehler mit Scharfsinn und Unpartheylichkeit. -- Vergl. Die Kunst Bücher zu lesen v. Bergk. Jena, 1799. S. 297.

Digitized by Google

und dadurch irre führt. — Er schrieb nicht correct; — „wo ist, sagt er, (Lebensl. IV, 133.) ein Genie, das seine Sprache pünktlich weis?“ — Doch sind, wie erwähnt, seine spätern Bücher hierinn genauer.

*

Alle jene, oben aufgezählte bedeutendere Schriften Hippels nun — denn die erwähnten Jugendgedichte, die er mit seinem Namen bekannt machte oder ihn dabey doch nicht verheimlichte, kommen hier nicht in Betracht — sind ohne seinen Namen gedruckt worden, und bey seinem Leben hat man auch, ungeachtet des Beyfalls, den einige davon so ausgezeichnet erhielten, den Verf. im größern Publikum nicht mit Sicherheit gewußt. — Bey so vielen Büchern, die anonym erscheinen, dauert es gemeiniglich nicht lange, so weis man den Verfasser, entweder, weil es sein Ernst gar nicht war, verborgen zu bleiben, sobald das Buch gut aufgenommen würde; oder weil die Mitwisser das Geheimniß ausplaudern, und überhaupt nicht die rechten Mittel angewendet sind, es verdeckt zu erhalten. Nicht so bey Hippel, der auch in dieser Hinsicht eine wahre Merkwürdigkeit

in

in der, wie man sie nennen könnte, äußeren Literaturgeschichte ist. Das Buch über die Ehe erlebte in den ersten paar Jahren schon zwey neue Auflagen, und späterhin noch einige; es wurde überall bewundert und gepriesen, und auf unsers trefflichen Humoristen, des Göttingischen Lichtenbergs, und Anderer y) Rechnung gesetzt. Eben so wurden die Lebensläufe von ihren Lesern mit einem wahren Enthusiasmus aufgenommen und dankbar nach dem Verf. geforscht; — er blieb unerbittlich bey seiner Verborgenheit, und sie that ihm so wohl, daß er sie bey allen seinen fernern Schriften beobachtete. Was bewog ihn hierzu und wie fing er es an, der gewöhnlichen Aufdeckung der Anonymität zu entgehen?

Der Hauptgrund zu der so sorgfältigen Verbergung seines Namens war ganz offenbar, daß er als Geschäftsmann fürchtete, bey seinen Obern durch irgend eine Stelle seiner leben-

digen

y) z. B. des Preuß. Legationsrath von Jung, bekannt durch eine Portugiesische Grammatik und dabey ein feiner, kluger, jovialischer Mann; er war Preuß. Resident in Danzig und starb auf seinem Guthe bey Frankfurt a. d. O.

digen Darstellungen und Satyre anzustoßen, und weil er auf die sicherste Weise auch der Möglichkeit des kleinsten Vorwurfs ausweichen wollte, den ihm irgend einer seiner Vorgesetzten — wahrhaftig höchst ungerecht wäre er gewesen — wegen Versäumniß seiner Amtspflichten über schriftstellerische Arbeiten hätte machen können. In Bezug zugleich auf die Emsigkeit, mit der man nach seinem Namen forschte, erklärt er sich zu Ende des Buchs über die bürgerliche Verbess. der Weib. auf eben diese Art über die Gründe seiner Anonymität: „Wenn Mücken um ein paar Blutstropfen mich verfolgen, und meinen Namen (wahrlich ein Paar Blutstropfen) entwenden wollen: so bitt' ich diese Anekdotensauger in Erwägung zu nehmen, daß ein Buch darum keinen Fingerlang oder Fingerbreit schlechter oder besser wird, weil man weis, daß es diesen oder jenen Verf. hat. In der Schriftstellerwelt giebt es keinen Erbadel; und warum will man die gelehrte Republik in einen monarchischen, wo nicht gar despotischen Staat umwälzen? warum nicht jeden bey so viel Freyheit, wie nur mensch- und politisch-möglich ist, lassen? — — Wer leugnet es, daß durch Gelehrte von Profession,

z. B.

z. B. durch Kant und Heyne, die Wissenschaften große Fortschritte machten? Gewiß würde der Meister der Philosophie, Kant, in seinen patriarchalischen Jahren nicht so kraftvolle Arbeiten liefern, und durch einen wohlgestalteten Seelenerben nach dem andern der Welt ein Lachen bereiten, wenn er nicht in der Blüthe seines Lebens mit diesen Gegenständen vertraut geworden und bey seinem Unterrichte zu denken von Anbeginn gewohnt gewesen wäre. Seine Vorlesungen waren die Goldwaage seiner Grundsätze. — Solch eine Pflege kann kein Geschäftsmann seinem Buche geben; noch nie aber haben verdienstvolle akademische Lehrer einem Lessing, Spalding, Teller, Mendelssohn u. a. ihr Verdienst abgesprochen, vielmehr es gern gesehen, wenn diese fein Sokratisch ihre Systeme in Philosophie der Welt, ich weis nicht, ob erniedrigten oder erhöhten? — Und wozu diese Bemerkung? um eine andere einzuleiten. Wenn die Kritik der reinen Vernunft mit dem Namen Immanuel Kant in die Welt kommt, wer hat etwas dagegen? Wenn aber ein Geschäftsmann Autor ist, in welche Schwierigkeiten sieht er sich verwickelt! Der Präsident beneidet ihn, wenn er Rath,

der Minister, wenn er Präsident ist. Zum gemeinen Leben berufen, muß er sich nach demselben einrichten und sich in die Zeit schicken lernen, und es ist bey dem Geschäftsmann nur zu oft böse Zeit. Kritiken schaden den Gelehrten von Profeßion so wenig, als wenn Renomisten sich an den Fenstern des zu strengen Rectors vergreifen, die denn doch durch Laden gesichert werden können; und wie leicht ist das Haus seiner Magnificenz wieder befenstert! Der unsauberste Geist indeß schadet dem Geschäftsmann, indem witzleere Antagonisten desselben den schalsten Einfall mit Freuden aufnehmen und mit diesen fremden Kälbern pflügen, um den braven Mann zu kränken. Der Gelehrte von Profeßion schlägt den Ball, den ihm ein unfreundlicher Kritikus zuschlägt, weiter; der Geschäftsmann kann ihn nur zurückschlagen. Jeder Unglücksfall im Dienst wird auf die Rechnung der Autorschaft geschrieben; jede ungegründete Beschwerde einer chicanirenden Parthey findet gewisses Gehör, weil der Herr Decernent, oder Instruent, Referent, oder wie die enten alle heißen mögen, Autor ist, und sich nicht Zeit nahm — alle Menschen klug zu machen. — Friedrich II, der doch selbst

von

von der Poesie, wie von einem Dämon, gar übel geplagt ward, so daß sie sogar bey Schlachten nicht verfehlte, ihm Cour zu machen, sagte zu seinem Staatsdiener, dessen Andenken ich heute an dem Tage seines Todes feyere: „Ich mache Ihn zum **; aber laß er mir das Schreiben. So etwas stört, und im Amte muß er sich durch gar nichts stören lassen, hört er?“ — Ja, und wer Ohren hat zu hören, der höre! Sind das die Gesinnungen eines königlichen Schriftstellers (nach Weise des königlichen Propheten David) wie viel ist von Fürsten zu fürchten, denen, außer der Salbung zu Regenten, keine andere zu Theil ward —! wie noch viel mehr von Königischen, die, zu schwach zu einer kritischen Sichtung, an Autoren, welche ihnen über den Kopf zu wachsen scheinen, so gern zu Rittern werden. — Ob von diesen Fällen einer oder keiner der meinige sey, thut nichts zur Sache; daß sie aus dem Leben genommen sind, wird niemand ableugnen.“ — Allerdings war dieser Fall der seinige und bestimmte seine Maasregel über die Anonymität. Nachdem er nun von den Jahren 1778 bis 81 die vier Bände Lebensläufe hatte drucken lassen, kam ein Grund mehr hin-

zu; er hatte zwar wohl keinen Mann und keine Frau seiner Bekanntschaft recht eigentlich portraitirt; aber es hätte sicher an einer Menge von Mißdeutungen und Klatschereyen nicht gefehlt, sobald er als Vf. bekannt wurde. Viele der pikantesten Stellen seiner Schriften beziehen sich auf Personen, mit denen er in Verhältnissen stand. Wäre seine Schriftstellerey offenbar gewesen, so hätte er Verdruß davon gehabt und wäre in seiner politischen Laufbahn mehr aufgehalten worden; er hätte entweder die Schriftstellerey oder seine andern Plane aufgeben müssen. Seine Klugheit suchte beyde Vortheile zu vereinigen.

Aber nur durch sehr consequente Maasregeln ließ sich diese Anonymität festhalten. Wenn man den so sehr bestimmten und unterscheidenden Ton der Hippelschen Schriften betrachtet, so sollte man denken, die Personen seines engern Umgangs hätten ihn dennoch sogleich mit Gewißheit für den Verf. erkennen müssen. Da half er sich gegen diese nur dadurch, daß er dem einen sich als Verf. dieser, dem andern als Vf. jener Schrift zu erkennen gab, keinem aber alles entdeckte. — „Nur drey wissen meinen Namen, und Einer ists,

an

an den ich dieses Buch geschrieben habe. Den andern beyden hab ich meinen Namen ins Ohr gesagt, einem ins rechte, dem andern ins linke." (Lebensl. IV, 591.) So sagte er seinem Freunde D. niemals, daß er Verf. der Lebensl. sey, ungeachtet er ihm wieder manches offenbarte, was S. nicht wußte, und wendete überhaupt eine unglaubliche Vorsichtigkeit auf diese Behauptung seiner Anonymität. Einst war S., der ihn als Vf. der Lebensl. kannte, bey D. auf dem Lande; Hippel schrieb an S., und es flossen einige Zeilen ein, die sich auf die Lebensl. dergestalt bezogen, daß man auf ihn als Verfasser hätte schließen können. Da nun D. noch nichts über jenes Geheimniß von Hippel selbst erfahren hatte, so schickte dieser eine Estafette an S., um den Brief wieder abzufordern. — Noch auffallender zeigt sich seine Aengstlichkeit und Vorsichtigkeit in Folgendem: Als der Kriegsrath Scheffner seine Freundschaftlichen Poesien eines Soldaten (Berlin, bey Lagarde 1793.) von neuem herausgab, eignete er sie seinem Freunde Hippel mit diesem poetischen Billet zu:

„Theurer, dessen Namen ich blos aus Lieb' nicht nenne,
Weil's Dein Steckenpferdchen ist, daß Dich Niemand kenne,
Wenn gleich in der deutschen Welt Deine Meisterschriften
Dir bey Mann und Männin mehr als Ein Denkmal stiften:
Deinem Genius weih' ich, was einst sang der meine --
Unterm Schild der Großen sucht gern sich Schutz der Kleine.
Daß nun auch mein Leser wiss', wie Dein Freund gewesen,
Mag er auch an Namensstatt, dies Bekenntniß lesen:

Gut hab ich's stets gemeynt, doch oft als Mensch geirrt;
Durch fremde Schuld ist mir manch simpler Plan verwirrt,
Oft auch durch eigne halb, bisweilen ganz, mißglücket.
Doch, wird mein' Handvoll Saat nicht ganz im Keim erstücket,
So ist mein Winterfeld in Prosa so beschicket,
Daß einst ein andrer Biedermann
Noch wohl manch Garbchen erndten kann.

Hippel bestand darauf, daß S. diese Zeilen cassiren mußte, und es existiren davon nur einige einzelne Abdrücke. — Oft wurde Scheffner von engverbundenen Freunden für den Verf. der Lebensl. gehalten, da ganze große Stellen, wie aus seinem Munde geflossen, darinn vorkamen, bis sich nun das Räthsel durch Hippels Gewohnheit, alles zu notiren und anzubringen, löst; selbst der feine Geister- und Stylkenner, Bode, der berühmte Uebersetzer der Yorickschen Schriften, sagte es nach dem

dem Umgange von einigen Tagen auf der Leipziger Messe und in Dresden, aller Gegenversicherungen ungeachtet, dem Kr. Rath Scheffner auf dem Kopf zu, er sey Verf. der Lebensläufe. — Selbst der Verleger seiner Schriften wußte nicht, daß Hippel der Vf. sey. Das Mspt wurde dem ehemaligen Münzdirector Göschen in Königsberg, der auch um die Autorschaft wußte, übergeben; dieser schickte es dann dem Postmeister in Stolpe; von da kam es nach Stettin, und so wurde es durch die dritte oder vierte Hand an die Voßische Buchhandlung abgeliefert. Die wenigen Freunde, denen er sich entdeckt hatte, ehrten seinen Willen, fanden seine Gründe nicht ohne Bedeutung und trugen nun auch durch ihre Art, sich über den Verf. dieser Schriften gegen Neugierige zu erklären, dazu bey, daß man ungewiß blieb.

So lief denn die Sage, Hippel sey Verf. von den Lebensläufen (denn natürlich erregten diese wegen des vielen Historischen und Localen die Neugierde am meisten) nur in einem kleinen Kreise, schwankend und hie und da widersprochen umher, bis Goldbeck (Lit. Nachr. v. Preußen. 1781. 1. B. 237 S.) drucken ließ:

„Auch wird Hippel als Verf. der Lebensl. n. a. L. angegeben.“ — Hippel las dieß mit Verdruß, und es gelangte, auf seine Veranstaltung, an Goldbeck die Bitte, folgende Erklärung gelegentlich abdrucken zu lassen: „Laut sichern Nachrichten ist Dubislaw Friedr. von T. (v. Treyden) ein Curländer von Geburt, der in Königsberg studirt hat und jetzt bey der Preuß. Armee in Pommern als Lieut. steht, Verf. der Lebensläufe. Letzterer hat auch Idyllen nach dem Theokrit. Frft. 1763.; die neue Chariklea nach dem Griechischen; ingleichen verschiedene Gelegenheitsgedichte und unter diesen eine Strohkranzepistel herausgegeben, wird auch eine Volksphilosophie drucken lassen.“ — Goldbeck that ihm den Gefallen und inserirte diese Nachricht 1783 in den zweyten B. der lit. Nachr. v. Preußen S. 36. — So hatte er dem Publikum nun einmal einen andern Namen vors Auge geschoben, den er selbst, wie man aus dem obigen Briefe an Becker sieht, mit so vieler Gewandheit anführte und bestätigte, und nun vor weitern Nachforschungen dadurch sicher zu seyn glaubte.

Aber

Aber so kam es nicht; nur waren die Nachfragen der vielen Leser und Bewunderer seiner Schriften, besonders der Lebensläufe, nicht gerade laut geworden. Jetzt erhob ein Ungenannter, der sich S. in D—d unterzeichnete, im Int. Bl. d. A. L. Z. (1791. St. 46.) seine wünschende Stimme: „Die Lebensl. n. a. L. gelten doch wohl bey jedem Manne von Kopf und Herz für ein Meisterwerk Deutschlands und des jetzigen Zeitalters. Es ist gewissermaßen Bedürfniß meines Herzens geworden, den Namen des Mannes zu wissen, der ihm durch dieß Buch so wohl gemacht hat; bis jetzt ist mir meine Mühe, ihn zu erfahren, nicht gelungen; man versicherte mir zwar, Lenz, der Verf. des Menoza, sey auch Vf. der Lebensläufe, und der Beweis dafür sey das Zeugniß eines wahrhaften Mannes, dem Lenz selbst einige Bogen aus diesem meinem Lieblingsbuch in Mscpt vorgelesen habe; allein andere widersprechen dieser Versicherung" u. s. w. — Nicht lange darauf stimmte ein Br. aus B. diesem Wunsche bey, (Int. Bl. d. A. L. Z. 1792. St. 21.) damit die guten Seelen, die durch seine Lebensl. erfreut wurden, ihm ihren Dank und die Bitte um Fortsetzung darbringen könnten.

ten. „Nun, du würdiger Liebling unseres Vaterlandes, nun sprich! Kannst du vergeblich bitten, vergeblich hoffen lassen und doch der Mann seyn?“ —

Schwerlich hätte dieß alles den Verborgenen bewegen können, einen Laut von sich zu geben. Jetzt aber griffen es jene Neugierigen von einer andern Seite an, und es wurde die Hypothese aufgestellt, mehrere wären Verfasser der Lebensläufe. Im Int. Bl. St. 31. dess. J. 1792, erschien nämlich folgende anonyme Berichtigung, wie sie sich nennte: „Die Lebensl. n. a. L. haben zwey Verfasser, den Kriegsrath Scheffner bey — und den Magistratsdirector Hippel in Königsberg. Doch soll der erste mehrern Antheil daran haben. Das Buch über die Ehe und die Handzeichnungen n. d. Natur haben dieselben Verfasser.“ — Dieß lockte dem wahren Verf., Hippel, endlich eine Erklärung ohne seinen Namen ab: (Int. Bl. dess. Jahres, St. 50.)

„Berichtigungen. Es würde Stolz und Ziererey verrathen, wenn ich zwo Aufforderungen dieses Intell. Blattes, mich öffentlich zu nennen, unbeantwortet lassen sollte, indem sie Gesinnungen so unverkennbarer als unverdien-

dienter Nachsicht gegen ein Buch äußern, von dessen Gebrechen niemand mehr, als sein unverblendeter Vater, überzeugt seyn kann. Da indeß vom Werth und Unwerth dieses Buches hier nicht die Frage ist, so begnüge mich, jenen beyden, mir sonst völlig unbekannten Freunden, den aufrichtigsten Dank zu erwiedern und Sie zu bitten, nicht weiter in mich zu dringen. Eine herzliche Bitte pflegt bey edlen Männern viel zu vermögen, und selbst bey minder edlen richtet sie oft mehr aus, als ein Phalanx von Gründen, weil man in der Regel lieber gütig als gerecht seyn mag, und auch die besten Gründe selten oder nie auf Jeden gleich entscheidend wirken. Andere Neugierige, die meinen ehrlichen Namen außerwegs beschleichen wollen, sey es mir erlaubt zu fragen: ob sich wohl mit dem allgemeinen Geschrey von Menschenrechten, Preß- und Schreibfreyheit, eine dergleichen Unduldung verbinden lasse? Die Lebensläufe haben wissentlich Keinen beleidigt, und es kann ihnen vor keinem Areopag irgend eine Personalität vorgerücket werden, die ihr Verf. von ganzer Seele hasset; und doch soll er gezwungen seyn, sich zu nennen? Ein Schriftsteller, der in unzertrennlichen Amtsverbindungen mit nicht gleichdenkenden Menschen stehet, hat zur Vermeidung unzähliger Mißverständnisse auf das Recht, anonymisch zu bleiben, gegründete Ansprüche, und besonders alsdann, wenn durch die Anzeige seines Namens seine häusliche Ruhe in Gefahr ist, ohne daß irgend jemand dabey gewinnen kann. Wenn dieß mein Fall wäre? —

Man

Man lasse doch Jedem so viel natürliche Freyheit, als die bürgerlichen Verbindungen es gestatten, und leiste nicht mittelbaren oder unmittelbaren Vorschub, Zwang und Druck zu befördern.

Der Vf. der Lebensl. n. a. Linie.

N. S. Die Berichtigung des 31. Stückes dieser Intelligenzblätter v. d. J. will ich, ohne mich über die andern unwahren Umstände auszulassen, in der Art berichtigen, daß die Lebensläufe nur Einen einzigen Vf. haben. Sollte sich das nicht von selbst verstehen, wenn man dieß Buch wirklich gelesen hat?

Wie war es möglich, daß der H. Einsender der Bericht. im 31. St. d. J. Bl. unter andern sich überreden konnte, daß das Buch: über die Ehe, zween Väter habe? Was man doch heut zu Tage nicht alles weis! Ich bin ganz allein

Der Verf. des Buchs üb. d. Ehe.

Janus hatte zwey Gesichte; allein die Handzeichnungen nach der Natur haben nur einen Verfasser. Dieß bezeugt bey Gelegenheit der so dreisten als falschen Angaben des 31. Stücks des J. Bl., um allen noch unrichtigern Berichtigungen auszuweichen,

Der Vf. der Handzeichnungen n. d. N.“

— In

— — In Num. 76. des J. Bl. d. A. L. Z. von dems. J. 1792, findet sich noch eine Erklärung von beyden, von Scheffner und Hippel. Scheffner sagt sich hier öffentlich von der im 31. St. des J. Bl. ihm zugeschriebenen Mitautorschaft los, so wie er das schon andern in und außer seinem Vaterlande mündlich gethan habe; „ich habe an diesen Büchern weder den mehrern, noch den mindern, sondern keinen Antheil.“ — — In der Erklärung Hippels ist die künstliche Stellung leicht zu bemerken: „Schon hat man mich als den Verf. dieser oder jener Schrift proclamirt, ohne daß ich mir bewußt war, zu diesen Behauptungen auch nur die entfernteste Gelegenheit gegeben zu haben. Sollte sich der Hr. Veranlasser der Berichtigung im 31. St. ꝛc. nach den später erfolgten Erklärungen wegen jener von ihm mir zum Theil zugeschriebenen Bücher nicht überzeugen, wie leicht man in dergleichen Fällen irren könne? v. Hippel.“ — Hierbey hatte die Sache ihr Bewenden; Scheffner hatte durch seine gerade Erklärung bewirkt, daß von ihm als Mitautor jener Bücher ferner nicht mehr die Rede war, und in Ansehung Hippels blieb es bey getheilten Vermuthungen.

Nach

Nach vier Jahren und zufällig gerade in Hippels Todesjahr 1796, machte Mag. Flemming von Göttingen aus in den Hamburg. polit. Zeitungen bekannt, daß er in dem J. Bl. d. A. L. Z. beweisen wolle, Kant sey der wahre Verf. des Ehebuchs (und doch kommen förmliche Lobreden auf Kant darinn vor, 3te Aufl. S. 46. 78. f.) auch der Lebensläufe ꝛc. Flemming sagte dieß mit solcher Zuversicht, daß Jemand in der Oberdeutschen A. Lit. Z. (1796. No. 118.) sich blos ein Bedenken über jene Behauptung und über den versprochenen Beweis erlaubte. Indeß wurde doch Flemming durch die unbestimmte Antwort, welche die Voßische Buchhandlung, die freylich selbst nichts Bestimmtes wußte, ihm auf seine Anfrage gab, von seiner Zuversicht etwas zurückgebracht; (Gothaische gel. Zeit. 96, S. 726) genug, einige Monate später erklärte er im A. Lit. Anz. 96, 327, daß er nicht mehr den Prof. Kant, sondern den G. Rath Hippel für den Verf. jener Bücher halte; doch wolle er eine eigne Abhandlung darüber herausgeben." !! — Zu eben dieser Zeit sagte B—gk aus Zeitz, (Allg. lit. Anz. 96, 328) auch er finde wahrscheinlich, daß Kant Verf. zwar nicht der ganzen

ganzen Lebensläufe, aber doch einzelner Abschnitte sey. „Ich kann nicht glauben, fährt er fort, daß die vielen platten, abgeschmackten und gedankenleeren Stellen, und zugleich die geistreichen, originellen und gedankenvollen Reflexionen von einem und demselben Verf. herrühren können. Sobald der Vf. erzählet und nicht raisonnirt, verläßt ihn sein Genie und sein Scharfsinn; woher das sonderbare Phänomen? Im zweyten Theile, wo über Philosophie raisonnirt wird, steht ein kurzer Abriß der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft. Die Grenzen unsers Erkennens, der Inhalt alles Philosophirens, die Gesetze und Formen unsrer ursprünglichen Vermögen und ihr Gebrauch ist eben so genau und richtig angegeben, als in der Kritik, welche später erschien. Was der Vf. über Tugend, über ihre Reinheit und ihre Uneigennützigkeit, über das Gesetz derselben, über das Schöne und Erhabene sagt, stimmt gänzlich mit den Resultaten der tiefern Untersuchungen überein, welche er in der Kritik der praktischen Vernunft und in der Krit. d. Urth. angestellt hat. Die Reflexionen, welche er sowohl in den Lebensl., als in dem Buch üb. die Ehe macht, sind eben so kurz, deutlich,

treffend und scharfsinnig, als in seinen Betrachtungen über das Schöne und Erhabene, und nach meiner Ueberzeugung giebt es kein Werk, das mehr Menschenkenntniß enthielte, als das Buch über die Ehe. Woher sollte daher die Aehnlichkeit der Resultate in den Kritiken mit den Bruchstücken in den Lebensläufen rühren, wenn man nicht annimmt, Kant sey Verfasser? Und woher die gleichen Urtheile mit Kant über Recht, Tugend, Schönheit, Erhabenheit und schöne Künste? Ich glaube daher schließen zu dürfen, daß in den Lebensläufen das Geschichtliche nicht, wohl aber das Raisonnement von Kant sey." — Ein schärfersehender Ungenannter im A. L. Anz. 96, 438. erinnerte gegen dieses unhaltbare Raisonnement, was sich so leicht dagegen erinnern läßt, daß der Verf. ja wohl Philosophie unter Kant in Königsberg könne studirt haben, ohne daß deswegen Kant selbst Vf. zu seyn brauche; und endlich machte Borowski, erst kürzer in einem Königsberger öffentlichen Blatt, und nachher ausführlicher in der erwähnten Schrift über Hippels Autorschicksal, dem ganzen Gewebe von Vermuthungen ein legales Ende.

Ueber

Ueber jene Sagen im All. Lit. Anz. ist mir ein kleiner, aber gehaltvoller Aufsatz im Mscpt in die Hände gefallen; er rührt offenbar von einem Manne her, der hier mitzusprechen das volle Recht hat, und der damit die an ihn ergangenen Anfragen eines Freundes beantwortet:

*

„Sie verlangten vor einiger Zeit von mir, als dem competentesten Richter, wie Sie mich zu nennen beliebten, eine sichere Auskunft über das Austrommeln der Lebensläufe, durch welches Hr. Flemming unserm Kant ein schriftstellerisches Eigenthum zu retten suchte. — Kant, der kein philosophischer Simson ist, mithin nicht wähnt, daß alle denkende Enträthsler menschlicher Weisheit mit seinem Kalbe gepflügt haben, wird vielleicht zu wenig auf diesen Allarmschuß achten, um dem H. Flemming das Weiterplackern zu untersagen; allein zu wünschen wäre es doch, daß das suum cuique auch in diesem Stücke berichtigt würde — ich mag mich nur nicht in die Sache öffentlich mischen, um nicht aus meinem höchstbehaglichen Incognito gezogen zu werden, so ungerecht und sonderbar es auch ist, einem Gelehrten Bücher zuzuschreiben, dem es weder an ihrer Zahl, noch an ihrer Berühmtheit fehlt, der seine eigne viam regiam wandelt, und der es übel nehmen muß, wenn man bey ihm Talent zur Satyre und zum Roman auch nur argwohnt:

wie denn auch H. Flemming ein Collateralis von Quinctius Haimeran von Flamming hätte seyn müssen, wenn er bey seiner vorschnellen Muthmaßung, oder eigentlich Vision, hätte beharren wollen.

Außer diesem Flemmingschen großen Geschricht und kleinen Gericht, nahm es im Allg. Liter. Anz. von 1796, S. 211, ein Nachrichtträger aus Königsberg dem verstorbenen Geh. Rath von Hippel übel, daß er sein ansehnliches Vermögen nicht lieber den Schulanstalten, als seinen Verwandten, nachgelassen hätte, und schien aus Vorliebe für das Institut, dem er vermuthlich vorsteht und gewiß sonst nicht fortzuhelfen versteht, den Spruch Matthäi 15, 26. vergessen zu haben.

Endlich marschiret in N. XXX. eben dieses Anzeigers ein Mann aus Zeiz dem H. Flemming zu Hülfe, um einen Todten zu spoliiren, der das Schicksal aller todten Löwen hat, und nun kann ich es auch nicht länger aufschieben, besonders, nachdem ich in Kants metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre den 35. §. über den Nachlaß eines guten Namens nach dem Tode, incl. der Note gelesen, Sie auf Ihre Anfrage bey allem, was heilig ist, zu versichern, daß Hippel alleiniger Verfasser seiner Schriften gewesen, daß aber die, in ihnen sich findenden Uebereinstimmungen mit den Lehren und Grundsätzen meines großen Landsmannes daher rühren, weil H— Kantens Zuhörer, vieljähriger Tischgenosse und genauer Freund bis zu seinem Tode war.

Kant,

Kant, der um Hippels Autorschaft, so lange letzterer lebte, gar nichts wußte, nennte ihn einen Plenkopf, und jeder, der ihn noch gekannt hat, wird ihm gewiß nicht einen hohen Grad von Scharfsinn und vorzügliche Lust und Liebe zum Bemerken menschlicher Reden und Handlungen absprechen. Einfälle und Bemerkungen aus Gesellschaften und Briefen seiner Freunde pflegte er sich aufzuzeichnen und in seinen Schriften davon Gebrauch zu machen; wenn nun einer nachher sich erinnerte, dergleichen Einfälle ꝛc. von einem andern gehört zu haben, so mag dieß den ersten Anlaß zu der Vermuthung gegeben haben, die Lebensläufe hätten mehr als Einen Verfasser. So bin ich mehr als einmal Zeuge davon gewesen, daß der verstorbene Bode sowohl, als der Verleger der Lebensläufe, beyde Männer von vielem Verstand und großer Erfahrung, einem Manne, den sie aus persönlichen Umgange kannten, diese Autorschaft, aller seiner ernstlichen Gegenversicherungen unerachtet, auf den Kopf zusagten, und auch dabey blieben, und doch weis ich gewiß, daß dieser Mann [z]) mit Hippel in keiner Federmaskopie stand, sondern blos seine Manuscripte vor dem Drucke durchsah und ihm die darüber gemachten Anmerkungen, so wie die Spähne aus seinen Briefen und Conversationen zu freyem Gebrauch überließ; — die einzige Schrift über die bürgerliche Verbesse-

z) Offenbar ist hiermit der KR. Scheffner gemeynt.

rung der Weiber schickte er ihm ohne alle Noten zurück, weil diese Lieblingsarbeit ihres Verfassers ganz wider seines Freundes Sinn und Grundsätze war, daher er auch die vierte Ausgabe des goldnen Büchleins über die Ehe nicht für die beste hielt, weil in selbiger schon zu viel von dem Geist der Weiberverbesserungstheorie wehte.

Welcher Geist aber dem H. B—gk den Einfall zuwehte, daß Kant Mitarbeiter an den Hippelschen Schriften gewesen, ist mir unbegreiflich. Mögen immerhin ein großer Theil Kantischer Grundsätze und Raisonnements aus obenangeführten Ursachen von Hippel aufgenommen seyn, so darf man, meines Erachtens, doch nur einige Seiten in beyden Schriftstellern lesen, um sich zu überzeugen, daß Kants und Hippels Styl ganz unendlich verschieden waren; — selbst in den Betrachtungen über das Erhabene und Schöne hat Kant eine ganz andere Manier.

Erlauben Sie mir bey dieser Gelegenheit noch eine kleine Bemerkung über den Geist der gelehrten Welt, in der sicher weit mehr Haß, Hader, Neid, Zank, Zwietracht, Geiz und Rotten herrschen, wie in der übrigen bürgerlichen Societät, selbst mit Einschluß der Pariser Revolution. Jene Schriftsteller-Eigenschaften oder Dämonen bringen sie oft dahin, daß sie lieber einem, dessen Ruhm sie durchaus nicht mehr zu Boden kritteln können, ein ihm nicht zugehöriges Gut zuerkennen, als daß sie es einem Mitgesellen lassen, der mit ihnen in

Einem

Einem Schreibgliede steht, aus dessen Fingerlänge sie aber den Besorgnißschluß machen, er werde sie überwachsen.

Ich denke, Kant hat des eigenen Ruhms genug — warum will man ihm noch eine Maske neuer Büchertitel umhängen? Warum das Verdienst eines andern schmälern, der manche Kantische Idee durch eine geschickte Darstellung und Anwendung besser in Gang gebracht hat, als sie vielleicht durch den vielbeinigen Vorspann seiner Glebae adscriptorum gekommen seyn würden und kommen werden.

Ist es nicht außerdem eine Uebertreibung der literärischen Zionswächterey, wenn man alle Autoren in eine Art von Plagiatsnachrede bringen wollte, die Grundsätze und Aeußerungen ihrer akademischen Lehrer und Freunde in ihre nachherige mit ganz anderm Plan und anderer Kunst geschriebene Werke aufnehmen? Ein anderes wäre es, wenn Hippel die weisen Sprüche seines Lehrers und Freundes schlecht angewandt, wenn er aus Kantischem Golde falsche Münze geschlagen hätte; dann hätte Kant Ursache zu einem redde mihi legiones, und die HH. Flemming und B—gk zu einem lauten: Halt auf! — halt auf!

Ueber die mit untergelaufenen platten, abgeschmackten und gedankenleeren Stellen, die dem H. B—gk, vermuthlich in unbehaglichen Lese- und Lebensstunden, vorgekommen, läßt sich zur Entschuldigung anführen, daß sie zur Erbsünde oder dem Radicalübel aller humoristischen Schriftsteller, von Rabelais

bis zu Jean Paul, den Montaigne selbst nicht ausgenommen, gehören, und mit schicklich-dankbarer Lesegeduld übertragen werden müssen. Wollte der Himmel, man fände in allen Humoristen so reichliche Entschädigung, wie in den Hippelschen Schriften!

Da ich einmal auf dem Schulpferde der Berichtigung sitze, so will ich auch noch bey der Note des H. Redacteurs ansprechen, um ihn zu versichern, daß unter dem Hippelschen Papiernachlasse sich kein Korbmacher [a]) befindet, wohl aber steht auf einigen Umschlagbogen: Der Pachter und seine drey Söhne, — die beschriebenen Blätter sind aber ohne allen Zusammenhang. — Den ersten Theil eines Werks über die Gesetzgebung hatte er ganz ausgearbeitet, und zum zweyten auch schon fertige Stücken und Sammlungen. Diese Arbeit wäre gewiß lesenswerth geworden, da seine Bemerkungen über das neue Preuß. Gesetzbuch sehr geschätzt wurden und zwey oder dreymal den Preis erhalten hatten. Sein eigenes Leben hatte er angefangen, einige Bogen sind schon ins Reine geschrieben. Außer biographischen Zügen enthält dieses Manuscript treffliche Excursus ex capite der Lebensphilosophie, und würde, wenn er es fortgesetzt hätte, manches in den Lebensläufen und Kreuz- und Querzügen ganz verdeutlichet haben.

Von

a) S. weiter unten das Verzeichniß der ungedruckten Papiere Hippels.

Von den unter N. 6. angeführten geistlichen Liedern ist mir ein sehr umgearbeitetes und vermehrtes Manuscript bekannt. Auch müssen sich unter seinen Papieren noch verschiedene Lustspiele und eine Sammlung kleiner Gedichte befinden, deren innerer Werth aber wohl seine Testamentsvollzieher am wenigsten reizen wird, die Hippelschen Posthuma der Welt auszuliefern. — Schade nur, daß man seine, die Maurerey betreffende Sammlungen und eigne Ausarbeitungen, unter denen sehr merkwürdige Stücke, mir nichts dir nichts — verbrannt hat. — Zum Beschluß noch ein Wörtchen über seine Nobilitirung. In dem von Kaiser Joseph II. ertheilten Diplom wird angeführt, daß die Hippelsche Familie schon vor 300 Jahren in Schlesien adliche Besitzungen und Aemter gehabt, daher ihr Adel in Wien blos renoviret sey, und die Anerkennung dieser, leider noch jetzt sogenannten Standeserhöhung vom Preußischen Hofe suchte er, seiner Versicherung zu Folge, die ich zu seiner Ehre auch nicht bezweifeln will, nicht etwa aus persönlichem Ehrgeiz, sondern um seinen vielen jungen Verwandten die Militairdienstbahn zu öffnen und zu ebnen.“

Kant war von Flemming zu einer Erklärung aufgefordert worden. Er gab sie und schickte sie zur öffentlichen Bekanntmachung ein; daher sie sich nun auch im A. L. Anz. 1797, 16.

und im J. Bl. d. A. L. Z. 1797, 72. befindet. Sie lautet:

„Oeffentlich aufgefordert, zuerst von H. M. Flemming, nachher durch den A. L. Anz. 96, 327, wegen der Zumuthung, ich sey der Verf. der anonymischen, dem sel. v. Hippel zugeschriebenen Werke, des B. üb. d. Ehe und der Lebensl, erkläre ich hiermit, daß ich nicht der Vf. derselben weder allein, noch in Gemeinschaft mit ihm sey. — Wie es aber zugegangen, ohne hiezu ein Plagiat annehmen zu dürfen, daß doch in diesen ihm zugeschriebenen Werken so manche Stellen buchstäblich mit denen übereinkommen, die viel später in meinen auf die Kritik der reinen Vern. folgenden Schriften, als meine eigne Gedanken noch zu seiner Lebenszeit vorgetragen werden können, das läßt sich auch ohne jene, den sel. Mann beleidigende und auch ohne meine Ansprüche schmälernde Hypothese gar wohl begreiflich machen. Sie sind nach und nach fragmentarisch in die Hefte meiner Zuhörer geflossen, mit Hinsicht von meiner Seite auf ein System, was ich in meinem Kopfe trug, aber nur allererst in dem Zeitraum von 1770 bis 1780 zu Stande bringen konnte. Diese Hefte, welche Bruchstücke, die unter andern meinen Vorlesungen der Logik, der Moral, des Naturrechts ꝛc. vornehmlich denen der Anthropologie, wie es ganz gewöhnlich bey einem freyen Vortrage des Lehrers zugeht, sehr mangelhaft nachgeschrieben worden, fielen in des

sel.

sel. Mannes Hände und wurden in der Folge von ihm gesucht, weil sie großentheils neben trocknen Wissenschaften auch manches Populäre enthielten, was der aufgeweckte Mann in seine launigten Schriften mischen konnte, und so, durch die Zuthat des Nachgedachten, dem Gerichte des Witzes einen schärfern Geschmack zu geben, die Absicht haben mochte. — Nun kann, was in Vorlesungen als öffentlich zu Kauf gestellte Waare feil stehet, von einem Jeden benutzt werden, ohne sich deshalb nach dem Fabrikanten erkundigen zu dürfen, und so konnte mein Freund, der sich nie mit der Philosophie sonderlich befaßt hat, jene ihm in die Hände gekommene Materialien gleichsam zur Würze für den Gaumen seiner Leser brauchen, ohne diesen Rechenschaft geben zu dürfen, ob sie aus des Nachbars Garten, oder aus Indien, oder aus seinem eignen genommen wären. Daraus ist auch erklärlich, wie dieser mein vertrauter Freund in unserm engen Umgange doch über seine Schriftstellerey in jenen Büchern nie ein Wort fallen lassen, ich selber aber aus gewöhnlicher Delicatesse ihn nie auf diese Materie bringen mögen. So löset sich das Räthsel auf, und einem Jeden wird das Seine zu Theil. Königsberg, den 6. Dec. 1796.

Immanuel Kant."

— Hippels Freunde sind nicht überall mit der Art, wie sich Kant hierbey benahm, und also mit dieser Erklärung zufrieden gewesen; ich

ich gebe darüber einen gleichfalls noch nicht gedruckten kleinen Aufsatz, der des Drucks, für den er auch ursprünglich geschrieben zu seyn scheint, sicher nicht unwerth ist. Man bedenke, daß ein alter Freund Hippels hier als warmer Sachwalter dessen, der nicht mehr sprechen konnte, auftritt:

*

„Sie wissen, daß ich dem Würgengel, gelehrte Zeitung ꝛc. genannt, nicht einmal den Transito durch meine Güter erlaube, weil ich nicht den mindesten Gefallen habe am Tode oder der Stäupung der literärischen Sünder; allein in der Stadt kann man dem Bösen schwerer aus dem Wege kommen; daher stieß ich denn auch vor ein paar Tagen auf den allgemeinen gelehrten Anzeiger, und jener Würgengel ließ mich, vermuthlich aus Rache wegen meiner Nichtanerkennung seines Buchstabenreiches, beym ersten Aufblättern sogleich auf K— Erklärung über die ihm auf den Kopf zugeschriebene Mitgenossenschaft an H— Schriften stoßen. — So sehr ich nun auch den weltberühmten K— von jeher geliebt und geehrt habe, und noch bis jetzt, unerachtet der in seiner Rechtsmetaphysik vermuthlich aus 1 Sam. 8, 2. abgeleiteten Obrigkeitstheorie, liebe und ehre, so kann ich doch meine Meynung über jene Erklärung durchaus nicht auf dem Herzen behalten. — Mit ihren ersten Zeilen bin ich ganz zu-

zufrieden, aber alles nachfolgende dünkt mich eine Art von geistiger Guillotinirung, die mich doppelt verdrießt, weil sie von einem Manne vorgenommen wird, der sich selbst H— vertrauter Freund nennt, und sich gegen ihn auch stets so betragen hat. Kann das ein Erzphilosoph thun, was muß man dann nicht dem zweydeutigen Hofmanne verzeihen? — Hascht ein so steinreicher Denker nach den Garben, die etwa aus einigen seiner Saatkörner aufgeschossen, die aber dem Sämann viel eignen Schweis und Mühe gekostet, ehe sie zum Genuß auf den Mühlstein gebracht worden, und die vielleicht in seinem Magazin verdorrt oder vermodert wären; was läßt sich denn von den Geistesarmen besorgen, die mit ihren Ichheiten blos colportiren? — Ist etwa der Geiz von aller Art des Reichthums, er liege im Kopf oder im Kasten, unzertrennlich? dann ist er gewiß die Wurzel alles Uebels. — Scheint K— nicht mit der rechten Hand alles sorgfältig bey Seite zu scharren, was er H— mit der Linken sparsam zugezählet hatte? Oder wissen Sie es anders zu erklären, was er von der Würze sagt, die H— als ein aufgeweckter Mann für seine Witzgerichte, ihren Geschmack zu schärfen, aus den K— nachgeschriebenen Heften gezogen haben soll? — Auch ich finde, so wie K— in seiner Rechtslehre, den Satz de mortuis nil nisi bene, unrichtig, allein der andere de mortuis nil nisi verum verdient gewiß in einer Metaphysik der Zeugnißlehre seine Stelle. — In welches Schillerlicht hat nicht K— die

Ant-

Antwort auf die strittige Frage durch sein Detail gestellt? — Können sich nicht alle kluge Weltmänner über K— beschweren, wenn sie ihn von H— sagen hören: er habe sich mit der Philosophie nicht sonderlich befaßt? Ist ein Buch wie das H—sche über die Ehe kein Beweis für ächte Befassung mit der Philosophie? Oder ist der academische Gradus das einzige Philosophen-Schiboleth? O Welt! O Universität! — An K. Stelle hätt ich blos die ersten Reihen dieser Erklärung mit dem Zusatz geschrieben: „H. war einst mein Schüler, mein „vieljähriger Tischgenosse, mein vertrauter „Freund, mit dem ich bis an seinen Tod in „engem Umgange lebte.“ Wer sich aus solcher Anzeige nicht erklären könnte, wie Kantische Bächlein in Hippelsche Fruchtfelder geflossen, den lasse man bey seinem Glauben, und spare den weitern Trepan, aus Beysorge, Uebel ärger zu machen.

Sie werden sich vielleicht über meinen Eifer wundern, ob Sie gleich meine Verbindung mit H— wissen, weil Sie meine Unpartheylichkeit über seine mancherley Fehler und meine wenige Theilnahme an Händeln außer meinen Haus- und Hofgrenzen kennen; erinnern Sie sich aber auch, daß mich alles, was ich für Unrecht halte, unaussprechlich ärgert, und daß ich gern dagegen stürme; mithin befremde es Sie gar nicht, daß ich Ihnen die Freyheit gebe, dieß Billet in den Anzeiger, oder wo Sie's wollen, setzen zu lassen, und daß ich entschlossen bin, die deshalb zurückbehaltene Abschrift selbst einzuschikken,

ken, wenn Sie etwa aus gewöhnlicher Delikatesse die Materie nicht weiter berühren wollten. — K— kann wahrhaftig nicht herzinniger wünschen: daß jedem das Seine zu Theil werde, wie ich dieß wünsche, und auch durch diesen Wunsch mein Scherflein zum ewigen Frieden beyzutragen suche.“

v. K.

*

Für den Leser dieser Biographie ist hierüber nichts weiter hinzuzusetzen; eines Plagiats in dem gewöhnlichen Sinn, wo es ausgeschriebene ganze Stellen aus gedruckten Schriften, als wäre es Eigenthum, bezeichnet, war Hippel nicht fähig und brauchte es auch wahrlich bey dem eignen Reichthum seines Geistes nicht; aber bey seiner Art, sich alles zu notiren, was im Lesen oder Hören ihm treffend, witzig, paradox vorkam, und oft dergleichen Sentenzen ohne besondere Verarbeitung und Verknüpfung neben einander zu stellen, — müssen freylich seine Freunde oft einen Gedanken hier wieder gefunden haben, der ihnen ursprünglich gehörte; und auch Andern konnte dieß nicht entgehen. Nicht selten hat er die glänzenden Steine, die er allerwärts her gesammelt hatte, blos gefaßt. Manchem seiner

Freun-

Freunde theilte er seine Handschriften mit; sie gaben sie ihm mit Randbemerkungen, Zusätzen, Bereicherungen, von ihrer Hand zurück, mit der Freyheit, was er davon und wie er es benutzen wollte. Vom Kr. Rath Scheffner ist das oben schon gesagt worden. Hippel gab ihm seine Mscpte erst durchzulesen, und Scheffner fügte bey und bemerkte sonst, was ihm gut dünkte. Eben dergleichen that der, unter seinen Freunden oben schon genannte Criminalrath Jensch in Königsberg, ein gelehrter Geschäftsmann von großen Talenten, der es verzeihen wird, daß bey der Oeffentlichkeit, die Hippels Autorschaft nun einmal bekommen hat, der Nekrolog auch seinen ehrenwerthen Namen hier nennt. Er hat, soviel ich weis, nichts selbst herausgegeben, ging aber voll uneigennütziger Theilnahme die Handschriften seines Freundes Hippel durch, vermehrte sie nicht blos in einzelnen Stellen, sondern im Ganzen und durchweg; vorzüglich ist dieß der Fall bey dem B. ü. d. Ehe und dessen verschiedenen Auflagen, (sonderbar ist es, daß auch Jensch unverheirathet lebt); ferner bey dem über die bürg. Verbess. der Weiber, und bey der Schrift No. 17, wo die in die Strafgerech-

rechtigkeit einschlagenden Punkte von ihm herrühren. Hippel verarbeitete die Bemerkungen und Zusätze seiner Freunde, gab ihnen das noch einmal zur Durchsicht, und er selbst revidirte es dann noch mehr als einmal. Er bleibt aber immer Hauptverfasser der oben aufgezählten Schriften. In seinen biographischen Notaten, die bekanntlich aus seinen spätern Zeiten herrühren, sagt er einmal folgendes, das hieher gehört, aber zugleich auch durch das Obige näher bestimmt wird: „Mein Gedächtniß verliert sich jetzt je länger, je mehr, und nimmt fast mit meinen Augen in gleichem Verhältniß ab. Ich glaube, daß meine ungestüme Liebe zum Lesen an beyden bey weitem zum größten Theil Schuld sey. Wenn ich jetzt in meinen Aufsätzen Worte oder Gedanken eines andern mir eigen mache, so ists so wenig Diebstahl, daß ich gewiß nach der strengsten Untersuchung losgesprochen werden müßte. In meiner Jugend war ich ein so großer Beobachter des vier- VII ?
ten Gebots, daß keine Phrasis des Sprachheiligen Cicero ohne eine kleine Veränderung von mir gebraucht wurde, worüber mein Vater oft lachte, noch öfterer aber mich verwies.“ —

*

Noch ist übrig, von dem handschriftlichen literarischen Nachlaß Hippels zu reden. Ich bin so glücklich, von dem, was sich Ungedrucktes unter seinen Papieren fand, folgendes vollkommen glaubwürdige Verzeichniß geben zu können:

1. Ein Manuscript über Gesetze und Gesetzgebung.

Das Werk sollte aus drey Bänden bestehen. Der erste ist bereits ins Reine geschrieben, doch ohne Titel; zur Ausarbeitung der übrigen sind Sammlungen von eignen Gedanken und von Auszügen aus andern gemacht; der Stoß, in dem diese liegen, ist überschrieben: System der Gesetzgebungswissenschaften. Es lag ein Blatt von Hippels Hand dabey, worinn er, unter dem 25. Aug. 1792, einen ungenannten Freund zur strengen Beurtheilung seiner Arbeit auffordert. Ein sachkundiger Dienstmann wurde jetzt, nach des Verf. Tod, ersucht, dieß Manuscpt mit prüfendem Auge zu durchlesen, und sein Urtheil darüber mitzutheilen; er sagt: „daß eine genaue Kritik darüber eine vollständige Abhandlung erfordern würde

würde, zu der ihm seine Lage keine Zeit lasse; er gebe nur eine generelle Beurtheilung, und wolle, jenem Wunsche des Verf. zu Folge, in einem freyen Urtheil dieser Arbeit nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit, nach bestem Wissen erweisen." Hier ist, was dieser, mit der kritischen Philosophie vertraute Beurtheiler davon sagt:

„In diesem Manuscpt findet man nur leise Ahndungen von dem, was Naturrecht und Philosophie des Rechts ist, wenn sie die Alleinherrscherinn im bürgerlichen Leben seyn soll, und das eigentliche Ziel, welches allen Schriftstellern über Naturrecht vorschreiben sollte, die Idee eines blos formalen negativen Vernunftsystems (der äußerlichen Handlungen geselliger Menschen) auszubilden, ist ganz verfehlt. — Man findet einen Haufen nicht zusammengehöriger Materien aufgeschüttet, die sich untereinander selbst zerstören, und zwischen welchen der Eudämonismus spukt. So treiben Naturrecht, Moral und Religion, ja sogar bis auf die vielthuerische Klugheitslehre, auch selbst da ihr Wesen, wo man ihre Dienste gar nicht verlangt, und reißen sich unbesonnen die Arbeit aus den Händen. Auffallend ist es, daß der Verf. Geschichte und Wissenschaft durchweg verwechselt hat; denn wie konnte er sonst das Recht auf Handlungen, aus der Ehe, als der ersten Gesellschaft, herleiten und von der väter-

lichen Regierung das Heil der Menschheit erwarten, von einer Regierung, die zwar für die Kinder und das Hausgesinde der Scheiks Abraham, Isaac und Jacob taugen mochte, nicht aber für uns, die wir wissen, was rechts und links ist! — Eben so wenig haltbar ist der zweyte Hauptgedanke, — alle Gesetzgebung müßte Weltbürgerliche Zwecke haben; denn mit diesem hat der Verfasser wieder einen Luftsprung aus dem Gebiet des Rechts in das der Moral gethan und ist gegen die Erfahrung verstoßen, welche uns die Weltbürger gewöhnlich als schlechte Staatsbürger und Hausväter erscheinen läßt. Wer sich gewöhnt, scharf in der Ferne zu sehen, sieht schlecht in der Nähe, und wer seine Humanität über das Meer sendet, dem fehlt sie zu Hause!

Man sieht es dem Werke an, daß es bereits vor zehn Jahren geschrieben worden; sonst würde die Vermengung falscher und wahrer Sätze, welche jetzt so sehr triviral sind, noch mehr auffallen müssen. — Die ganze Arbeit ist wahrscheinlich nur der erste flüchtige Entwurf, von welchem, wenn er dem Publiko übergeben werden sollte, die eine Hälfte ganz ausgelöscht, die andere aber umgearbeitet und ergänzt werden müßte.

Ueberall aber finden sich Spuren des talentreichen, frey und edeldenkenden Mannes, der bey einem gründlichen Studio der Philosophie ihren Tabor gewiß erreicht, und auch diesen wichtigen Theil der Wissenschaften — Gesetzgebung

gebung — gleich einem Montesquieu und Filangieri, erleuchtet haben würde. — Wenn es wahr ist, daß diese Schrift die einzelnen Abhandlungen enthält, die von H. der Preußischen Gesetzgebungs-Kammer eingesandt wurden, so hätten Ideen, die man großentheils unter die philosophischen Träume rechnen muß, dießmal den Preis erhalten.“ — —

2. Eine Sammlung geistlicher Lieder, die schon zum Druck abgeschrieben zu seyn scheint.

Es ist bereits oben von diesen Liedern die Rede gewesen. „Einzelne schöne, zum Theil vortreffliche Stellen (so sagt ein Beurtheiler derselben) möcht' ich mir ausheben, sie öfter lesen und mich daran ergötzen; aber von keinem ganzen Liede könnt' ich zu meiner Andacht Gebrauch machen. Es ist eine eigne Sache um die Andacht bey einem gewissen Grade der geistigen Bildung. Jeder nicht vollkommen richtige Gedanke, jedes Populäre, das nahe ans Platte gränzt, jede Verletzung der Sprachrichtigkeit u. s. w. läßt den Geist der Andacht verfliegen.“ — Das von Borowski aus dieser Handschrift bekanntgemachte Pfingstlied (s. Ueber das Autorschicksal ꝛc. S. 24) ist ein

Beweis von der Richtigkeit dieses Urtheils in Lob und Tadel.

Du, der du deinen Sohn gesandt,
Gieb Kraft ins Herz, Licht in Verstand,
Daß Jesum Christum wir verstehn
Und den Weg, den er vorging, gehn.

Er predigte gewaltiglich
Nicht Menschensatzung, sondern — Dich,
Und lehrte, was begreiflich ist,
Was Menschen sind und was du bist.

Den Weg zu Gott, den lehrt' er recht!
Nun spricht nicht mehr zum Herrn der Knecht,
Nein, was der Mensch weit leichter findt,
Es spricht zum Vater jetzt das Kind.

Und da er dorten Lohn empfing
Und wieder hin zum Vater ging,
Ließ er der Welt der Lehre Geist,
Der sie dem blinden Wahn entreißt.

Dieß ist der Geist voll Kraft und Licht,
Der Stärke giebt, dem sie gebricht,
Der in uns wirkt und in uns ist,
Der Geist von Gott und Jesus Christ. —

— Nie dämpfe dieses Geistes Kraft,
Der Wollen und Vollbringen schafft!
Sie bringet Licht in Finsterniß,
Macht deinen Geist neu und gewiß.

Sie

Sie giebt dir bey den Leiden Muth,
Sie macht dich froh, sie macht dich gut;
Führt den, der glauben will und kann,
Durch selge Hoffnung himmelan.

Hast du nie diese Kraft verspürt?
Mensch, warst du göttlich je gerührt,
Warst du im Beten stark und kühn,
War's dir, als wenn dir Gott erschien,

Und glaubtest und empfandst du je:
„Ich bin nicht blos der Sterbliche!"
So ist das Heil dir offenbar,
Daß Gottes Geist dann in dir war. ꝛc.

— Die ganz eigne Kraft und Salbung, welche dieses Lied hat, und womit es immer von neuem auf mich wirkt, giebt mir wenigstens den Wunsch, daß jenes Liedermanuscript, ungeachtet des obigen gegründeten Tadels, doch dem Publikum mitgetheilt werden möge.

3. Der Pachter Moritz. Ein Roman.

Da hierin des Raths der Alten und der 500 zu Paris gedacht wird, so fällt die Bearbeitung dieses Romans in Hippels letzte Lebensjahre. Das erste Buch desselben, dessen Handschrift ganz daliegt, ist bis zum 12ten Kapitel abgeschrie-

schrieben, aber gar nicht revidirt; der weitere Plan oder Materialien dazu finden sich nirgends. Dieser Roman wäre ganz in seiner Manier ausgefallen. Die Situation, wo ein Mann in der gewissen Voraussetzung, daß seine in jedem Betracht böse Frau wirklich todt sey, an ihrem Sterbeabend bey seinem Freunde und Nachbar um dessen schon längst von ihm geliebte Tochter anhält, und als er den Morgen darauf bey seinem Freunde frühstückt, nach Hause gerufen wird, indem seine Frau wieder aufgelebt sey, macht eine zugleich sehr rührende und komische Katastrophe.

4. Der Vater und seine drey Söhne; ein Neujahrsmährlein mit einer Zugabe des Verf.

Hiervon sind nur drey Bogen in einer ziemlich unleserlichen Handschrift da, die von der Geschichte nichts weiter als die Ventilation enthalten, ob die Söhne Juristen, Theologen oder Soldaten werden sollen; über diese drey Stände sind manche bittere Wahrheiten gesagt.

5. Lieb

5. Lieb und Anne

hat eine kleine ländliche Erzählung werden sollen. (Lieb ist die provinzielle Abkürzung von Gottlieb) Da nur ein paar Quartseiten davon existiren, so läßt sich nichts weiter davon sagen, so wenig als über einige Collectaneen unter der Rubrik: zum neuen Roman.

6. Ein paar voll collectirte Bücher Papier sind betitelt: Zum Orden von Tabor, in welchem er alle seine Ideen über die Maurerey, die in den Kreuz- und Queer-Zügen nicht unterzubringen gewesen, weiter ausführen wollte. Der in den Kr. und Qu. Zügen vorkommende Johannes würde hier eine vorzügliche Rolle gespielt haben. Der Plan des Ganzen ist nicht vorhanden, aber wohl eine fertige Zuschrift an die aus den Kr. und Qu. Zügen bekannte Frau von Rosenthal.

7. Vier Schauspiele: a) Der allzeitfertige Complimentist. b) Sobald der Vetter kommt; (hiervon sind zwey Bogen abgedruckt.) c) Willefordt und Amalia (wurde auf der Königsberger Bühne einmal aufgeführt.) d) Der Diener zweyer Herren (wurde zwey-

mal gespielt.) Diese vier Comödien würden zu unserer Zeit weder die Leser noch Zuschauer befriedigen; es fehlt ihnen an Handlung, und der Dialog zieht sich größtentheils nur am Witzfaden durch die Auftritte.

In einem „Theatralische Ideen" überschriebenen Paket lagen zwey angefangene Trauerspiele, die aber noch nicht benannt und von denen nur zerstreute Scenen niedergeschrieben sind; die vorhandenen Collectaneen sollten vermuthlich zur Vollendung dienen.

Unter dem Titel der Knopfmacher hat er entweder ein Drama oder eine Erzählung machen wollen. Flüchtig sind einige sehr rührende Situationen niedergeschrieben.

Daß er willens war, eine neue, gewiß sehr umgearbeitete Ausgabe der Kr. und Q. Züge zu besorgen, erhellet aus der großen Sammlung von Collectaneen unter der Aufschrift: Zur neuen Ausgabe der Kreuz- und Qu. Züge. Eben diese Absicht hatte er auch mit der Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber"; in einem gedruckten Exemplar dieses Buches sind ganze Seiten ausgestrichen.

Von

Von diesen zu möglichen neuen Ausgaben vorräthigen Aenderungen und Vermehrungen wird vielleicht Gebrauch gemacht werden; sie sind vor der Hand der Voßischen Buchhandlung zugeschickt.

8. Noch sind mehrere, schon ins Reine geschriebene kleine Aufsätze vorhanden, die aber Hippel vor dem Drucke gewiß an vielen Orten abgeändert haben würde.

a. Ueber die Abschaffung des Schwerdtes bey Executionen.

b. Ueber Aufbewahrung incorrigibler Verbrecher.

c. Ueber das Drohen in Criminalurtheilen. (Diese drey Abhandlungen hatte er unter dem 9. Jun. 1788 dem Großkanzler von Carmer eingesandt.)

d. Ueber das Wandern der Handwerker.

e. Ueber Werbungen, und über die Mittel, die Ausländer zu naturalisiren.

f. Eine raisonnirende Beschreibung der damaligen Einrichtung seines Saals, die er in der Folge selbst sehr anders getroffen.

Einige Collectaneen in besondern Umschlägen zeigen, daß er vielleicht zu schreiben willens war: über Unterthänigkeit; — über das Steigen und Fallen der Zinsen; — über die Ursachen, warum ein Volk schwer von seinen Religionsprincipien abzubringen sey; — Briefe über die jetzigen Zeiten, — und besonders auch über den Tod.

In einem Convolut befinden sich hingeworfene Garten-Ideen; Inschriften; ein Nachtgedanken-Protokoll; Bemerkungen über Herrnhuter.

Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß eine Auswahl von diesen Fragmenten den vielen Freunden von Hippels Muse möge mitgetheilt werden. Es zu thun, stand nicht in meiner Gewalt, und ich kann nicht einmal wahrscheinliche Hoffnung dazu machen.

Welche rastlose Thätigkeit in diesem bewunderten, unvergeßlichen Manne! welcher Reichthum von Planen und Entwürfen! Was hätten wir nicht noch alles von ihm zu hoffen gehabt, wenn das Schicksal ihn nicht niedergewor-

geworfen hätte in der Mitte seines Laufs! Und wie würde sich, wenn der Sturm in der Brust allmählig eingeschlafen wäre, auch die schöne Saat edler sittlicher Vollendung in der mildern Abendsonne schön, erquickt und erquikkend gehoben haben, mit Früchten die Fülle! Fehlt doch dem armen gebrechlichen Menschen zum Heiligen oft weiter nichts, als ein graues Haupt und der Weg bis dahin! —

Wer einen Menschen treu schildert, zu Lob und zu Tadel, hat leicht den Schein der Anmassung und des moralischen Uebermuthes. Des armen Thoren, wenn es denn so ist! — Ein Persischer Lehrer gestand auf dem Lehrstuhle seine Unwissenheit über den eigentlichen Sinn einer schweren Stelle. Ein grober Mensch sagte zu ihm: „Der Ort, von dem du herabsteigst, ist nicht für Unwissende bestimmt.“ — Jener antwortete: „Ich bin heraufgestiegen in Rücksicht auf das, was ich weis; hätte ich im Verhältniß dessen heraufsteigen sollen, was ich nicht weis, so würde ich mich bis an den Himmel erhoben haben.“ — —

„Wer

„Wer bist du, fragt man, daß du also über deinen Bruder berichtest und richtest?“ — „Wir haben, ist die Antwort, von ihm erzählt, über ihn geurtheilt, mit Rücksicht auf das, was auch wir thun sollten; hätten wir über ihn urtheilen wollen in Absicht auf das, was wir thun und worinn auch wir fehlen, so hätten wir uns in stolzem Sinn bis zum Himmel erhoben. Duldung und Friede sey mit ihm und uns!“ —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Inhalt.

Biographie des Grafen Spaur ; S. 1
— des Prof. Engelschall ; 75
— des geh. Rath v. Hippel
(Fortsetz. und Beschluß ; 123

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google